

Engagiert ein Leben lang?

Eine empirische Studie zur Motivation älterer Menschen für
bürgerschaftliches Engagement in der nachberuflichen Lebensphase

Inauguraldissertation

zur Erlangung des akademischen Grades
Dr. phil.
eingereicht im Fach Erziehungswissenschaften

an der Philosophischen Fakultät IV
der Humboldt-Universität zu Berlin

von
Anne Heller
27.08.1969, Ribnitz-Damgarten

Präsident der Humboldt-Universität zu Berlin
Prof. Dr. Dr. h.c. Christoph Marksches

Dekan der Philosophischen Fakultät IV
Prof. Dr. Elk Franke

Gutacherin

1. Frau Prof. Dr. Wiltrud Gieseke
2. Frau Prof. Dr. Anne Schlüter

Datum der Promotion: 18. 07. 2008

Für meine Mutter

„Ältere Menschen sollten darauf bestehen, dass man sie als ältere Menschen wahrnimmt. Sie sollten nicht entschuldigend verkünden, sie seien trotz hingeronnener Lebensjahre ohnehin noch so jugendlich, sie seien trotz ihrer Pensionierung durch diese und jene Aktivitäten ohnehin noch so nützlich für die Gesellschaft; sie seien, auch wenn sie mit guten Pensionen versorgt seien, ohnehin gebefreudig gegenüber den Nachfahren. Sie sollten auch keine präpotenten Nutznießer, grantigen Egoisten, anmaßenden Forderer sein. Sie sollten etwas sein, was wohl für alle Individuen – jeden Alters – gilt: Sie sollten nach Kräften zum guten Leben der Gesellschaft insgesamt beitragen, und dies sollte auch ihr eigenes zu einem guten Leben machen.“

(Prisching, in: Hoffnung Alter 2003, 269)

Gliederung

Vorwort	6
Danksagung	9
1	Einleitung 10
1.1	Zielsetzung der Arbeit - theoretische Überlegungen und Forschungsfragen 10
1.2	Aufbau und inhaltliches Vorgehen 21
2	Bürgerengagement in der Bundesrepublik Deutschland 24
2.1	Dimensionen von Bürgerengagement..... 24
2.2	Versuch einer Begriffsbestimmung 29
2.3	Neuere Entwicklungen..... 33
2.4	Bürgerengagement in den neuen und alten Bundesländern..... 39
3	Alter(n) in der Bundesrepublik Deutschland 45
3.1	Demographischer Wandel in der Diskussion 45
3.2	Das Phänomen der „Jungen Alten“ 52
3.3	Nachberufliches Leben Älterer..... 56
3.4	Ältere als Bürgerschaftlich Engagierte – brachliegende Kompetenzen 61
4	Kategorienbildung 67
5	Forschungsdesign 79
5.1	Anlage der Untersuchung und methodische Grundlegung..... 79
5.2	Beschreibung des Forschungsfeldes in seiner Gesamtheit 84
5.3	Erhebung der Stichprobe 87
5.3.1	Auswahlkriterien..... 87
5.3.2	Gewinnung der Probanden und Durchführung der Interviews..... 88
5.3.3	Beschreibung der Stichprobe..... 90
5.4	Auswertung der Daten 91

6	Ergebnisdarstellung und Interpretation.....	93
6.1	Vorbemerkung	93
6.2	Lesehinweis	93
6.3	Ergebnisdarstellung: Kindheit und Jugend.....	94
6.3.1	Interpretation.....	102
6.4	Ergebnisdarstellung: Schule und Ausbildung.....	109
6.5	Ergebnisdarstellung: Engagement in der Familie Eigenes Engagement	116
6.5.1	Interpretation.....	127
6.6	Ergebnisdarstellung: Gründung einer eigenen Familie	135
6.6.1	Interpretation.....	138
6.7	Ergebnisdarstellung: Auswirkungen des Familienlebens.....	142
6.7.1	Interpretation.....	147
6.8	Ergebnisdarstellung: Qualifikation und Weiterbildung.....	158
6.8.1	Interpretation.....	163
6.9	Ergebnisdarstellung: Krisen und Zäsuren im Leben	175
6.9.1	Interpretation.....	182
6.10	Ergebnisdarstellung: Die politische Wende in der DDR.....	194
6.10.1	Interpretation.....	199
6.11	Ergebnisdarstellung: Übergang in die nachberufliche Lebensphase	203
6.11.1	Interpretation (Vorbereitung auf die Nachberuflichkeit).....	212
6.11.2	Interpretation (Übergang in die Nachberuflichkeit)	218
6.12	Ergebnisdarstellung: Aktivitäten in der nachberuflichen Lebensphase.....	226
6.12.1	Interpretation.....	235
7	Zum Altersbild	247
8	Fazit.....	255
9	Ausblick	269
Anhang 1	273
Anhang 2	274
Literatur	275

Vorwort

Das öffentliche Interesse an demografischen Fragen bestimmt aktuelle Diskussionen in einem Ausmaß, welches dieses Thema allgegenwärtig erscheinen lässt. Demografische Entwicklungen und deren Konsequenzen werden medienwirksam und in den unterschiedlichsten Foren thematisiert, wobei häufig Untergangsszenarien den Diskurs bestimmen. So ist die Rede vom *Krieg der Generationen* und vom *Krieg der Kulturen* in einer *Vergreisten Republik*, die Älteren mutieren zur *Methusalem Generation*, und die (gebildeten) Jüngeren verweigern Reproduktion und Nachwuchs (Schirmacher 2004; Geo 2005, Birg 2006).

Gleichwohl finden wir in diesem Kanon auch andere Stimmen, so titelt Rosenmayr 2003 mit der *Hoffnung Alter*, die GEO spricht von der *Generation Grau als Keim einer neuen Bürgergesellschaft* (GEO 5/2004) und Henning Scherf veröffentlichte 2006 *Grau ist bunt. Was im Alter möglich ist*.

Die Diskussion bewegt sich gemeinhin zwischen zwei Polen, wobei es einerseits um die immer weniger werdenden Jungen und andererseits um die steigende Zahl Älterer in unserer Gesellschaft geht. Gefragt sind in diesem Zusammenhang Ideen und Konzepte, die die verschiedenen Lebensalter mit einbeziehen und eben keinen Krieg der Generationen zulassen sondern vielmehr Wege erproben, um sowohl jungen als auch älteren und alten Menschen Perspektiven zu bieten. Es geht dabei um Fragen, wie Altern selbst bestimmt und aktiv gelingt, welche Optionen die Gesellschaft jenseits von Nischen und Klischees anbietet und in welchen Feldern Partizipation Älterer realisiert werden kann.

Voraussagen zum Alter(n) werden „... immer weniger vorgeprägt und antizipierbar sein...“, das heißt, wir werden immer weniger wissen, wie die Lebenssituation älterer und alter Menschen konkret aussieht (Schmidt, in: Knopf/ Schäffter/ Schmidt 1995, 14).

Insofern sollen an (zukünftige) Ältere weniger gesellschaftliche Erwartungshaltungen und moralische Appelle, als ‚produktive Reserve‘ verfügbar zu sein, im Vordergrund stehen. Vielmehr muss es darum gehen, Alter(n) in seiner außerordentlichen Vielfalt wahr- und ernst zu nehmen und Angebote zu unterbreiten, die diese Vielfalt gesellschaftlich integrieren. Dies setzt jedoch ein gesellschaftliches Altersbild voraus, das älteren Menschen „Sinnerfüllung durch sinnvolle Tätigkeitsmuster“ zugesteht (Dittmann - Kohli 1991, 76) und sie ihre adäquate Rolle suchen und finden lässt.

Es existierten und existieren nach wie vor eine Vielzahl an Maßnahmen und Projekten, die darauf zielen, ältere Menschen in unserer Gesellschaft in ihrer Rollenfindung zu unterstützen und dabei insbesondere auch Voraussetzungen und Bedingungen zu schaffen, die den veränderten Lebenssituationen Älterer gerecht werden.

Das Modellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“ (2002 – 2006) des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, das in Kooperation mit zehn Bundesländern durchgeführt worden ist, stellt ein solches Projekt dar. Ziel des Modellprogramms war es, ein Handlungs- und Strukturkonzept zu entwickeln, mit dem das Erfahrungswissen Älterer für den Freiwilligenbereich nutzbar gemacht werden kann. Darüber hinaus sollte ein positiveres Altersbild gefördert und Voraussetzungen für die Einbindung älterer Menschen in die Gesellschaft entwickelt werden. Mit der Entwicklung und Erprobung eines innovativen Weiterbildungsangebotes verfolgte man außerdem das Ziel, eine Fortbildungslücke im Bereich der Altenbildung und Engagementförderung zu schließen (ISAB Berichte aus Forschung und Praxis Nr. 84, 9).

Die wissenschaftliche Begleitung dieses Projektes wurde innerhalb eines Forschungsverbundes realisiert, zu dem wissenschaftliche Institute und Einrichtungen gehörten. Beteiligt war unter anderem die Hochschule Neubrandenburg, deren Aufgabe darin bestand, ein Kurskonzept zu entwickeln und zu erproben, das ältere Menschen zu *seniorTrainerinnen*¹ weiterbildet und sie so auf ihre Engagementtätigkeit im Freiwilligensektor vorbereitet.

Als Wissenschaftliche Mitarbeiterin war ich innerhalb dieses Modellprojektes tätig und konnte unmittelbar erfahren, wie sich Alter(n) in unserer Gesellschaft darstellen kann. Ich habe viele ältere Frauen und Männer kennen gelernt, die sich auf eine neue Lebensphase - die nachberufliche - vorbereitet haben bzw. bereits längere Zeit in dieser aktiv waren. Bewegt haben mich Ältere, die so gar nicht in die gängigen Klischees vom Altsein passen wollten, die ungeheuer agil und interessiert waren, Neues suchten und ausprobierten und keinesfalls den Eindruck vermittelten, sich auf einen ‚ruhigen Lebensabend‘ einlassen zu wollen.

¹ Die Schreibweise *seniorTrainerin* entspricht der im Modellprogramm gebräuchlichen Schreibweise und wird auch in dieser Arbeit so verwendet. Ansonsten wählt die vorliegende Arbeit aus Gründen der besseren Lesbarkeit ausschließlich die männliche Form.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee, die Lebensgeschichten älterer Frauen und Männer kennen zu lernen und auf diese Weise zu erfahren, wo Beweggründe und Motivation dafür liegen, ein aktives Alter zu gestalten und sich dabei insbesondere für das Gemeinwesen zu engagieren. Der durch meine Mitarbeit im Modellprojekt gewährleistete Zugang zum Forschungsfeld ermöglichte mir, Interviews mit einem ausgewählten Personenkreis zu führen und die Ergebnisse in der vorliegenden Studie zu bearbeiten.

Danksagung

An dieser Stelle danke ich sehr Frau Prof. Dr. Wiltrud Gieseke, die mich zu dieser Arbeit ermutigte und in meinem Vorhaben immer wieder bestärkt hat. Sie hat mich über die Jahre mit konstruktiver und anregender Kritik begleitet und so den Fortgang meiner Arbeit maßgeblich unterstützt. Ich danke außerdem Frau Dr. sc. Helga Stock für hilfreiche Hinweise bei der Fertigstellung meiner Arbeit.

Mein Dank geht an Prof. Dr. Joachim Burmeister, der als Projektleiter an der Hochschule Neubrandenburg meine Untersuchungen mit ermöglicht und durch wichtige Impulse besonders in der Anfangsphase vorangebracht hat.

Besonders herzlich danke ich den Frauen und Männern des Modellprojektes, die bereit waren, mir aus ihrem Leben zu erzählen und sich auf lange und intensive Gespräche einzulassen. Sie alle standen mir und meinem Anliegen sehr offen gegenüber – ohne sie hätte diese Arbeit nie entstehen können. Die Gespräche mit ihnen habe ich als persönliche Bereicherung erfahren; sie haben mir Anregungen gegeben und Einsichten ermöglicht, die über das rein wissenschaftliche Interesse weit hinaus gehen.

Ich danke meiner Familie.

Anne Heller

1 Einleitung

1.1 Zielsetzung der Arbeit - theoretische Überlegungen und Forschungsfragen

In der vorliegenden Studie geht es darum, bürgerschaftliches Engagement als Teil des biografischen Prozesses zu analysieren. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass Engagement für das Gemeinwesen eng mit der individuellen Lebensgeschichte des Einzelnen verbunden ist.² Für die Untersuchung resultiert daraus die grundlegende Überlegung, dass soziales Engagement erst vor dem Hintergrund biographischer Ereignisse und Erfahrungen verstehbar wird. Dass Menschen sich freiwillig für andere engagieren, schlussfolgert sowohl aus ihrer aktuellen persönlichen Situation als auch aus vergangenen Erfahrungen.

Die biographieanalytische Perspektive geht über ein punktuelles Erfassen sozialen Engagements hinaus, sie ermöglicht es, Engagement prozesshaft und mit dem biographischen Geschehen verknüpft, zu betrachten (vgl. Jakob 1993, Diss.). Dieser Zugang fordert, vergangene lebensgeschichtliche Ereignisse und Erfahrungen des Einzelnen herauszuarbeiten und sie in ihrer Bedeutung für aktuelles Engagement zu analysieren.

Ausgangspunkt für die Fragestellung ist, „... dass Lebenserfahrungen eine Biographie prägen ...“ und Erfahrungen, die biographierelevant sind, den Verlauf der Lebensgeschichte in der Regel nachhaltig strukturieren (Alheit/ Hoernig 1989, 148). Lebenserfahrungen und daraus gewonnenes biographisches Wissen fungieren dabei als Ressourcen, die sowohl Handlung steuernde als auch ausgestaltende Funktion für biographische Projekte übernehmen (ebd.). Demzufolge sind biographische Verläufe immer von der eigenen, kontextbezogenen, Vorgeschichte abhängig.

Erfahrungen existieren gemeinhin als Wissen und Kenntnisse, „... die sich aus der unmittelbaren Beziehung des Menschen zu seiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt in seiner gesellschaftlichen Praxis ergeben“, formuliert Kosing (Kosing 1985, 158). Betont werden soll für unseren Forschungszusammenhang die Überlegung, dass Erfahrungen nicht nur das darstellen, was von Menschen tatsächlich erfahren worden ist, sondern darüber hinaus

² Zahlreiche Untersuchungen zum Ehrenamt zeigen auf, dass Aktivität für die Gemeinschaft großteils eine Weiterführung dessen bzw. ein Anknüpfen an das ist, was bereits in früheren Lebensphasen getan wurde bzw., dass Engagement des Einzelnen zumindest lebensgeschichtlich verortet ist (vgl. u. a. Freiwilligensurvey 1999 und 2004; Kohli et al 1993).

ebenso das beinhalten, was Hoerning *Überarbeitung des Erfahrenen* benennt (Alheit/ Hoerning 1989, 126).

Der Begriff der Erfahrung wird insbesondere in der biographischen Forschung in der Regel vor dem Hintergrund verwendet, „... dass Menschen, die einer bestimmten Klasse, Geschlecht, Beruf etc. angehören oder ein bestimmtes Lebensalter erreicht haben, über bestimmte Erfahrungen verfügen, die im biographischen Wissen vorhanden sind.“ (Alheit/ Hoerning 1989, 154f.). Gleichwohl wissen wir ausgehend davon nicht, wie diese Erfahrungen in die aktuelle Lebensgeschichte eingearbeitet werden und derzeitige biographische Projekte beeinflussen (ebd.).

Mit Blick auf die Forschungsfrage und unser Forschungsfeld ist daneben der von Negt und Kluge verwendete Erfahrungsbegriff bedeutsam, wird doch in diesem hervorgehoben, dass aktuelle Erfahrungen immer auch das Produkt von Erfahrungen der Vorfahren (gattungsgeschichtliche Erfahrungen) sind und biographische Vergangenheit also drei Ausprägungen aufweist: individuelle lebensgeschichtliche Vergangenheit, intergenerationale lebensgeschichtliche Vergangenheit und historisch – kollektive Vergangenheit (Negt & Kluge 1972, 23).

Wir gehen davon aus, dass diese Erfahrungen Biographien prägen und Muster hinterlassen, „... die das zukünftige biographische Projekt vorstrukturieren. Gleichzeitig sind biographische Erfahrungen als biographisches Wissen Handlungsressourcen, die zur Konstruktion des zukünftigen biographischen Projektes verwendet werden.“ (Alheit/ Hoerning 1989, 153).

Die Nutzung von Erfahrungs- (wissen)³ im individuellen biographischen Kontext wird immer davon abhängig sein, welche Passung es mit dem biographischen Grundschema und gesellschaftlichen Anforderungen gibt. In welchem Ausmaß Lebensläufe von bestimmten Ereignissen abhängen oder ihnen folgen, wird nur nachvollziehbar sein, wenn wir deren zeitliche Abfolge in der Lebensgeschichte rekonstruiert. Zu berücksichtigen sind hier neben speziellen gesellschaftlich definierten und institutionalisierten Vorgaben, wie beispielsweise Ausbildung und Beschäftigung eine Vielzahl anderer Einflüsse und Ereignisse, die Lebensverläufe aktuell verändern und strukturieren können. Dazu gehören neben persönlichen Erfahrungen wie Trennung oder Tod auch gesamtgesellschaftliche Prozesse wie z.B. Kriege,

³ Der Begriff des Erfahrungswissens wird häufig „... als Aufsichtung verschiedener Erfahrungen verstanden, ohne dass das biographische Gesamtkonzept berücksichtigt wird ...“ (Alheit/ Hoerning 1989, 154).

Revolutionen, sozialer Wandel oder Arbeitslosigkeit (vgl. u. a. Bude 1988, Hoerning 1988; Rosenthal 1988). Häufig fordern gerade solche Situationen individuelle Entscheidungen, die sichern helfen, dass die eigene Biographie anschlussfähig bleibt.

Die unterschiedlichen Lebensphasen sind charakterisiert durch Aufgaben und Rollen, deren individuelle Art der Bewältigung die eigene Biographie strukturiert. Auf diese Weise entstehen im Laufe des Lebens biographische Wissensbestände und Gestaltungskompetenzen, welche im Untersuchungskontext als Produkt aktiver Erfahrungsverarbeitung und biographischer Selbstreflexion betrachtet werden (vgl. Heinz 2000; Heinz/ Witzel 1996). Entsprechend wird der Erfahrungsbegriff in seiner grundlegenden Bedeutung für die Konstruktion biographischer Projekte in der Untersuchung zentrale Bedeutung besitzen und ebenso Hintergrund für die Kategorienbildung sein.

Von forschungsleitendem Interesse ist, in welchem Maße biographische Erfahrungen prägenden Einfluss darauf haben, dass sich ältere Menschen in der nachberuflichen Phase bürgerschaftlich engagieren. Vermutet werden relevante Erlebnisse und Erfahrungen im Leben des Einzelnen, die Ausschlag gebend bzw. mitverantwortlich dafür sind, dass die Frauen und Männer bereit sind, sich für und mit anderen Gemeinwohl orientiert zu engagieren.

Aus zeitliche Abfolgen oder Abhängigkeiten von Ereignissen in der Lebensgeschichte können wir erfahren, in welchem Maße Leben gesellschaftlichen Vorgaben folgt und inwieweit biographische Laufbahnen durch bestimmte Ereignisse im Leben „(vor)strukturiert“ werden (Alheit/ Hoerning 1989, 155f.). Die Fragestellung deutet Persönlichkeitsentwicklung in diesem Zusammenhang als „... lebenslangen Prozess der Aneignung von und Auseinandersetzung mit der sozialen und dinglich-materiellen Umwelt ...“ (Hurrelmann 2001, 14). Strukturell besonders einschneidende Übergänge von einem Lebensabschnitt zum darauf folgenden sind in diesem Sinne nicht nur der Übergang von der Kindheit in die Jugendphase und nachfolgend in den Erwachsenenstatus.⁴ Ebenso haben Übergänge von der frühen in die

⁴ „Die Auffassung vom Primat der früheren Lebensphasen ist nach wie vor die am weitesten verbreitete. Als wichtigste Phase im Sozialisationsprozess gilt gewöhnlich die (frühe) Kindheit. Einflüsse in späteren Lebensphasen werden als vernachlässigbar oder – in differenzierteren Ansätzen – als gering veranschlagt ... Dass diese Auffassung mit Bezug auf die Bedeutung des Erwachsenenalters fehlgeht, wird sowohl von der lern- und Entwicklungspsychologie als von der empirischen Sozialforschung dokumentiert: Auch Erwachsene sind noch lernfähig ... es gibt Sozialisation im Erwachsenenalter, und zwar auch in wichtigen Persönlichkeitsdimensionen.“ (Kohli 1980, 310f.)

spätere Erwachsenenphase, der Austritt aus der erwerbsbezogenen Erwachsenenphase in die Altersphase und der Übergang/ Eintritt in den Ruhestand bzw. die Nachberuflichkeit nachhaltige Bedeutung in der Biographie und fordern immer neue Umorganisationen und Neudefinitionen des Selbstbildes (ebd.).

Für unseren Forschungszusammenhang sind sozial typisierte Wendepunkte von Bedeutung, die sowohl für die Ausbildungs- und Berufskarriere als auch für die familiale Ebene gelten. Zur ersteren gehören der Schulanfang, Beginn der Lehre oder des Studiums, der Berufseinstieg, Beförderungen und der Ruhestand. Familiär prägend sind Heirat, Elternschaft, Scheidung, Tod des Lebenspartners, Auszug erwachsener Kinder, Geburt der Enkelkinder (vgl. Rosenthal 1993). Es geht um solche Ereignisse im Leben, die gesellschaftlich mehr oder weniger vorstrukturiert sind und vom Individuum entsprechende Anpassungsleistungen fordern. Diese Lebensereignisse oder Transformationsprozesse, die für Übergänge im Leben stehen, fasst der Begriff der Statuspassage. Statusübergänge, sowohl berufliche als auch familiäre, führen zu Veränderungen in der individuellen Lebensführung und können in Abhängigkeit von Zeitpunkt und Verlauf durchaus biographische Relevanz besitzen (vgl. Hoerning 1991).

Sinnquellen ehrenamtlichen Handelns sind in nahezu allen Lebensphasen und Lebensbereichen zu finden, darauf weist einschlägige Literatur immer wieder hin. Ausgehend von dem Gedanken, dass bürgerschaftliches Engagement Bestandteil des biographischen Prozesses ist, wird es in unserer Untersuchung darum gehen, dem Verlauf der Lebensgeschichte(n), orientiert an markanten Übergängen und Ereignissen, zu folgen und in diesem Kontext offen zu sein für bedeutsame persönliche Erfahrungen. Von Interesse ist hier, wie Aktivitäten im und für das Gemeinwesen mit dem biographischen Ereignis- und Erfahrungsablauf verbunden ist. Im Zentrum der Fragestellung steht, ob und in welcher Weise persönliches Engagement für das Gemeinwesen im Forschungsfeld ⁵ biographisch verwurzelt ist und wo es in der Lebensgeschichte des Einzelnen Hinweise und Auslöser dafür gibt.

Die *Lebensphase Kindheit* stellt die erste von mehreren sozial abgrenzbaren Abschnitten im Lebenslauf dar (vgl. Bründel/ Hurrelmann 2003). Zentrale Entwicklungsaufgaben der frühen Kindheit bestehen unter anderem darin, durch emotionale Bindungen ‚Urvertrauen‘

⁵ Zielgruppe der Untersuchung sind Frauen und Männer im Alter zwischen 55 und 75 Jahren, die sich mit einer Weiterbildung auf ihr zukünftiges soziales Engagement als seniorTrainerIn vorbereiten. Die Mehrzahl von ihnen ist nicht mehr erwerbstätig und verfügt bereits über Ehrenamtserfahrung.

aufzubauen, ein Gefühl der Geschlechtszugehörigkeit sowie ein soziales Verhaltensrepertoire zu entwickeln. Für die nachfolgende emotionale und soziale Entwicklung spielen insbesondere die Interaktionserfahrungen in der Kernfamilie, die Qualität der Beziehungen vorrangig zur Mutter aber auch zum Vater, eine entscheidende Rolle. Die späte Kindheit wiederum ist geprägt von Schulerfahrungen, dem Beziehungsaufbau zu Gleichaltrigen, dem Aufbau grundlegender Fertigkeiten in den Kulturtechniken als auch ersten Schritten zur Entwicklung von Gewissen, Moral und Wertorientierungen (ebd.).

Insbesondere kritische Ereignisse und Erfahrungen, die sich während der (späten) Kindheit vollziehen, können lebensbestimmend sein und einen besonders prägenden Einfluss auf spätere Entwicklungen, auch im Erwachsenenalter, haben. Hier bildet sich eine erste Erfahrungs- und Erlebnisschicht für die Biografie, auf die weitere Schichten aufbauen müssen (vgl. Huinink/ Grundmann 1993). Wiederum soll betont werden, dass diese Einflüsse nicht mechanisch und geradlinig verlaufen und Kinder trotz ungünstiger Umweltbedingungen und frühkindlicher traumatischer Erfahrungen als Erwachsene nicht dauerhaft von diesen beeinträchtigt sein müssen (vgl. Bründel/ Hurrelmann 2003).

Die *Lebensphase Jugend* wird gegenwärtig zumeist am Lebensabschnitt zwischen 10 und 20 bis zu 25 Jahren orientiert. Diesem Zeitraum werden erhebliches Stimulierungspotenzial aber auch vielfältige Belastungsmomente zugeschrieben. Aus sozialisationstheoretischer Sicht spricht man von Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1972), die komplexe Anforderungen an die Heranwachsenden stellen. Dazu gehören u. a. die Ablösung von den Eltern und die Entwicklung eines selbstständigen sozialen Verhaltens, der Aufbau von Kontakten zu Gleichaltrigen, die Entwicklung eines stabilen Werte- und Normensystems und politisch – ethischen Bewusstseins (vgl. Coleman/Hendry 1990; Fend 1991). Nachhaltig wirksam sind Sozialisations– und Milieueinflüsse demzufolge bereits in Kindheit und Jugend in ihrem handlungsorientierenden Einfluss auf zukünftige Aktivitäten. Bereits im Verlauf der Jugendphase entwickeln sich also individuelle Voraussetzungen, um Identität aufzubauen. Das Durchlaufen psychosozialer Krisen, deren Bewältigung notwendige Persönlichkeitsstrukturen entstehen lässt, führt in dieser Phase zur Entwicklung von Ich – Identität (vgl. Erikson 1973).⁶ Hiermit wiederum werden wesentliche Eckpunkte gesetzt, die

⁶ Im Vergleich zur Phase der Kindheit vollzieht sich dieser Prozess weitaus differenzierter und komplexer und findet auf einer entsprechend höheren qualitativen Stufe statt. Aus dieser Begründung heraus wird sich die

für weitere individuelle Entwicklungsprozesse prägenden Einfluss haben. Jugend fungiert somit als grundlegender Abschnitt der Biographie, der nachfolgende Entwicklungen maßgeblich beeinflusst.

Im Kontext der Studie werden bereits in der Jugendphase sozialisatorische Einflüsse vermutet, die beispielsweise auf dem *Erleben von Engagement im familiären Umfeld* basieren können, oder in spezifisch prägenden sozialen Milieus begründet sind. Diese können durchaus handlungsorientierenden Einfluss für eigenes späteres Engagement im Gemeinwesen haben. Für das Forschungsfeld stellt sich die Frage, ob es in den Familien ehrenamtliche Traditionen gab, und wenn ja, auf welche Weise Engagement „vorgelebt“ wurde, wieweit die Befragten bereits als Kinder und Jugendliche involviert waren und Anstöße für eigenes späteres Engagement bekommen haben.

Störungen bzw. Mängel in der Sozialisation in frühen Lebensphasen, die unter anderem auf ungünstige Lebensbedingungen zurückgeführt werden (in unserem Kontext Kriegserleben), können in späteren Lebensphasen ausgeglichen werden.⁷ Damit hängt die Frage zusammen, ob es lebenslagenspezifische Muster der Verarbeitung unterschiedlicher Lebensbedingungen in lebenslanger Perspektive gibt (vgl. Hurrelmann 2001). Kompensation durch Engagement, im Kontext der Studie betrachtet, kann dabei als Strategie fungieren.

Die im Forschungsfeld vertretene Alterskohorte hat im jugendlichen bzw. jungen Erwachsenenalter Krieg und Nachkrieg miterlebt, insofern eint sie eine *gemeinsame historische Erfahrung*. Ob und wie weit dieses Erleben Anlass für Aktivitäten im Gemeinwesen (gewesen) ist, soll untersucht werden.

Mit *Schullaufbahn und Berufsausbildung* findet im Jugendalter in der Regel eine Weichenstellung statt, die die zukünftige gesellschaftliche Position und Integration des Jugendlichen und zukünftigen Erwachsenen erheblich beeinflusst. Durch Ausbildungsabschluss und Berufseintritt am Ende der Jugendphase verorten sich Jugendliche

Hypothesenbildung der Untersuchung vorrangig auf die Jugendphase konzentrieren, ohne jedoch die Phase Kindheit in ihrer Bedeutung außer acht zu lassen.

⁷ Systematische Längsschnittuntersuchungen der Forschungsgruppe um Elder (1974, 1981) über die Auswirkungen der wirtschaftlichen Depression in den USA in den 20er Jahren auf die lebenslange Persönlichkeitsentwicklung vermitteln deutliche Hinweise auf die Existenz kompensatorischer Effekte im Lebenslauf.

und schaffen wichtige Voraussetzungen, was die weitere Gestaltung des eigenen Lebens betrifft (ebd.).

Wie haben sich Schul- und Berufsausbildung in unserem Forschungsfeld dargestellt, insbesondere vor dem Hintergrund von Krieg- und Nachkriegserleben? Existieren hier (besondere) Erfahrungen, die den Lebensweg prägten und für die Aufnahme ehrenamtlicher Tätigkeit Bedeutung hatten? Dabei stellt sich bereits an dieser Stelle die Frage zum Zusammenhang von Lern- und Bildungsprozessen und ehrenamtlichen Aktivitäten.

Das Erwachsenenalter ist ebenso wie Kindheit und Jugend eine Lebensphase, die durch Entwicklungsaufgaben charakterisiert ist. Soziale Entwicklung im Erwachsenenalter strukturiert sich wesentlich durch Aufgaben, deren Erfüllung mit der Übernahme sozialer Rollen (Familien- und Karrierezyklus) einhergeht sowie durch soziale Übergänge gekennzeichnet ist. Erwachsene sehen sich mit bestimmten Anforderungen konfrontiert, wie z. B. (Ehe) Partner zu finden, eine Familie zu gründen, Kinder großzuziehen und dem Start ins Berufsleben, die individuell bewältigt werden müssen. In erster Linie sind dies Aufgaben, die sozial geschaffen und auch sozial anerkannt sind; vom Einzelnen jedoch unterschiedlich ausgefüllt werden. Wie sehr diese Aufgaben erfolgreich gelöst werden, trägt zur subjektiven Zufriedenheit des Individuums und zur Anerkennung durch die Gesellschaft bei (vgl. u. a. Erikson 1976; Havighurst 1975; Oerter/ Montada 2002). Gleichwohl können diese Ereignisse als wesentliche Markierungspunkte für neue oder anders ausgerichtete Entwicklungen gelten und somit nachhaltigen Einfluss auf nachfolgende biographische Prozesse und Projekte besitzen.

Familiengründung stellt in aller Regel ad hoc vor eine Vielzahl veränderter persönlicher und gesellschaftlicher Aufgaben, die vom Individuum neue Strategien fordern, um diesen Anforderungen in partnerschaftlicher und familiärer Hinsicht gerecht werden zu können. Nicht zuletzt wirken diese Veränderungen auch in das berufliche und außerberufliche Tätigkeitsfeld hinein und können (neue) Akzente setzen, die der veränderten individuellen Situation entsprechen. Ereignisse und Erfahrungen, die im Sinne von Statusübergängen für den weiteren biographischen Verlauf charakteristisch sind, begründen soziales Handeln dahingehend mit (vgl. Hurrelmann 2002).

Welche Rolle spielen vor diesem Hintergrund beispielsweise Partnerschaft und Familiengründung, und existieren hier (Mit-) Auslöser oder auch Hemmnisse für Ehrenamt?

Bestehen Unterschiede zwischen Frauen und Männern unserer Studie im Hinblick auf ihr Engagement in der Familie und der Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten? Welche Auswirkungen kann es haben, wenn jemand allein bzw. ohne Kinder lebt, gibt es hier einen Zusammenhang zum Ehrenamt? Nachzufragen ist auch, ob und wie sich bürgerschaftliches Engagement in die individuelle Lebensführung respektive Lebensplanung einfügt und diese beeinflusst.

Bildungsprozesse finden nicht mehr nur im Kinder- und Jugendalter statt, sondern haben sich mittlerweile nahezu auf die gesamte Lebensspanne ausgedehnt. Der Begriff lebenslangen Lernens⁸ basiert auf der Grundüberlegung, dass die Entwicklung des Menschen in seinen persönlichen, sozialen und beruflichen Lebensbereichen nicht mehr ausschließlich durch eine schulisch und beruflich vorbereitende Lernphase zu fördern sei (vgl. Tippelt 1998). Weiterbildungsstatistiken prognostizieren eine fortwährende Zunahme der Weiterbildungsbeteiligung und die Teilnahme von über der Hälfte der Bevölkerung an den expandierenden Angeboten der organisierten Erwachsenenbildung.⁹ Im Kontext vom Strukturwandel im Ehrenamt spricht die Fachliteratur u. a. von der „Verfachlichung“ desselben und zunehmender Qualifizierungsbereitschaft ehrenamtlich Tätiger (vgl. Olk 1988, 2000; Schmidt 1991).

Für die Forschungsfrage ist daher von besonderem Interesse, ob und wie weit beruflich qualifizierende und allgemeine Bildungsangebote über die Lebensspanne und insbesondere im Zusammenhang mit ehrenamtlichen Aktivitäten bedeutsam waren und genutzt wurden. Wie handhaben Befragte Weiterbildungsangebote im Bereich Ehrenamt, und welche Bedeutung haben sie für die Praxis? Werden die Bildungsangebote ausschließlich ehrenamtlich verwertet, oder finden sie auch Eingang in andere Lebensbereiche? Welche Rolle spielen frühere Bildungserfahrungen unserer Untersuchungsgruppe, und wie spiegeln sie sich in der aktuellen Bildungsteilnahme (Qualifizierung zur *senior* Trainerin) wieder? Welchen Stellenwert hat die Weiterbildung für diejenigen, die bereits engagiert sind oder sich engagieren wollen? Knüpft dieser Bildungsprozess an vorhergehende an? Inwieweit kommt es hier zu neuen Ideen, und welche Folgen hat die Weiterbildung für das eigene Selbstbild?

⁸ Das Konzept „Lifelong Education“ wurde bereits Anfang der 70er Jahre von der UNESCO formuliert und seit den 90er Jahren national und international zunehmend vertreten, diskutiert und weiter entwickelt (vgl. Tippelt 1998).

⁹ Wurden 1979 in den alten Bundesländern noch 23% Erwachsener im Alter von 19 bis 64 Jahren in irgendeiner Form von Weiterbildung erfasst, waren es 1988 bereits 35% und 1994 immerhin schon 42% (vgl. BMBF 1996a).

Studien zum Ehrenamt weisen vereinzelt darauf hin, dass ehrenamtliche Tätigkeiten für die Bearbeitung individueller Krisen in Anspruch genommen werden und bei deren Bewältigung eine bedeutsame Rolle spielen (können) (vgl. u. a. Reichwein/ Freund 1992). Von Interesse für die Forschungsfrage ist daher, *Krisen und Wendepunkte* im Verlauf der Einzelbiographien wahrzunehmen und diese in ihrer Bedeutung für die nachfolgende Gestaltung und Entwicklung persönlicher Lebensgeschichte nachzuzeichnen und zu verstehen. Krise wird im Untersuchungskontext im Sinne Filipp als „*Kritisches Lebensereignis*“ aufgefasst.¹⁰ Relevant sind solche Ereignisse (positiver und negativer Art) im Leben, „... die durch Veränderungen der (sozialen) Lebenssituation der Person gekennzeichnet sind und mit entsprechenden Anpassungsleistungen durch die Person beantwortet werden müssen.“ (Filipp 1990, 23). Wesentlich ist hier die Überlegung, dass *alle* Formen kritischer Lebensereignisse als reale Lebenserfahrung auf diese Weise bedeutungsvoll sind, was sowohl Ereignisse außerhalb als auch innerhalb der betroffenen Person meint. Kritische Lebensereignisse sollen in ihrem bivalenten Charakter wahrgenommen werden insofern, als sie für den Betroffenen einerseits Gefahren und andererseits Chancen für individuelle Weiterentwicklung eröffnen (können).

Interessant für die Forschungsfrage ist, welche Formen und Strategien der Bearbeitung und Bewältigung im Forschungsfeld genutzt wurden und ob Engagement als individuelles Bewältigungsinstrument in Anspruch genommen wurde. Inwieweit persönliche Krisen unmittelbare Auslöser für Engagement sein können und welche Konsequenzen dies wiederum für die Ausübung des Engagements haben kann, wird darüber hinaus nachzufragen sein. Bedeutung hat im Untersuchungskontext außerdem die Frage, welche Effekte aus persönlichen Krisensituationen resultierten und ob, wenn ja, welche neuen Formen des Verhaltens bzw. neu entwickelte Lebensperspektiven zu erkennen sind.

Die *berufliche Entwicklung*, insbesondere der *Verlauf des Erwerbslebens*, gelten als wichtige Instanzen für individuelle biographische Verlaufsmuster und gleichsam als grundlegendes Strukturierungselement der Biographie (vgl. Kohli 1986). Mit dem Beruf verbundene Leistungsfähigkeit und durch die berufliche Laufbahn erworbene Kompetenzen sind sowohl sozial als auch personal identitätsstiftend (vgl. Hoerning/ Corsten 1995). Berufliche

¹⁰ Als *kritische Lebensereignisse* gelten nach Filipp „... solche, im Leben einer Person eintretenden Ereignisse, die eine mehr oder minder abrupte Veränderung in der Lebenssituation der Person mit sich bringen.“ (Filipp 1982, 142).

Sozialisation erzeugt häufig einen Habitus in der Berufsausübung und ebenso die Verfestigung von Überzeugungen und allgemeinen Verhaltensstilen, die nachberuflich durchaus Relevanz besitzen können. Insofern formt Berufarbeit die Identität des Beschäftigten, wobei das Individuum selbst durch Interaktion zwischen privater und beruflicher Situation, Prägungen aus Elternhaus, Schule und Ausbildung einen aktiven Part hat. Vermutlich gibt es einen engen Zusammenhang zwischen im beruflichen Kontext erworbenen Wissensressourcen und sozialen Kompetenzen sowie nachberuflichen Aktivitäten.

Hinsichtlich beruflicher Entwicklung ist von Interesse, wie sich aufgrund beruflicher Fachkulturen Handlungsressourcen und Potentiale beim Einzelnen herausbilden, die biographische Projekte beeinflussen. Nachzufragen ist hier, ob und in welcher Weise erwerbsbiographisch erworbene berufliche Kompetenzen und Ressourcen für nachberufliche Tätigkeitsfelder genutzt werden und welche Funktion sie diesbezüglich haben können. Wie sehr vor diesem Hintergrund im Untersuchungsfeld Identität und Persönlichkeit des Einzelnen durch Arbeitserfahrungen und – Bedingungen geprägt sind und welchen Zusammenhang es im Hinblick auf nachberufliche (ehrenamtliche Aktivitäten) gibt, ist ebenso von Interesse. Auch mit Blick auf aktuelle arbeitsmarktpolitische Entwicklungen, von denen Probanden des Forschungsfeldes nicht zuletzt aufgrund ihres Alters betroffen sind, gilt es, Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den individuellen Erwerbsverläufen in ihrer Bedeutung für Engagement nachzufragen.

Besonderes Interesse, mit Blick auf das Durchschnittsalter im Untersuchungsfeld, gilt der Frage, wie sich das Erleben von *Berufsausstieg und Übergang in die nachberufliche Phase* (Vorruhestand, Altersteilzeit, Pensionierung und andere Ruhestandsmodelle), auf bürgerschaftliches Engagement auswirken. Einschlägige Literatur zum Thema verweist darauf, dass ein vergleichsweise frühes Ausscheiden aus dem Erwerbsleben (für ältere Arbeitnehmer aufgrund einer Vielzahl aktueller arbeitsmarktpolitischer Instrumente relevant) Engagement als eine Alternative zur Weiterführung der Erwerbsarbeit aber auch als attraktives nachberufliches Tätigkeitsfeld nahe legt (vgl. u. a. Freiwilligensurvey 1999, 2004).

Für das Forschungsfeld ist nachzufragen, wie weit sich der Übergang in die nachberufliche Phase als planbar und vorhersehbar gestaltet hat und welche Konsequenzen aus der jeweiligen Situation für den Einzelnen erwachsen sind. Von Interesse ist dabei auch, ob Aktivitäten im Ehrenamt ebenso geplant worden sind oder sich aus der Situation ergeben haben? Existiert

beispielsweise ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Berufsausstieg und der Weiterführung bzw. dem Beginn des Ehrenamtes? Welche Funktionen können Engagement Aktivitäten für Ältere haben, und gibt es dabei Unterschiede zwischen Frauen und Männern?

Alte und ältere Menschen sind Frauen und Männer mit „biographisch geprägten Geschlechtscharakteren“ (Böhnisch/Winter 1993, 38). *Biographie und Geschlecht* lassen sich insofern nicht voneinander trennen, als sie im alltäglichen Handeln notwendig miteinander interagieren. Das Handeln in bestimmten Situationen ist sowohl weiblich als auch männlich geprägt, d.h. es handeln Frauen und Männer mit ihren konkreten biographischen Erfahrungen und Erwartungen (vgl. Dausien 1996). Hinreichend bekannt ist, dass berufliche und andere Tätigkeitsfelder von Frauen häufig im gesundheitlichen, helfenden und Bildungsbereich angesiedelt sind, die von Männern hingegen eher im wirtschaftlichen und politischen Bereich. Der Blick auf unser Forschungsfeld und die ausgeübten Berufe und Tätigkeiten bestätigt diese Einschätzung im Wesentlichen. Erhebungen zur Freiwilligenarbeit in der Bundesrepublik zeigen des weiteren auf, dass ebenso bestimmte Engagementbereiche eindeutig geschlechtertypisch besetzt sind und somit Frauen und Männer sowohl im beruflichen als auch im nachberuflichen Leben/ Engagement traditionelle Felder ausfüllen.¹¹ Dies sind Hinweise dafür, dass sich Komponenten aus dem beruflichen Leben deutlich auch im Freiwilligenbereich wieder spiegeln, somit geschlechtsspezifische Zuständigkeiten und Aufgabenverteilungen dort weiterhin Bestand haben. Die Untersuchung wird biographische Entwicklungen und Motivationen für ehrenamtliche Aktivitäten grundsätzlich vor dem Hintergrund der Geschlechterrollen betrachten und thematisieren.

Interessant für unseren Untersuchungskontext ist es, in welchem Maße Frauen und Männer Bereiche im Sinne traditioneller Felder beruflich besetzt haben und ob es Parallelen zu ihrem nachberuflichen Engagement gibt. Wie weit sie ausgehend von ihren beruflichen Entwicklungen und Erfahrungen traditionelle Rollen besetzen oder neue Wege gehen, wird insbesondere vor dem Verlauf individueller und generationenspezifisch unterschiedlich geprägter Lebensgeschichten nachzufragen sein. In diesem Zusammenhang stellt sich grundsätzlich die Frage, wie sie ihre nachberufliche Orientierung biographisch im Kontext

¹¹ Die Freiwilligensurveys 1999 und 2004 weisen auf eine spezifische Ausprägung der Geschlechter neben Beruf und Gesellschaft auch im Freiwilligen Engagement in der Bundesrepublik hin. Danach sind Frauen überdurchschnittlich in Bereichen mit betreuenden, gesundheitlichen, helfenden und versorgenden Aufgaben freiwillig tätig, wohingegen sich Männer vorrangig außerfamiliär – Freizeit – Bildung – und Politik orientiert verorten und aktiv betätigen (vgl. Freiwilligensurvey 1999, 2004).

weiblicher und männlicher Sozialisation verorten. Gibt es hier Hinweise auf bewusste Neuorientierungen im Engagementbereich? Wie begründet sich soziale Aktivität aus der Perspektive von Frauen und Männern? Existieren geschlechterrollentypische Unterschiede hinsichtlich weiblichen und männlichen Engagements, und wie sind diese im Untersuchungsfeld ausgeprägt?

Die Heterogenität unseres Forschungsfeldes macht es u. a. aus, dass Frauen und Männer sowohl aus den alten als auch aus den neuen Bundesländern dazugehören. Interessant wird es sein, der Frage nachzugehen, ob und in welchem Ausmaß wir es hier mit west- und ostdeutsch geprägten Biographien zu tun haben und inwiefern ehrenamtliche Aktivitäten auch vor diesem Hintergrund zu begründen und nachzuvollziehen sind. Existiert vielleicht ein Zusammenhang zwischen der politischen Wende in der ehemaligen DDR und dem sozialen Engagement Einzelner? Wie verhält es sich mit ost – und westdeutsch charakterisierten Berufs- und Bildungsbiografien; gibt es hier Hinweise auf Auslöser für bürgerschaftliches Engagement? Von Interesse wird darüber hinaus die Frage sein, ob und wie sich aktuelle arbeitsmarktpolitische Entwicklungen (Arbeitslosigkeit, Vorruhestandsregelungen etc.) mit Blick auf unterschiedliche Entwicklungen in den alten und neuen Bundesländern auf Engagement Aktivitäten auswirken (können).

Die Bearbeitung der Forschungsfragen soll in die Überlegung münden, wie sich bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen im biographischen Kontext zum gegenwärtigen Zeitpunkt beschreiben und begründen lässt, ob es aufgrund neuerer gesellschaftlicher Entwicklungen neue und andere Motivationen für soziales Handeln gibt und wie sich insbesondere unsere Untersuchungsgruppe mit ihrer Altersspezifik vor diesem Hintergrund verortet.

1.2 Aufbau und inhaltliches Vorgehen

Der theoretische Rahmen der vorliegenden Untersuchung nimmt die Fragestellung nach den Motiven älter Menschen, sich nachberuflich bürgerschaftlich zu engagieren, auf und konzentriert sich auf die folgenden zwei Schwerpunkte. Zum einen wird der Bereich des *Bürgerschaftlichen Engagements* beschrieben und mit Bezug zum aktuellen Diskurs dargestellt. Der zweite Schwerpunkt konzentriert sich auf eine Annäherung an das *Phänomen des Alter(n)s*, wobei neben den auf der individuellen Ebene vorherrschenden Altersbildern ebenso die gesellschaftlichen Bezüge und Rahmenbedingungen von Altersprozessen

diskutiert werden. Den Hauptteil der Arbeit nimmt die Darstellung der aus den Interviews gewonnenen Erkenntnisse und deren Interpretation im Hinblick auf die Forschungsfrage ein.

Die im *zweiten Kapitel* vorgenommene Betrachtung Bürgerschaftlichen Engagements in der Bundesrepublik Deutschland erfordert zunächst eine Begriffsbestimmung, die sich als Annäherung an eine gemeinsame und dieser Arbeit zugrunde liegende Auffassung versteht. Da aktuelle Erscheinungsformen Bürgerschaftlichen Engagements ein außerordentlich vielfältiges und differenziertes Feld darstellen und dies auch in der Begrifflichkeit anschaulich wird, bildet der begriffliche Konsens für unseren Forschungsansatz und die daraus resultierende Forschungsfrage eine notwendige Grundlage.

Bürgerschaftliches Engagement ist kein neues oder junges Phänomen, vielmehr haben wir es, subsumiert unter dem Begriff des *Ehrenamtes*, mit einer langen und bedeutungsschweren Tradition zu tun. Auf einen historischen Exkurs verzichtet dieses erste Kapitel, da sich die Forschungsfrage vorrangig mit gegenwärtigen Entwicklungen auseinandersetzt und eine Darstellung den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde. Es existieren eine Vielzahl wissenschaftlich ausgewiesener Studien und Veröffentlichungen zu diesem Thema, auf welche die Studie an dieser Stelle ausdrücklich verweist.

Dem Aufzeigen neuerer und neuester Entwicklungen widmet dieses Kapitel viel Raum, ist es doch Intention der Arbeit, bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen aus ihrem lebensgeschichtlichen Erfahrungshintergrund nachzuvollziehen und erklären zu können und dabei insbesondere von ihrer aktuellen Lebenssituation und den gegenwärtigen Engagementaktivitäten auszugehen.

Da die Stichprobe unserer Untersuchung ältere Frauen und Männer sowohl aus den alten als auch aus den neuen Bundesländern umfasst, ist es unabdingbar, Gemeinwohl orientiertes Engagement von Bürgern zum einen unter den Bedingungen der ehemaligen DDR als auch der ‚alten‘ Bundesrepublik zu untersuchen und dabei Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu beschreiben.

Das *dritte Kapitel* beschreibt das Phänomen des Alter(n)s in unserer Gesellschaft und diskutiert diesen Schwerpunkt zunächst im Kontext des Demografischen Wandels. Es werden Prognosen sowie der aktuelle Diskurs vorgestellt, wobei das Gewicht im Sinne unserer Forschungsfrage auf der Darstellung von Alter(n)s Prozessen liegt.

Vor diesem Hintergrund bekommt der, mittlerweile auch alltagssprachlich nahezu inflationär gebrauchte, Begriff der ‚Jungen Alten‘ besondere Bedeutung. Das Kapitel setzt sich mit diesem Begriff sowie den damit häufig verbundenen Intentionen kritisch auseinander, diskutiert diese und zeichnet aktuelle Entwicklungen mit Blick auf die gesellschaftliche und die individuelle Ebene nach.

Die Zielgruppe der vorliegende Untersuchung bilden Ältere in der nachberuflichen Lebensphase, was eine Erörterung dieser Thematik notwendig macht. Insbesondere mit Blick auf neuere und aktuelle Entwicklungen wird dieser Schwerpunkt ausführlich behandelt und hinsichtlich der Handlungsoptionen und konkreten Aktivitäten älterer Menschen in diesem Lebensabschnitt diskutiert.

Nachberufliche Tätigkeitsfelder erscheinen zunehmend vielfältiger und lenken den Blick bei näherer Betrachtung vordringlich auf den Freiwilligenbereich, der vielen Älteren Raum und Chance bietet, nach dem Erwerbsleben sinnvoll aktiv zu sein. Erörtert wird im Kapitel 3, welche Rolle(n) Ältere als ‚Bürgerschaftlich Engagierte‘ ausfüllen (können), welche Handlungsspielräume nutzbar sind und wie sich Engagementinteressen- und Tätigkeiten älterer Frauen und Männer voneinander unterscheiden.

Die vorliegende Studie arbeitet mit Kategorien, die die Voraussetzung für die Analyse und Interpretation der erhobenen Daten bieten. Das *vierte Kapitel* widmet sich neben der Begründung dieser Vorgehensweise schwerpunktmäßig der ausführlichen, Theorie geleiteten, Darstellung der einzelnen Kategorien.

Im sich anschließenden *Kapitel 5* wird das dieser Untersuchung zugrunde liegende Forschungsdesign vorgestellt. Im Mittelpunkt stehen neben Anlage und methodischer Grundlegung der Studie die Beschreibung des gesamten Forschungsfeldes und der gezogenen Stichprobe.

Den umfangreichsten Teil der Arbeit beanspruchen die Darstellung der Ergebnisse sowie deren Interpretation im *Kapitel 6 und 7*. Die Ergebnisdarstellung orientiert sich wesentlich an der Leitfadenchronologie und schließt für jeden thematischen Schwerpunkt die Interpretation unmittelbar an.

Im nachfolgenden Fazit und Ausblick, dem sich das *achte und neunte Kapitel* widmet, werden die Erkenntnisse unserer Studie abschließend diskutiert und mit Blick auf zukünftige Entwicklungen dargestellt.

2 Bürgerengagement in der Bundesrepublik Deutschland

2.1 Dimensionen von Bürgerengagement

Befasst man sich mit dem Thema des sozialen Engagements des Einzelnen für das Gemeinwohl, so bietet sich ein mittlerweile unermessliches Feld von Aktivitäten und Organisationsformen, welches nicht zuletzt begrifflich schwer fassbar ist.¹² Es existiert eine Vielzahl von Beschreibungen für den Sachverhalt, dass sich Menschen (häufig) im organisierten Rahmen eines Verbandes, einer Gemeinde, eines Vereins oder einer Initiative für eine Idee, eine Sache und/ oder für andere Menschen engagieren (vgl. Beher/ Liebig/ Rauschenbach 1998).

Je nach Zugang zum Thema und gewählter Perspektive werden mit dem Etikett des Engagements Hoffnungen, Vorstellungen und Entwürfe verbunden und ebenso Ansprüche transportiert. Entsprechend stehen jeweils andere Aspekte des Engagements im Vordergrund, was mit dazu beiträgt, dass ein einheitliches oder gemeinsames Verständnis schwer zu entwickeln ist. Gleichwohl wird dem Bereich im Kontext der Entwicklung und (Neu-) Akzentuierung der Zivilgesellschaft eine wachsende zentrale Rolle zugeschrieben (ebd.).

Das Thema hat Konjunktur und das nicht nur in Deutschland. Ebenso konjunkturell sind Begrifflichkeiten für die Beschreibung von Aktivitäten und die Beschreibung Engagierter selbst, die unterschiedlich verwendet und immer wieder verändert und angepasst werden. Die Rede ist vom Ehrenamt (traditionellem, altem, neuem, modernem) von Freiwilligenarbeit, Freiwilligentätigkeit, Bürgerengagement oder Bürgerarbeit, vom freiwilligen bzw. bürgerschaftlichen Engagement, von gemeinwohlorientierter öffentlicher Arbeit etc. .

¹² Es wird auf einen historischen Abriss im Kontext kultureller Traditionen zum Thema verzichtet; da es zahlreiche Publikationen gibt, die dazu umfangreich gearbeitet haben (siehe u .a. Berger 1979; Bissing 1968; Kondratowitz 1983; Pankoke 1988). Vordringliches Interesse im Sinne der Forschungsfrage besteht darin, aktuelle und neue Entwicklungen im Engagementbereich zu beschreiben.

Charakteristisch für den allgemeinen Diskurs ist, dass das Phänomen bürgerschaftlichen Engagements in der Realität ein äußerst heterogenes Gebilde ist, das „in höchst unterschiedlichen Varianten und Spielarten auftritt“ – es „viele Gesichter“ hat (Olk 1997/2001). Es werden unter genannten Begriffen sehr verschiedene Entwicklungen, Bereiche, Tätigkeiten, Motive, Funktionen und Mitarbeiter gefasst.

Seit den 70er Jahren wird in der Bundesrepublik verstärkt zum Thema sozialen Engagements in dem Sinne diskutiert, dass das „alte Ehrenamt“ als gesellschaftspolitische Ressource (wieder-)entdeckt wurde. Angesichts der deutlich gewordenen Grenzen des sozialen Projekts (vgl. Habermas 1985) wird auf Ehrenamt respektive Ehrenamtliche zurückgegriffen, um sozialstaatliche Probleme zu lösen. Mit der Krise des Sozialstaates, die ihren aktuellen Ausdruck in zunehmender Leistungseingrenzung findet, wird die Notwendigkeit begründet, dass sich Bürgerinnen und Bürger zunehmend stärker an der Leistungserstellung beteiligen sollen (vgl. Priller 2002). Das legt vordergründig den Gedanken nahe, dass es dabei in erster Linie darum geht, den überforderten Sozialstaat zu entlasten und Einsparungen möglich zu machen. Wiederum ist hervorzuheben, dass es sich bei der „Bürgergesellschaft“ ebenso um ein Demokratiemodell handelt, welches eine Neubestimmung des Verhältnisses von Politik, Gesellschaft, Wirtschaft und Bürger meint und anstrebt (ebd.).

Auf politischer Ebene unterstreicht man den Stellenwert bürgerschaftlicher Arbeit als Beitrag und konstitutives Element einer lebendigen und solidarischen Demokratie, ohne welches viele Bereiche der Sozialen Arbeit, der Jugendarbeit, des Sports oder Umweltschutzes überhaupt nicht bestehen könnten (vgl. Bundestagsdebatte zum Ehrenamt 1996). Bürgerengagement und Selbsthilfe werden dahingehend sowohl als notwendige Ergänzung als auch als wichtige eigenständige Komponente im bundesrepublikanischen Sozialwesen gesehen. Ebenso existieren Befürchtungen, dass Bürgerengagement als vermeintlich kostengünstigere Alternative für das in Finanznot geratene Gemeinwesen ein Instrument zum Abbau qualitativer und personeller Standards sein kann (vgl. Corsa 1997; Evers/ Olk 1996).

Bürgerschaftliches Engagement zielt zunächst vorrangig auf individuelle Aktivitäten des Einzelnen. Individuen werden zunehmend mehr Definitionsleistungen zur „Selbsterstellung, Selbstgestaltung und Selbstinszenierung, nicht nur ihrer eigenen Biographie, sondern auch ihrer moralischen, politischen und sozialen Bindungen“ abverlangt (vgl. Evers 1998). Nimmt man unter diesem Gesichtspunkt den einzelnen bürgerschaftlich Engagierten in den Blick, so zielt Bürgerengagement aus dieser Perspektive darauf, dass der Einzelne nach

sinnvollen Betätigungsmöglichkeiten sucht und damit auf Selbsterfüllung im Engagement vor dem Hintergrund persönlichen Nutzens zielt.

Die Aktivitäten des einzelnen bürgerschaftlich Engagierten stehen nicht zuletzt dafür, dass sich das Erscheinungsbild von Engagement wesentlich gewandelt und verändert hat. Seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre nimmt man Anzeichen wahr und beschreibt Kriterien für ein „neues Ehrenamt“.¹³ Es wird von einem Strukturwandel gesprochen, wonach neben dem traditionellen Engagement (Ehrenamt) in den Arbeitsfeldern der Wohlfahrtsverbände und Kirchengemeinden neue Formen sozialen Engagements in der Selbsthilfebewegung, in selbstorganisierten Gruppen, in Bürgerinitiativen und Projekten entstanden sind (vgl. Bock 1988; Olk 1988; Sachse 1988). Das neue Ehrenamt wird mit organisatorischen und motivationalen Verlagerungsprozessen beschrieben, die zugleich zu einem Positionswechsel des Ehrenamts im gesellschaftlichen Kontext geführt haben. Als Folge dieser Entwicklung sieht man eine Vermischung von Selbsthilfeaktivitäten und ehrenamtlichem Engagement sowie eine Angleichung sozialer Ehrenamtlichkeit an die berufliche Sozialarbeit. Als Anzeichen für eine „Quasi - Verberuflichung“ und „Rationalisierung sozialer Ehrenamtlichkeit“ werden die zunehmende Qualifizierung und Verfachlichung sowie eine Tendenz zur Zunahme monetärer Gratifikationen gedeutet (vgl. Olk 1987).

Das Erscheinungsbild neuer Ehrenamtlichkeit wird häufig im Zusammenhang mit einem *Wertewandel* diskutiert. Dies meint eine Abnahme der Bindungskraft traditioneller religiöser und politischer Milieus verbunden mit einer Veränderung von Werten und Deutungsmustern (ebd.).

„An die Stelle der bedingungslosen Hingabe an die soziale Aufgabe unter Verzicht auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse und Interessen tritt heute der Wunsch nach einem freiwillig gewählten Engagement, das sich zeitlich den eigenen sonstigen Bedürfnissen und Interessen anpassen lässt und die eigenen Kräfte und Möglichkeiten qualitativ nicht übersteigt“ (Olk 1987, 115).

Modernes oder neues Engagement stehe gegenwärtig vielmehr für „persönlichen Nutzen“, den die Engagierten von ihrem Einsatz erwarten (vgl. Rauschenbach/ Müller/ Otto 1988). Das

¹³ Der Begriff des Ehrenamtes wird in diesem Kontext verwendet, da er damaligem Sprachduktus entspricht, im beschriebenen Kontext als traditionell besetzter Begriff Gültigkeit besitzt und erst in der aktuellen Diskussion zunehmend der Begriff des bürgerschaftlichen Engagements Verwendung findet.

altruistisch geprägte traditionelle Ehrenamt hat sich insofern gewandelt, als für heutiges Engagement eine „Norm der Reziprozität“ gesehen wird. Dies bedeutet neben monetärer Gratifikation ebenso soziale Anerkennung und Kontaktherstellung zu anderen (ebd.).

Das Erscheinungsbild neuen Engagements stellt sich nach folgenden Kriterien¹⁴ dar:

1. Als entscheidendes handlungsmotivierendes Merkmal gilt die Norm der Reziprozität von Geben und Nehmen und nicht mehr selbstloses Handeln.
2. Ehrenamtlich Arbeitende sind nicht mehr völlig „unbezahlt“ zu gewinnen oder zu motivieren. Ehrenamtliche Arbeit überlagert sich in vielen Bereichen immer stärker mit Honorartätigkeit, Billiglohnarbeit und Ersatz-Erwerbsarbeit.
3. Die Qualifikationsansprüche an ehrenamtliche Arbeit haben sich graduell erhöht. Es besteht ein Trend zu latenter Fachlichkeit bzw. zu „Semi-Professionalität“.
4. Die Anzahl der Typen ehrenamtlich Arbeitender hat sich ausgeweitet, so dass von einer Ausdifferenzierung und Pluralisierung des Ehrenamtes gesprochen werden kann.
5. Ehrenamtlichkeit ist zu einem Medium für Prozesse der Identitätssuche und Selbstfindung geworden.
6. Es findet eine Verlagerung des Engagements statt, neue Engagementfelder (z.B. Ökologie) und neue Organisationsformen (z.B. selbstorganisierte Initiativen) gewinnen an Attraktivität.
7. Die durch ehrenamtliche Arbeit eingegangenen verpflichtenden Arrangements verlieren an Attraktivität, d.h. Ehrenamtliche nehmen für sich die Option in Anspruch, sich (jederzeit) wieder zurückziehen zu können.

Für die Forschungsfrage steht im Vordergrund, nach den Auslösern – den Motiven des Einzelnen zu forschen, sich bürgerschaftlich zu engagieren. Interessant wird es sein, ob und wie weit auch ein Motivwandel im Engagement festzustellen ist.

Behauptet wird ein Wandel von pflichtbezogenen hin zu stärker selbstbezogenen Motiven des Einzelnen. Altruistische Begründungen im Sinne einer Dienst- und Pflichterfüllung treten demzufolge in den Hintergrund und werden verdrängt von Erwartungen, wie unter anderem Bereicherung der eigenen Lebenserfahrung, Erweiterung individueller Fähigkeiten und Kompetenzen sowie dem Wunsch der Mitgestaltung des persönlichen Lebensumfeldes (vgl. Beher/ Liebig/ Rauschenbach 2000; Heinze/ Olk 1999; Olk 1987). Indikatoren eines solchen Wandels sind darin zu suchen, dass die an tradierte sozialkulturelle Milieus und deren Wertorientierungen gebundenen Engagementformen an Bedeutung verlieren, während auf

¹⁴ In Anlehnung an Brandenburg 1995; Krüger 1993; Rauschenbach 1991b

Selbstentfaltung bezogene Motive, wie z.B. „Spaß haben“, „eigene Fähigkeiten und Kenntnisse einbringen und weiterentwickeln“, „sich selbst aktiv halten“ und schließlich „interessante Leute kennen lernen“ an Bedeutung gewinnen (ebd.).

Diese Aspekte einer „neuen Ehrenamtlichkeit“ beschreiben einen umfassenden Wandel von Engagement in der Gesellschaft, der auch auf eine veränderte Haltung des Einzelnen zum freiwilligen sozialen Engagement hinweist. Ein konkretes und anschauliches Bild der anderen und neuen Strukturen und Positionen im Engagementbereich ergibt sich nicht zuletzt aus der Analyse von Tätigkeiten und Aktivitäten, die dieses Feld mittlerweile prägen.

Tätigkeitselemente im bürgerschaftlichen Engagement zeigen ein weites Spektrum von mitgliedschaftlichen, gemeinwohlorientierten und politischen Aktivitäten auf. Diese reichen von der Mitgliedschaft in Vereinen und Verbänden, der Übernahme von (Ehren-)Ämtern bis zu Formen direkter Beteiligung an Aktivitäten innerhalb des Gemeinwesens. Umstritten ist allerdings nach wie vor, welche Tätigkeitselemente unter bürgerschaftlichem Engagement gefasst werden können¹⁵. In Anlehnung an Zimmer wird unter bürgerschaftlichem Engagement folgendes subsumiert:

- die einfache Mitgliedschaft und ehrenamtliche Tätigkeit, etwa in Parteien, Verbänden, Gewerkschaften, politischen Gremien und Vereinen
- die freiwillige unbezahlte Mitarbeit in karitativen oder gemeinwohlorientierten Einrichtungen, wie etwa Krankenhäusern, Schulen, Museen, Bibliotheken
- die verschiedenen Formen direktdemokratischer Bürgerbeteiligung, etwa im Rahmen von Volksbegehren oder Volksentscheiden, sowie schließlich
- die Beteiligung an Protestaktionen im Rahmen der Bürgerinitiativbewegung oder auch der neuen sozialen Bewegungen, wie etwa der Ökologie-, Antiatomkraft oder Frauenbewegung

(Zimmer/ Nährlich 2000, 14f.)

Nach Roth existiert eine ähnliche, jedoch differenziertere, Übersicht:

- *Konventionelle und neue Formen der politischen Beteiligung*, die von unmittelbarer politischer Beteiligung über gesetzlich geregelte Beteiligungsangebote bis hin zur informellen und aktivierenden Beteiligung mit einer öffentlich unterstützenden Infrastruktur und Formen der Mobilisierung in Initiativen und Projekten reicht

¹⁵ Der folgende Überblick zu Tätigkeitselementen im bürgerschaftlichen Engagement orientiert sich an einer Darstellung von Sebastian Braun im Kontext: Enquete-Kommission“ Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ 2002, die einen nach wie vor aktuellen Status hat.

(Mitarbeit in Parteien, Verbänden und Gewerkschaften, in Bürgerinitiativen und sozialen Bewegungen)

- *Freiwillige bzw. ehrenamtliche Wahrnehmung öffentlicher Funktionen*, die von Schöffen und Wahlhelfern über Elternbeiräte bis zu Bürgervereinen reichen
- *Klassische und neue Formen des sozialen Ehrenamts*, das vom „alten Ehrenamt“ in Wohlfahrtsverbänden etc. bis hin zum „neuen Ehrenamt“ in Freiwilligenagenturen, Ehrenamtsbörsen oder Hospiz-Gruppen reicht
- *Klassische und neue Formen der gemeinschaftsorientierten, moralökonomisch bzw. von Solidarityvorstellungen geprägten Eigenarbeit*, die nicht den Charakter regulärer Erwerbsarbeit annehmen, sondern auch moralökonomische Elemente enthalten (Nachbarschaftshilfe, Genossenschaften, Seniorenservice- Zentren etc.)
- *Klassische und neue Formen von gemeinschaftlicher Selbsthilfe und anderen gemeinschaftsbezogenen Aktivitäten*, bei denen von einer unklaren Schattenlinie zwischen exklusivem Selbstbezug und bürgerschaftlichem Engagement auszugehen ist (Familienselbsthilfen, Selbsthilfegruppen im Gesundheitsbereich, Selbsthilfe-Kontakt- und Informationsstellen etc.)

(Roth, in: Zimmer/ Nährlich 2000, 31)

Im Rothschen Verständnis, dem sich die Studie anschließt, werden sowohl „alte traditionelle“ Formen des Ehrenamtes als auch „neue“ Formen von Bürgerengagement miteinander verbunden und in ihrem Nebeneinander betont und damit „Brücken geschlagen“ (ebd.) zwischen altem und neuem Engagement. Deutlich werden Pluralisierungstendenzen, die sich in einer Ausdifferenzierung von Engagement in vielfältigen Formen wieder spiegeln und sich in einer Gemengelage von unterschiedlichen Aktivitäten und Tätigkeitsformen niederschlagen.¹⁶

2.2 Versuch einer Begriffsbestimmung

Dem ‚Phänomen vom engagierten Bürger‘ soll nachgespürt werden, um den Gegenstand für die Untersuchung klarer fassen und möglichst eindeutig abgrenzen zu können. Es wird darum gehen, Bürger in ihren gemeinwohlorientierten Aktivitäten zu beschreiben und dabei auch neue(re) Formen, Entwicklungen sowie Begrifflichkeiten im Engagementbereich in den Blick zu nehmen.

¹⁶ Für die Untersuchung erscheint die Rothsche Auffassung von Ehrenamt besonders geeignet, da hier die vielfältigen Möglichkeiten von Engagement Aktivitäten aufgezeigt und neuere Entwicklungen im Freiwilligensektor berücksichtigt.

Ziel soll es nicht sein, alte und neue Begriffe gegeneinander aufzuwiegen, Leitbegriffe zu finden oder gar eine Definition zu entwickeln. Von vorrangigem Interesse ist, welche Termini im gegenwärtigen Sprachgebrauch üblich sind und in welchem Kontext diese verstehbar werden, wenn es darum geht, Bürger in ihren Gemeinwohl orientierten Aktivitäten zu beschreiben.

Die Vielfalt und Differenziertheit von Begrifflichkeiten, die sich um das Feld des Engagements von Bürgern¹⁷ etabliert haben und sicherlich weiterhin etablieren werden, wurde bereits angemerkt. Ist die Rede von Ehrenamt, freiwilligem Ehrenamt, freiwilligem Engagement oder bürgerschaftlichem Engagement, so werden jedoch nicht nur Begrifflichkeiten *alt* gegen *neu* ausgetauscht, ersetzt oder neu miteinander kombiniert. Die Begriffe speisen sich sowohl aus theoretischen als auch politisch-programmatischen und ideologischen Quellen, sie stehen für unterschiedliche Sinnbezüge und Deutungsmuster und verweisen ebenso auf zugrunde liegende wissenschaftliche und gesellschaftspolitische Positionierungen (vgl. Rauschenbach 1999).

Der Begriff des *Ehrenamtes*, der das traditionelle Tätigkeitsspektrum Engagierter (Ehrenamtlicher) repräsentiert sowie eine spezielle Vorstellung von Motiven zum Ehrenamt transportiert, reicht nicht mehr aus, um neue und aktuelle Entwicklungen, Strukturen und Inhalte zu fassen. Im Kontext neuerer Merkmale – und Tätigkeitsbeschreibungen und gesellschaftspolitischer Diskurse wird bereits ein begrifflicher Fokus erkennbar, der neben der Bezeichnung *Ehrenamt* deutlich auf *bürgerschaftliches Engagement*¹⁸ zielt. Wiederum wird von *Freiwilligem Engagement*¹⁹ gesprochen, ein Begriff der sich eng an den internationalen Sprachgebrauch des *Volunteering* anlehnt.

Der Begriff des *Engagements* beschreibt nach Evers zwei Begründungszusammenhänge von Engagement.

„Die Diskussion darum, warum man sich engagieren könnte oder sollte, verläuft ... in einem von zwei Polen gebildeten Spannungsfeld. Auf der einen Seite steht ein individualistisch-

¹⁷ Engagement und Bürgerschaft (Bürgerschaftliches Engagement) werden die Termini sein, auf die sich die Begriffsanalyse konzentriert; sie stehen für aktuelle Entwicklungen und Schwerpunktsetzungen in diesem Bereich, charakterisieren gegenwärtige Trends und entsprechen mittlerweile gängigem Sprachduktus.

¹⁸ Die Enquete Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“, die sich im Februar 2000 konstituiert hat, hat sich bereits in ihrem Namen auf die Bezeichnung bürgerschaftliches Engagement festgelegt.

¹⁹ Um einen empirisch fundierten Überblick zum Freiwilligensektor in der Bundesrepublik zu bekommen, wurde der Freiwilligensurvey 1999 initiiert, der den Begriff des Freiwilligen in den Vordergrund stellt.

liberales Verständnis, das Neigungen und Interessen des Einzelnen in den Mittelpunkt stellt, so dass soziales Engagement einen spezifischen Markt der Möglichkeiten darstellt. Auf der anderen Seite steht ein stärker von der Debatte um Gemeinwohl und Bürgersinn geprägtes Verständnis; es thematisiert soziales Engagement vor allem unter dem Blickpunkt von Anforderungen der Gesellschaft und der Gemeinschaft“ (Evers 1998, 107).

Zwei Diskurse werden hier deutlich, die die Bereitschaft zum Engagement aus unterschiedlichen Motivationslagen heraus und mit verschiedenen Perspektiven diskutieren und jeweils zwei Lesarten ermöglichen.

Der individualistisch –liberale Diskurs begründet gemeinsames Engagement als eine Form, um eigene Interessen zu verfolgen und Ziele zu erreichen, die als „Einzelkämpfer“ wahrscheinlich nicht oder nicht in dem Maße realisierbar wären. Es geht hier um ein Kosten-Nutzen-Kalkül, wobei Engagierte, von deren Engagement andere profitieren, materielle oder ideelle Gegenleistungen auch für sich selbst erwarten (ebd.).

Wiederum gilt Engagement als Element der ganz persönlichen Sinngebung und Befriedigung und wird als rein persönliche Angelegenheit verstanden. Eigene Vorlieben und Interessen bestimmen demnach, wofür, warum, wie lange und auf welche Weise man sich engagiert. Persönliches Engagement erscheint in beiden Fällen als Form der Selbsterfüllung, abgekoppelt davon, welche Bedarfe es in der Gesellschaft gibt und welche Bedeutung Aktivitäten im gesellschaftlichen Kontext haben können (ebd.).

Einen anderen Akzent setzt der Diskurs über Engagement als Bestandteil von Gemeinschaft und Gemeinwesen. Zum einen sieht sich der Einzelne als Mitglied und Teil einer Gemeinschaft, die aus Wertbindungen resultiert und nicht politisch gesetzlich bestimmt wird. Daraus erwächst die Motivation zu Hilfe, Solidarität und Unterstützung untereinander. Engagement versteht sich andererseits aus dem individuellen Begreifen, Mitglied eines Gemeinwesens im Sinne einer politisch verfassten Gesellschaft zu sein. Engagement meint hier, sich für das politische Gemeinwesen nicht nur zu interessieren, sondern auch bereit zu sein, sich dafür einzusetzen und sich in Entscheidungsprozesse verantwortlich einzubringen. Beide Diskussionsrichtungen zielen auf ein Engagement, das sich in der Gemeinschaft und im Gemeinwesen verortet, hier Funktionen übernimmt und Bedeutung erlangt (ebd.; Heinze/ Olk 1999).

Nicht jedes Engagement oder jede Form von Engagement verdiene den Titel „bürgerschaftlich“, so Roth (2000). Was meint dieser Begriff, und vor allem, welche Bedeutung wird ihm im Kontext mit Engagement zugemessen?

Spricht man von bürgerschaftlich, geht es immer auch um Bürgergesellschaft. Nach Dahrendorf lässt sich die Bürgergesellschaft²⁰ an drei Merkmalen bestimmen; dies sind die Vielfalt ihrer Elemente, Autonomie der Institutionen und Organisationen sowie Zivilität des Verhaltens ihrer Mitglieder, vor allem Toleranz und Gewaltlosigkeit (vgl. Dahrendorf 1992). Wiederum birgt dieser Begriff als ein politischer Begriff polemisches Potential und bedarf insofern eines Verwendungskontextes, um erklärt werden zu können.

Den aktuellen Hintergrund stellt die gegenwärtige Diskussion über das „Gemeinwohl“ im Sinne von Gemeinsinn, d.h. der freiwilligen Bereitschaft von Bürgern zu Engagement und Solidarität, dar. Dahingehend gewinnt mittlerweile die Forderung an Bedeutung, als Bürger nicht nur ausgewiesenes Mitglied der Gemeinschaft zu sein, sondern insbesondere über Kompetenzen zur Wahrnehmung von Rechten und der Übernahme von Pflichten zu verfügen. Insofern spricht man aktuell vom Engagierten, als einem aktiven und kompetenten Bürger (vgl. Münkler 1997, 1999a).

Die verschiedenen Dimensionen, die das Phänomen von freiwilligem sozialen Engagement sowohl inhaltlich, motivational als auch formal zu beschreiben versuchen, führen zu einer begrifflichen Gemengelage, die nur schwer einen Konsens findet. Letztlich erscheint *bürgerschaftliches Engagement* als ein Terminus, der im aktuellen Diskurs als übergeordnete Kategorie fungiert, unter welcher sich eine Vielzahl von Inhalten und Formen subsumieren lässt. Kaum etwas wird ausgeschlossen, somit ist dieser Begriff derzeit nahezu „alternativ- und damit konkurrenzlos“ (vgl. Liebig 1999).

Zudem umfasst der Begriff die Vielfalt von Engagementformen, reicht vom klassischen Ehrenamt bis hin zu wenig formalisierten und regulierten Engagementformen in Gruppen und Initiativen, bei dem sich Bürgerinnen und Bürger für das Gemeinwohl einbringen.

„Bürgerschaftliches Engagement erschöpft sich nicht in traditionellen ehrenamtlichen Tätigkeiten in sozialkaritativen Einrichtungen und Diensten, sondern beinhaltet die ganze

²⁰ Die Debatte um die Bürgergesellschaft meint notwendig auch die Auseinandersetzung mit der Komplexität von Staat, Gesellschaft und Individuum. Sie wirft die Frage auf nach dem Verhältnis von Rechten und Pflichten derjenigen, die in der Gesellschaft gemeinsam leben (ebd.).

Vielfalt gemeinwohlorientierten Engagements, das von Aktiven in Initiativgruppen, über das Engagement in Vereinen, Parteien und Gewerkschaften bis hin zu Vorstandstätigkeiten in gemeinnützigen Wirtschaftsbetrieben reicht. Dieses gemeinwohlorientierte, freiwillige und unentgeltliche Engagement umfasst sowohl die Beteiligung an politischen Entscheidungen, sei es in Bürgerinitiativen und Beiräten sowie an „Runden Tischen“, als auch konkrete Leistungsbeiträge bei der Erledigung öffentlicher Aufgaben und Anliegen, so zum Beispiel in selbst organisierten Kindergruppen oder in Trägervereinen von Sportstätten“ (Backhaus-Maul et al. 2000, 239f.).

Bürgerschaftliches bzw. *Freiwilliges Engagement*²¹ spiegelt den Facettenreichtum gemeinwohlorientierten Engagements wieder, umreißt das umfangreiche Spektrum von Mitwirkungsformen und nimmt den *Bürger* in den Blick; es wertet ihn in diesem Kontext gleichwohl auf. Die Engagierten werden in ihrer Rolle als aktive Bürger eines politischen Gemeinwesens angesprochen, die mit ihren freiwilligen Aktivitäten Verantwortung für das Gemeinwesen übernehmen und gleichzeitig einen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten können (vgl. Evers 1999; Offe 2002). Für die Verwendung des Begriffs spricht außerdem, dass inhaltlich, stärker als bei *Ehrenamt* oder *Freiwilligenarbeit*, die gesellschaftliche Bedeutung und Gemeinwohldimension im Vordergrund steht.

2.3 Neuere Entwicklungen

Bereits in der zweiten Hälfte der 80er Jahre setzte in Deutschland eine sozialwissenschaftliche Diskussion zum „Strukturwandel des Ehrenamts“ (Olk 1997) und nahm dabei die Überlegungen um die Präzisierung der Unterscheidungsmerkmale zwischen dem „alten“ und „neuen“ Ehrenamt (Olk 1989) mit auf. Auslöser war nicht zuletzt der deutliche Rückgang der Zahl Ehrenamtlicher in herkömmlichen formal organisierten Vereinigungen und Verbänden wie Wohlfahrtspflege, Sport, Rettungswesen etc. sowie die wachsende Verbreitung neuer Organisationsformen in Form von Initiativen, Projekten und Selbsthilfegruppen. Mitte der 90er Jahre folgte dann eine Debatte, die den Rückgang freiwilligen Engagements im Allgemeinen konstatierte und in diesem Kontext die Zukunft der Bürgergesellschaft eher pessimistisch beleuchtete.

²¹ „Bürgerschaftliches Engagement“ verweist auf den bürgerschaftlichen Charakter des fraglichen Engagements, also auf den Sachverhalt, dass die engagierten Menschen sich durch ihr Handeln als Mitglieder eines politischen Gemeinwesens und damit als ‚zivilgesellschaftliche Aktivbürger‘ bestätigen und identifizieren (vgl. Enquete-Kommission 2002)

Ein weitaus positiveres Bild zeichnete 1999 eine Studie²², die alle Formen von freiwilligem Engagement in Vereinen, Verbänden, Großorganisationen und ebenso in Initiativen und Projekten untersuchte. Es wurde festgestellt, dass sich 34% der Deutschen ab 14 Jahren für andere freiwillig und unbezahlt engagieren, das Ausmaß des Engagements im Land angewachsen ist und außerdem ein beträchtlicher Anteil der Nichtengagierten Interesse am bürgerschaftlichen Engagement zeigt (vgl. Freiwilligensurvey 1999). Deutlich wurde damit ein offenbar beträchtliches und außerordentlich vielfältiges Engagementpotenzial, das zusätzlich aktivierbar zu sein scheint. Auch der bereits erwähnte Freiwilligensurvey 2004 bestätigt dieses Bild und stellt, was für die vorliegende Studie relevant ist, eine zunehmende Engagementbereitschaft der über 60Jährigen fest.

Aktuelle Engagement Strukturen verweisen auf zwei wesentliche Aspekte, die aufzeigen, dass Engagierte zunehmend weniger in „klassischen“ Organisationen wie Gewerkschaften, der Kirche, Wohlfahrtsverbänden und Parteien aktiv sind, sondern eher in kleinen, selbstorganisierten und projektorientierten Formen wie Selbsthilfegruppen, Bürgerinitiativen, Tausch und -Kooperationsringen agieren. Diese neuen Organisationsformen, die häufig konkrete Zielsetzungen haben und zeitlich befristet sind, ermöglichen es den Engagierten viel eher als in traditionellen Organisationen, auch Eigeninteressen zu verfolgen (vgl. Sozialer Fortschritt 4/ 2002).

Klare örtliche Bezüge, die für das Ehrenamt lange Zeit charakteristisch waren, erscheinen mittlerweile im überörtlichen und auch im nationalen Kontext. *Thematisches Engagement* ist eine Form, die aktuell an Bedeutung gewinnt. Dazu zählen Nachbarschaftshilfe oder Stadtteilinitiativen ebenso wie die zeitlich befristete Mitarbeit in Projekten von Parteien, Stiftungen und Initiativen. Solche Tätigkeiten sind nicht in die Bürokratie eines Verbandes eingebunden, sondern zielen auf konkrete und häufig auch befristete Projekte, die den Engagierten autonomes und selbstständiges Handeln ermöglicht (ebd.).

Der Blick auf die Motivlagen von Engagierten zeichnet ein Bild von „individualistischen“ Leitwerten, die mittlerweile auf dem Vormarsch sind und gleichwohl eine sehr enge Verbindung mit Motiven der Hilfe für andere und der Gemeinwohlorientierung eingehen können. Dies begründet nicht zuletzt neue und andere Schwerpunkte hinsichtlich des

²² Bezogen wird sich an dieser Stelle auf den „Freiwilligensurvey 1999“, eine im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend durchgeführte Repräsentativerhebung, die 15.000 Bundesbürger zu deren Engagementtätigkeiten befragt hat.

Engagement und –Interessenprofils des einzelnen Engagierten. Zunehmend gewinnt an Bedeutung, einen „Gegenwert“ für individuelles Engagement zu bekommen, der sich jedoch nicht geldwert definiert, sondern auf persönliche Anerkennung, individuellen Spielraum, die Chance sich einzubringen und persönliche Erfüllung setzt (ebd.). Anstelle einer milieugebundenen langfristigen und verpflichtenden Tätigkeit in einer Organisation tritt aktuell das „Prinzip der biographischen Passung“, was meint, dass entsprechend individueller biographischer Erfahrungen auch Motive, Anlässe und Gelegenheiten für das persönliche Engagement abgestimmt werden.

Im Mittelpunkt aktueller engagementpolitischer Debatten steht die soziale Bürgergesellschaft mit Bürgern, die ein nachhaltiges Interesse für Belange und Anliegen der Gemeinschaft entwickeln, sich einmischen und durch ihr konkretes Engagement das Gemeinwohl befördern. Es wird auf die Notwendigkeit verwiesen, das Verhältnis von engagierten Bürgerinnen und Staat neu zu bestimmen und andere Akzente zu setzen. Hier greift das Konzept des „ermöglichenden Sozialstaates“, welches darauf zielt, Eigenverantwortung des Einzelnen und damit auch Selbststeuerungspotenziale in der Gesellschaft zu stärken (vgl. Mezger/ West 2000). Staatlicher Engagementpolitik kommt dabei die Rolle zu, organisatorische und kulturelle Rahmenbedingungen für das Engagement von Bürgerinnen und Bürgern zu verbessern, ebenso individuelle Risiken und Hemmnisse für Engagierte zu reduzieren. Eine soziale Bürgergesellschaft benötigt günstige politische und administrative Rahmenbedingungen, somit ist Engagementförderung nicht zuletzt auch eine politische Aufgabe.

Um bürgerschaftliches Engagement und insbesondere die hier Aktiven mehr in die Öffentlichkeit zu rücken und damit quasi als ‚gesellschaftliches Handlungsfeld‘ in den Blick zu nehmen, wurden und werden förderpolitische Perspektiven formuliert, die Engagierte vielfältig unterstützen sollen (vgl. Klages 2001). Angeregt wird u. a., über Engagement breitenwirksamer als bisher zu informieren. Dies meint nicht zuletzt, das Image freiwilligen Engagements mit hohem Attraktivitätswert und Aufforderungscharakter für Menschen unterschiedlicher Herkunft, Altersgruppen etc. aufzubauen. Es geht darum, offenbar immer noch vorherrschende Bilder vom „alten Ehrenamt“ als vorrangig langjährig übernommener Vereinstätigkeit insofern zu korrigieren, als Engagement auch für Spaß an der Sache steht, Selbstentfaltung dazu gehört und Engagierte sich ein weites und äußerst vielfältiges Betätigungsfeld erschließen können (ebd.).

Mit der Förderung bürgerschaftlichen Engagements verbindet sich gegenwärtig die Etablierung einer *Anerkennungskultur* für bürgerschaftlich Engagierte. Die Anerkennung bürgerschaftlichen Engagements vollzog sich lange Zeit eher im Verborgenen und war stark auf symbolische Formen der Würdigung und Ehrung ausgerichtet. Im Sinne einer systematischen Engagementförderung werden derzeit neue Überlegungen angestellt, wie in Deutschland eine umfassendere gesellschaftliche Wertschätzung des freiwilligen Engagements aussehen kann. Ziel ist dabei eine *Anerkennungskultur*, „... die mit Hilfe einer breit angelegten Palette von Maßnahmen und Instrumenten zu einer nachhaltigen Würdigung, Anerkennung und Ermutigung bürgerschaftlichen Engagements und damit zu dessen besserer Sichtbarkeit, Beachtung und Wertschätzung in der Gesellschaft beitragen würde.“ (Olk 2001a, 13). Anerkennung benötigt vor diesem Hintergrund insbesondere das Moment der Öffentlichkeit, z.B. von Vereinen und Initiativen, der Medien, des lokalen Umfelds aber auch des ganzen Landes.

Zentraler Bestandteil einer Anerkennungskultur ist weiterhin die grundlegende Haltung von Institutionen und Entscheidungsträgern, Engagement als etwas tatsächlich Gewolltes und auch Mögliches anzusehen. Dies bedeutet, für Engagierte Gestaltungs- und Freiräume zu eröffnen, ihnen Mitsprache sowie Entscheidungsbeteiligung auf breiter Ebene zu ermöglichen und sie darin zu unterstützen. Konkret werden hierzu der Abbau institutioneller Engagementbarrieren, die Verbesserung der rechtlichen Situation für die Engagierten, neue symbolische Formen der öffentlichen Wertschätzung, Maßnahmen der Begleitung und Weiterbildung sowie Bereitstellung entsprechender finanzieller, sachlicher und personeller Ressourcen diskutiert.

Staatlicherseits drückt sich Anerkennung in der Ermöglichung bürgerschaftlichen Engagements aus, was u. a. heißt, die Selbstorganisation Engagierter zu fördern und zu unterstützen sowie sie „...als Impuls – und Innovationsquelle für die Politik ernst zu nehmen...“ (Langfeld/Wezel/Wolf 2001, 117). *Anerkennungskultur* zielt also darauf, bürgerschaftliches Engagement zu einem notwendigen Bestandteil der Gesellschaft, ihrer Organisationen und Institutionen werden zu lassen.

Um bürgerschaftliches Engagement und insbesondere die Aktiven deutlicher in die Öffentlichkeit zu rücken, werden folgende Anerkennungsformen und– Instrumente entweder bereits angewendet oder aber diskutiert:

- Immaterielle Formen der Anerkennung
- Geldwerte Anerkennungsformen
- Monetäre Anerkennungsformen
- Qualifizierung als Form der Anerkennung
- Berücksichtigung bürgerschaftlichen Engagements in der Organisationsentwicklung
- Gesellschaftliche Anerkennung

Die Maßgabe, bürgerschaftliches Engagement als konstitutives Element der Bürgergesellschaft zu begreifen, erfordert auch (neue) strukturelle Formen der Anerkennung. Sowohl Zugang als auch Ausübung von Engagement sind gegenwärtig noch allzu häufig von privaten Kontakten und dem persönlichen Lebensumfeld abhängig sind. Dieses Strukturdefizit zu beheben, kann mit einer flächendeckenden Infrastruktur gelingen, die bereits bestehende Informations- und Kontaktstellen für freiwilliges Engagement und Selbsthilfe (oder auch andere) nachdrücklich fördert, weiterentwickelt und tragfähige Netzwerke für Engagierte schafft. Diese Aufgabe wird vor allen Dingen für den kommunalen Bereich formuliert und zielt u. a. insbesondere darauf, dass Engagierte für sie geeignete Betätigungsmöglichkeiten finden, Orientierungen für Interessierte gegeben und Möglichkeiten geschaffen werden, Kontakte herzustellen und zu vermitteln sowie potentielle Engagementfelder erschlossen und begehbar gemacht werden (vgl. ISAB-Institut Köln 2000). Dazu zählen u. a. folgende Maßnahmen und Ansätze:

- Einrichtung von Anlaufstellen für bürgerschaftliches Engagement in Stadtverwaltungen
- Einrichtung und Weiterentwicklung von Engagement fördernden Infrastruktureinrichtungen wie lokalen Freiwilligenagenturen, Freiwilligenzentralen, Ehrenamtsbörsen, Bürgerbüros, Seniorenbüros, Selbsthilfekontaktstellen, Netzwerkbüros etc.
- Vernetzung von Organisationen und Einrichtungen, in denen Freiwillige tätig sind
- Aufbau von Netzwerkstellen auf Länder- und Bundesebene

Als gemeinsames Ziel förderpolitischer Aktivitäten ließe sich formulieren, dass es darum geht, ein positives gesellschaftliches Klima für die Arbeit von freiwillig Engagierten zu schaffen, welches Engagement nicht nur ermutigt sondern auch ermöglicht und langfristig und nachhaltig unterstützt.

Bürgerschaftlich Engagierte werden aktuell häufig mit dem Etikett des *kompetenten Bürgers* versehen, was eine neue Entwicklung im Freiwilligenbereich aufzeigt. Es wird mittlerweile

eine Kompetenzforderung gegenüber engagierten bzw. zukünftig engagierten Bürgern formuliert, die sie in die Lage versetzen soll, Rechte und Pflichten kompetent und verantwortungsvoll wahrnehmen zu können. Dies setzt wiederum staatlich gestützte Anreizstrukturen voraus, fordert diese nachgerade ein, um Kompetenzen entwickeln und herausbilden zu können (Enquete-Kommission „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements“ 2002). Als notwendig erscheint in diesem Kontext eine „Qualifizierungsoffensive“, die beispielsweise für (Hoch)Engagierte²³ Fortbildung anbieten kann, um diese auf vielfältige Tätigkeitsfelder im Freiwilligenbereich vorzubereiten und auch zu unterstützen. Ein weiterer, nicht weniger bedeutsamer Effekt von Qualifizierung kann bzw. soll es sein, den Einzelnen in seinem Engagement- (Vorhaben) öffentlich anzuerkennen und wertzuschätzen.

Maßnahmen der Fort – und Weiterbildung gelten hier als eine besondere Form der Anerkennung von Engagement. Durch Qualifizierungsangebote kann bürgerschaftliches Engagement in seiner Bedeutung aufgewertet und organisatorisch sichtbar gemacht werden. Weiterbildungsangebote richten sich dabei nicht ausschließlich an die Engagierten, sie zielen ebenso auf die Träger des Engagements, wie z.B. Organisationen, Einrichtungen und Initiativen. Für Engagierte stellt die Teilnahme an Weiterbildungen eine moderne immaterielle Form der Anerkennung dar, wobei diese an das „Erfahrungswissen“ der Engagierten und ihr Bedürfnis nach Selbstvergewisserung, Selbstentfaltung, Persönlichkeitsentwicklung, und Mitgestaltung im Engagement anknüpft. Qualifizierung hat dabei mit ihrem bildendem und qualifizierendem Aspekt sowohl Bedeutung für kontinuierliches und ortsgebundenes als auch für projektbezogenes und zeitlich befristetes Engagement. Schließlich können neu erworbene Fähigkeiten und Kompetenzen, die durch Bescheinigungen, Zertifikate oder Abschlüsse bestätigt werden, auch über das eigentliche Engagement hinaus verwertet werden.

²³ In diesem Kontext versteht sich beispielsweise das vom BMFSFJ in Auftrag gegebene Modellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“, das für die vorliegende Studie die Grundlage bildet. Es will die Zielgruppe hochengagierter Älterer für zukünftige Tätigkeitsfelder im Freiwilligenbereich fortbilden und bietet dafür einen Fortbildungskurs an.

2.4 Bürgerengagement in den neuen und alten Bundesländern²⁴

Beschreibt man Engagement in der Bundesrepublik mit seinen aktuellen Facetten, so ist ein differenzierter Blick auf die neuen und die alten Bundesländer, gerade auch im Hinblick auf die Anlage der vorliegenden Studie, nicht nur sinnvoll sondern auch notwendig.

Der bereits zitierte Freiwilligensurvey von 1999 hat erhoben (FWS 2004 hat diesen Trend bestätigt), dass in den neuen Ländern der Anteil freiwillig Engagierter um 7% geringer ist als in den alten Ländern und ebenso weniger sogenannte Aktive identifiziert werden konnten.²⁵ Diese Daten wurde so gedeutet, dass sich Bürgerinnen und Bürger in den neuen Bundesländern stärker auf den beruflichen und privaten Bereich konzentrieren und sich weniger dem öffentlichen Leben in Vereinen, Gruppen etc. widmen. Außerdem wird darauf verwiesen, dass es die längerfristig gewachsene Organisations- und Vereinsstruktur bzw. -Kultur, die sich in den alten Ländern etabliert hat, so in den neuen Ländern weder gegeben hat noch zum aktuellen Zeitpunkt gibt. Konkret meint dies im Ost-West-Vergleich, dass die in den alten Bundesländern frequentierten Engagementorganisationen, allen voran die Kirche, gefolgt von Parteien und Interessenverbänden, in Ostdeutschland deutlich weniger Mitglieder und geringere Engagementpotenziale aufweisen und dass in einzelnen Politik – und Tätigkeitsfeldern, wie etwa Kultur, Sport und Soziales, relativ große Engagementlücken bestehen (vgl. Gensicke 2003).²⁶ Mit der Wende hat sich in den neuen Ländern im Vergleich zu DDR Verhältnissen eine völlig andersartige Organisations –und Vereinskultur entwickelt, die sich zum Erhebungszeitpunkt erst seit zehn Jahren in der Entwicklung befand (vgl. Freiwilligensurvey 1999/ 2004).

Die Frage ist, worauf diese Befunde deuten und wie sie im ost- (west)deutschen Kontext interpretierbar sind.

Es wird die Ansicht vertreten, dass zum Beispiel „nur“ der Organisationsgrad des Engagements in Ostdeutschland geringer ausfällt, während sich die Engagementbereitschaft im innerdeutschen Vergleich nicht nennenswert unterscheiden muss (vgl. Backhaus-Maul/ Ebert/ Jakob/ Olk 2003). Die vorab benannte Defizithypothese folgt einer idealisierten

²⁴ Da die bereits erfolgten Ausführungen das Engagementfeld in den alten Bundesländern weitgehend beschreiben, wird darauf verwiesen und an dieser Stelle der Fokus auf die neuen Bundesländer gelegt.

²⁵ Aktuelle Erhebungen (FWS 2004) weisen 6% weniger Engagierte in den neuen Bundesländern auf.

²⁶ Auch Jahre nach der Wende (1998) betrug die „Organisationsquote“ der Bürger aus den neuen Bundesländern nur 38% im Vergleich zu 58% in den alten Bundesländern.

Vorstellung eines Institutionen Transfers von West nach Ost in bewährter (ehrenamtlicher) Art. Im Kontext neuerer und aktueller, hier bereits diskutierter Entwicklungen, erfolgt Engagement jedoch zunehmend seltener in traditionellen Organisationen, sondern funktioniert zunehmend selbstorganisiert, anlassbezogen und zeitlich befristet. In diesem Sinne kann die ostdeutsche Engagementszene durchaus als modern und auf „Vorreiterposition“ gelten, als hier nicht etablierte Verbände sondern gering formalisierte Engagementstrukturen vor Ort Ausgangs und –Anknüpfungspunkt für bürgerschaftliches Engagement sind (ebd.).

Die Engagementlandschaft in den neuen Bundesländern ist weitgehend frei von, ehrenamtlichen Engagementtraditionen’, wie sie für die alten Bundesländer prägend sind. Gleichwohl ist zu bedenken, dass so genannte demokratische Basisqualifikationen unter DDR spezifischen Bedingungen nicht selbstverständlich zu erwerben waren, mehr oder weniger erst seit den 90er Jahren ‚gelernt’ werden. Individuelle sowie kollektive Erfahrungen und Kompetenzen zwischen Ost und West sind unter diesem Blickwinkel gerade im Kontext von freiwilligem Engagement des Einzelnen wesentlich genauer und zielgerichteter zu betrachten.

Nicht ein defizitärer, sondern ein differenzierender Blick scheint m.E. in diesem Kontext angemessen, um Unterschiede zwischen den Alt- und Neubundesländern wahrnehmen und beschreiben zu können. Um Zugang zu ostdeutschem bürgerschaftlichem Engagement in seiner sich bereits entwickelten und auch weiterhin entwickelnden Spezifik zu bekommen und Verständnis zu erlangen, sind nicht zuletzt die in der ehemaligen DDR geprägten Engagementtraditionen zu berücksichtigen.

Engagement von Bürgern ist in der ehemaligen DDR gemeinhin als „Gesellschaftliche Aktivität“ und „ehrenamtliche Funktion“ bezeichnet worden, welches vorrangig an Massenorganisationen und somit an das politische System angebunden waren.²⁷ Die DDR war eine „Organisationsgesellschaft“ (Pollack 1990), in der nahezu alle Lebensbereiche staatlich organisiert und geregelt waren. Einerseits boten Organisationen durchaus Möglichkeiten, um in Eigeninitiative insbesondere Lebensbedingungen im unmittelbaren Wohnumfeld (Hausgemeinschaften, Wohnbezirksausschüsse) mitzugestalten. Andererseits unterlag auch dieses Engagement grundsätzlich parteipolitischen Führungsanspruch und

²⁷ 95% der Bürger in der DDR waren Mitglied von mindestens einer Massenorganisation und jeder Zweite hatte eine ehrenamtliche Funktion übernommen. Schwerpunktmäßig waren diese Aktivitäten im betrieblichen Kontext angesiedelt, wobei 28% der Bürger in ihren Betrieben ehrenamtlich tätig waren, 12% in der Gemeinde oder Stadt, 11% im Wohngebiet und 5% auf Kreis – oder Bezirksebene (vgl. Priller 1996, 76ff.).

wurde kontrolliert. Die Entwicklung eines eigenständigen und vom Staat unabhängigen Dritten Sektors war unter den Bedingungen in der DDR so nicht möglich. Lediglich in Kirchenorganisationen mit den dazugehörigen Nischenkulturen gab es einen vergleichsweise gering limitierten Handlungsspielraum für das Engagement Einzelner (vgl. u. a. Seibel 1997; Meuschel 1992; Neckel 1992).

Gleichwohl gilt es, und dies soll hier deutlich betont werden, das „soziale Kapital“, über welches die DDR Gesellschaft unterhalb der parteipolitischen Machtstrukturen verfügte (Nischengesellschaft), als wichtige Ressource für Engagement anzuerkennen. Häufig wird dieser Aspekt mit einem „entwertenden Blick“ auf DDR Gesellschaft und für sie charakteristische Organisationsformen und Institutionen negiert. Auch wenn bei der Mobilisierung Ehrenamtlicher in der DDR zuweilen Zweifel am freiwilligen Charakter angebracht sind, so sind die entstandenen sozialen Netze sowie die individuellen Qualifikationen ein Wert, der für die Entfaltung bürgerschaftlichen Engagements als förderlich angesehen werden kann (vgl. Roller 1996).

Bürgerschaftliches Engagement als „... spontanes, eigensinniges, autonomes und bisweilen auch gesellschaftskritisches Handeln...“ hatte in der DDR keinen Platz (vgl. Kocka 1994, 116). Traditionen und Erfahrungen in diesem Sinne wirken jedoch in vielfältiger Weise fort und können u. a. dazu führen, dass sich ostdeutsche Bürger gegenüber eigenem Engagement nach der Wende distanziert verhalten, was nicht zuletzt auf Erfahrungen in Massenorganisationen beruhen mag (Priller 1996, 56ff). Die Zurückhaltung von ostdeutschen Kommunen, freien und gemeinnützigen Organisationen und Bürgergruppen soziale Einrichtungen zu übertragen, kann ebenso aus der Erfahrung resultieren, dass ein ‚starker Staat‘ nahezu allumfassend verantwortlich ist, eben auch in dem Sinne, die Bevölkerung mit öffentlichen Dienstleistungen zu versorgen (ebd.).

Nicht zuletzt gab die Art und Weise der staatlichen Vereinigung den Rahmen für die Entwicklungsmöglichkeiten bürgerschaftlicher Engagementkultur in Ostdeutschland vor. Die Politik des Institutionen Transfers begünstigte entsprechend diejenigen Organisationen und Institutionen, deren Grundstrukturen in rechtlicher, administrativer und marktwirtschaftlicher Hinsicht problemlos übernommen werden können. Wiederum hatten es geringer formalisierte, häufig innovative und mobile Engagementformen, die sich neu gründen und selbstständig verankern müssen schwerer, sich durchzusetzen (vgl. Angerhausen 1998).

Ein differenzierter Blick auf Engagement in den neuen Bundesländern sollte unbedingt die aktuelle Arbeitsmarktsituation mit berücksichtigen. Bürgerschaftliches Engagement und Arbeitslosigkeit ist ein Thema, das im Diskurs um die Entwicklung und Stärkung der Bürgergesellschaft zum einen und massive Veränderungen in der Erwerbsarbeitsgesellschaft zum anderen zunehmend an Aufmerksamkeit gewinnt. Hohe und insbesondere auch lang anhaltende Arbeitslosigkeit hat zur Folge, dass Menschen immer weniger integriert sind und so ihre Teilhabe und Partizipation an der Bürgergesellschaft stark gefährdet ist (vgl. Jakob 2003). Insofern besteht aufgrund der immens hohen Arbeitslosigkeit, derzeit analysiert als *nicht* vorübergehendes gesellschaftliches Phänomen, enormer gesellschaftlicher Handlungsbedarf u. a. auf beobachtbare Desintegration und daraus resultierende gesellschaftliche Spaltungen zu reagieren.

Fraglich ist allerdings, ob die Ausweitung bürgerschaftlichen Engagements auf Arbeitslose in dem Sinne, als diese mit einem Engagement „versorgt“ werden, Lösungen bietet, um die Desintegration dieser Menschen einzudämmen und das Problem Arbeitslosigkeit zu bewältigen. Empirische Befunde verweisen eher darauf, dass die durch Erwerbsarbeit gesellschaftlich integrierte Bevölkerungsgruppe in der Gesamtgruppe der Engagierten am stärksten vertreten ist.²⁸

Der Zusammenhang von bürgerschaftlichem Engagement und Arbeitslosigkeit spielt in den neuen Bundesländern eine wesentlich stärkere Rolle als in den alten Bundesländern, trotzdem es die bereits beschriebenen Ähnlichkeiten bezüglich sozialstruktureller Merkmale von Engagierten gibt.

Betrachtet man zum Beispiel die Gruppe der 50 – bis 59Jährigen (Erhebungszeitpunkt 1999) aus den neuen Bundesländern, existieren zwei maßgeblichen Faktoren für das „nicht engagiert sein“ bzw. die Beendigung freiwilligen Engagements. Sowohl der politisch-ideologische als auch der wirtschaftliche Umbruch zwang insbesondere diese Altersgruppe zur beruflichen Bewährung oder Neuorientierung. Diese Prozesse verknappten Motivation und Ressourcen für freiwilliges Engagement. Daneben brachte der Arbeitsplatz- und berufliche Statusverlust

²⁸ Daten des sozio-ökonomischen Panels 1999 zeigen, dass vor allem Erwerbstätige und deutlich weniger Arbeitslose bürgerschaftlich engagiert sind. Dies gilt für die alten und die neuen Bundesländer gleichermaßen (Ostdeutschland: 30,6% der Erwerbstätigen engagiert im Vergleich zu 19,2% der Arbeitslosen; Westdeutschland: 36,2% der Erwerbstätigen engagiert im Vergleich zu 22,4% der Arbeitslosen)

für viele neben wirtschaftlichem und sozialem Abstieg auch soziale Desintegration mit sich; klare Beweggründe, sich nicht (mehr) zu engagieren.

Die Praxis und vielfältigen Erfahrungen z.B. in ostdeutschen Freiwilligenagenturen und gemeinnützigen Organisationen und Projekten zeigen, dass Engagement und Arbeitslosigkeit hier enger miteinander verknüpft sind, als dies in den alten Bundesländern der Fall ist (ebd.) So konstatieren Freiwilligenagenturen in der Gruppe der Arbeitslosen und Vorruheständler die größte Nachfrage für Aktivitäten im Engagement.²⁹ Es hat sich mittlerweile eine Praxis etabliert, die auf fließende Grenzen zwischen Engagement und sogenannten prekären Formen der Erwerbsarbeit hinweist. Mitarbeiter, die im Rahmen zeitlich befristeter Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen beschäftigt waren, arbeiten beispielsweise in den gleichen Projekten und Organisationen nach Auslaufen der Fördermaßnahme als „Ehrenamtliche“ weiterhin mit (vgl. Zander/ Notz 1997). Ebenso ist zu beobachten, dass Menschen, die als „Ehrenamtliche“ begonnen haben, im Rahmen der Bereitstellung neuer öffentlicher Mittel und von Arbeitsförderprogrammen wieder einen bezahlten Arbeitsplatz bekommen.

Dieses Phänomen des nahtlosen Übergangs zwischen beruflicher Arbeit und bürgerschaftlichem Engagement wird als „phasing“ bezeichnet (vgl. Kramer/ Wagner/ Billeb 1998, 2000). Dieser Begriff wurde im Rahmen des von der Robert-Bosch-Stiftung geförderten Projektes „Soziale Bürgerinitiativen in den neuen Bundesländern“ entwickelt.³⁰ Hohe Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern sowie die Tradition einer starken Anbindung des Engagements an den Betrieb bilden offenbar einen Hintergrund für die aktuell bestehende Praxis, in Zeiten von Arbeitslosigkeit auf Engagement zurückzugreifen. Bürgerschaftliches Engagement bekommt dahingehend insbesondere die Funktion sozialer Integration und das Ermöglichen von Gemeinschaftserfahrung und verhindert für die Engagierten soziale Ausgrenzung (vgl. Jakob 2003).

So positiv diese Entwicklung einerseits erscheint und praktisch mit dazu beiträgt, aktuelle arbeitsmarktpolitische Probleme zu bearbeiten und (Langzeit-)Arbeitslosen sinnhaftes

²⁹ Das Beispiel der Freiwilligenagentur Halle/ Saalkreis weist unter den Beratenen 39% Arbeitslose, 22% Rentner und Vorruheständler, 16% Erwerbstätige u. a. auf und kann im ostdeutschen Kontext dahingehend durchaus als typisch angesehen werden (vgl. Mitteilungen der Freiwilligenagentur Halle/ Saalkreis e.V. 2001)

³⁰ Bei den beteiligten Projekten hatte sich die Praxis herausgebildet, neben den vom Arbeitsamt geförderten Mitarbeitern einen Stamm von bürgerschaftlich Engagierten aufzubauen, der bei der Neubewilligung öffentlicher Gelder problemlos aktiviert werden konnte. Damit wurden gewonnene Kompetenzen im Projekt gehalten und somit ein Minimum an Kontinuität im Arbeitsprozess sichergestellt (ebd.).

Handeln in einer lokalen Gemeinschaft zu ermöglichen, so wenig wiederum ermöglicht dieser Weg die Integration in den ersten Arbeitsmarkt, noch hebt er die Ausgrenzung am Arbeitsmarkt auf.

Es zeichnen sich bei genauerem Hinsehen durchaus Ambivalenzen ab, die vorrangig aus dem Versuch resultieren, die Ausgrenzung vom Arbeitsmarkt mit Engagement zu kompensieren. Wenn beispielsweise Aufgaben, die ursprünglich im Rahmen von Engagement getätigt wurden, arbeitsförderpolitisch unterstützt werden, kann Engagement verdrängt werden. Die Unterstützung mit Arbeitsförderungsmaßnahmen geht dabei zu Lasten des Aufbaus und der Erweiterung von Handlungsfeldern für Freiwillige (ebd.).

Zusätzlich ergeben sich aus der Instrumentalisierung von Engagement für die Bewältigung der Folgen von Arbeitslosigkeit Folgen für die ‚Philosophie‘, den Eigensinn des bürgerschaftlichen Engagements. Die Besonderheit und der Charakter besteht im Gegensatz zur Erwerbsarbeit u.a. darin, dass bürgerschaftliches Engagement selbst organisiert im öffentlichen Raum stattfindet, freiwillig und nicht auf Gewinn orientiert ist. In selbst organisierten Aktivitäten übernehmen Menschen allein und miteinander Verantwortung für das Gemeinwohl, hieraus resultiert die für Engagement besondere Bedeutung und nicht zuletzt sein innovatives Potenzial. Wenn Engagement im bereits beschriebenen Sinne instrumentalisiert und damit auch reduziert wird, dann erscheint es nur noch „...als Episode, um die Wartezeit für einen neuen Arbeitsplatz zu überbrücken oder wird als Element der Qualifizierung wahrgenommen, um die Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu verbessern“ (ebd., 117ff.).

In diesem Kontext besteht die Gefahr, dass Engagement seinen ‚Eigensinn‘ wenn nicht verliert, so doch beschneidet und Aktivitäten zweckentfremdet werden, da sie weder vorrangig selbst organisiert noch Gemeinwohl orientiert ausgerichtet sind. Als Fazit werden zwei nebeneinander verlaufende Entwicklungen, für Ostdeutschland in besonderer Weise, deutlich. Zum einen wird Engagement genutzt, um desintegrative Tendenzen als Auswirkungen von Arbeitslosigkeit für Betroffene gering zu halten. Dies erlangt im Sinne gemeinsamen Handelns und des Aufbaus von Kontakten für diese Zielgruppe Bedeutung. Wiederum kann eine damit einhergehende Instrumentalisierung dazu führen, Entwicklung von Engagement einzuschränken und bestehende Engagementpotenziale ungenutzt zu lassen.

Erkennbar werden hier Suchbewegungen, die unterschiedliche, auch gegenläufige Prozesse auslösen und in ihrer Offenheit für Modernisierungsprozesse charakteristisch sind. Modernisierung meint im Kontext der neuen Bundesländer offenbar insbesondere die Entwicklung eigener Strukturen im Zusammenhang mit einer eigenen lebensweltlichen Praxis, die sowohl Traditionen als auch Anforderungen in Ostdeutschland angemessen ist und auf diese reagiert (vgl. Jakob 2003)

3 Alter(n) in der Bundesrepublik Deutschland

3.1 Demographischer Wandel in der Diskussion

„Altwerden und Altsein ist ins öffentliche Bewusstsein gerückt und mittlerweile ... zu einem sozialen und individuellen Problem erster Ordnung geworden ...“ (Mader 1995, 13).

„Wir müssen verlernen, was unsere Kultur und unsere Biologie uns über das Altern eingaben. Sie haben, um es trivial auszudrücken, nicht mehr Recht. Es ist vorbei mit der unbestrittenen Herrschaft der Jugend über das Alter. Aber es ist auch vorbei mit dem klassischen Altenteil.“ (Schirmmacher 2004, 63)

Wie sehr Alter(n) ein Thema geworden ist, das die Öffentlichkeit zunehmend stark beschäftigt, zeigt u. a. der Blick in die Medienlandschaft, die sich dieses Phänomens in all seiner Vielfalt annimmt. Die Beschreibung von Alter, Altern, den Alternden und Alten reicht dabei von angstvoller Erwartung einer die Gesellschaft finanziell überfordernden „Altschwemme“ bis hin zu optimistischen Phantasien über die Tatkraft und Leistungsfähigkeit der „neuen Alten“.

Mit der Schlagzeile „Die vergreiste Republik“ titelte *Die Zeit* im Januar 2003 und beschrieb sehr eindringlich die Konsequenzen aktueller Bevölkerungsentwicklung in Deutschland. Zum einen verliert Deutschland jährlich 200 000 Einwohner, da mehr Menschen sterben als geboren werden, zum anderen wird der Anteil älterer und hochbetagter Menschen deutlich zunehmen (vgl. *Die Zeit*/ 01/03, Nr.2).

Frank Schirmmacher hat das Thema in seinem 2004 erschienenen „Methusalemkomplott“ aufgegriffen und einen Bestseller geschrieben. Das Thema Alter(n) wird hier in anregender und scharfsinniger aber ebenso provozierender Weise behandelt. Mit Schlagworten wie *Krieg*

der Generationen, Das Ende des Jugendkults oder *Warum wir uns so schämen, alt zu werden*, stellt das Buch zum einen „...eine erschreckende Diagnose unserer Gesellschaft und ruft zu einem Komplott gegen den biologischen und sozialen Terror der Altersangst auf“ (Schirrmacher 2004, 5ff.).

Das in aktuellen Diskursen allgemein bekannte und nach wie vor verwendete Schaubild zur Entwicklung der Bevölkerungsstruktur zeigt eine im Zeitraum von 1900 bis etwa zum Jahr 2030 von der Pyramide über eine Tanne bis hin zum Pilz sich wandelnde Zusammensetzung der Bevölkerung. Kernpunkt dieses Wandels ist die Zunahme der Zahl und des Anteils älterer Menschen in der Bevölkerung bei gleichzeitigem Rückgang der Quantität jüngerer Kohorten. Diese Entwicklung wird vor allem auf sinkende Geburten und eine allgemein längere Lebenserwartung zurückgeführt. Letzteres in Verbindung mit dem vergleichsweise frühen Ausscheiden auf dem Arbeitsmarkt hat dazu geführt, dass ältere Menschen heute eine sehr lange Ruhestandsphase jenseits des Erwerbslebens vor sich haben, die viel Spielraum für soziale Aktivitäten und gesellschaftliche Partizipation eröffnen kann.

Statistiken und Prognosen zeigen auf, dass sich der Anteil der Bevölkerung, der 60 Jahre und älter ist, für die Zukunft erheblich vergrößern wird. Waren 1970 auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik noch etwa 19,9% der Menschen 60 Jahre und älter, so wird im Jahre 2030 voraussichtlich nahezu jeder dritte Einwohner dieser Altersgruppe angehören. Unterzieht man die ältere Bevölkerung einer genaueren Betrachtung, fallen zwei weitere wichtige Entwicklungen ins Auge: so hat innerhalb der Altenbevölkerung neben dem Anteil der *hochaltrigen Menschen* auch der Anteil der Hochbetagten stark an Bedeutung gewonnen. So ist es wahrscheinlich, dass im Jahre 2030 etwa 12% der Bevölkerung über 75 Jahre alt sein werden (vgl. u. a. Höhn/ Roloff 1997).

Bevölkerungsexperten der UN stellen Prognosen an, wie sich der demographische Wandel in Deutschland beeinflussen oder sogar aufhalten ließe und errechnen fiktive Bevölkerungszuwächse mittels massiver Einwanderung und eines neuen Babybooms. Doch auch diese Zahlenspiele und Szenarien verdeutlichen lediglich, dass die gegenwärtige Entwicklung allenfalls leicht zu bremsen wäre, jedoch nicht aufzuhalten ist (ebd.). Die Ursachen der demographischen Entwicklung in modernen Industrieländern sind bekannt und perspektivisch offenbar kaum zu verändern: sinkende Geburtenraten, stabile Sterberaten, steigende Lebenserwartung, starke bzw. verhinderte Migrationen etc.

Ein Ende dieser Entwicklung ist zumindest kurzfristig nicht absehbar, die Bevölkerungswissenschaft rechnet sogar mit einem weiteren Anstieg der Lebenserwartung.³¹ Neben den analysierten Auslösern und Ursachen für die beschriebene Entwicklung fällt es ungleich schwerer, die Folgen für den Einzelnen und die Gesellschaft zu bestimmen und abzuschätzen.

Das Szenario von der „alternden Gesellschaft“³² scheint zum einen plausibel für die vielfältigen Phänomene, die diesen Prozess kennzeichnen und wird zum anderen häufig als Etikett gebraucht, welches Vorstellungen vom Alter prägt und sowohl politische als auch persönliche Entscheidungen beeinflusst. Betont wird die Bedeutung alt werdender Menschen für die zukünftige Gesellschaft, es wird auf Folgen der steigenden Anzahl älterer Menschen hingewiesen und man entwickelt Rahmenorientierungen für das Altwerden. Man versucht, die heterogene Vielfalt von Alter und Lebensmöglichkeiten im Alter zu beschreiben und so die plakative und stigmatisierende Vision vom „Alter als Belastung“ nicht nur für das Individuum sondern ebenso für die Gesellschaft wenigstens zu relativieren. Allerdings wird die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit eher durch ihren Bezug „... zur offensichtlich bedrohlich anwachsenden Gruppe der alten Menschen definiert“ (Mader 1995, 88).

Betrachten wir Alter(n) im Kontext demographischer Entwicklung und Modernisierung, so konkretisiert das Konzept vom *Strukturwandel des Alter(n)s* die vielfältigen Veränderungen, die diesen Prozess kennzeichnen (vgl. Tews 1990, 1993). Dieses Konzept ist in den 90er Jahren populär geworden und bietet substantiell noch immer einen Hintergrund für die öffentliche Diskussion. Als charakteristisch für den Altersstrukturwandel gelten zum einen die Ausdehnung und Differenzierung der Lebensspanne, die als Alter bezeichnet wird sowie die konkrete Lebenssituation im Alter. Die Altersphase im Lebenslauf dehnt sich in zwei Richtungen aus, sie wird länger insofern, als sowohl ‚Verjüngung‘ des Alters als auch ‚Hochaltrigkeit‘ zunehmen. Zu älteren und alten Menschen gehören heute „... sowohl die 55jährigen Vorruehständler mit ihren nachberuflichen Tätigkeiten, die 60jährigen aktiven reisenden Großeltern als auch die 97jährigen pflegebedürftigen allein lebenden Frauen oder

³¹ Folgt man z.B. einer 1997 veröffentlichten Prognose des deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung, würde die Lebenserwartung der 65jährigen Deutschen aus den alten Bundesländern für das Jahr 2020 um ein Jahr höher liegen als im Jahre 2000. Die Rentenversicherungsträger gehen sogar von einem Anstieg der Lebenserwartung um etwa zwei Jahre aus (vgl. Alber/ Schölkopf 1999).

³² Die Zunahme der Älteren bedeutet für die Bundesrepublik: kurz vor dem ersten Weltkrieg war nicht einmal jeder zwölfte Deutsche über 60 Jahre alt, schon 1950 stellten die Senioren ein Siebtel der Bevölkerung, und zur Zeit beläuft sich ihr Anteil auf etwas mehr als ein Fünftel (vgl. Statistisches Jahrbuch 2003).

HeimbewohnerInnen oder die 70jährigen noch berufstätigen Selbstständigen...“ (Backes 1997, 117). Dies führt zu einem sogen. Mehrgenerationen – Altern, was bedeutet, dass noch nie so viele Generationen gleichzeitig in einer Gesellschaft lebten, was durchaus Konsequenzen nach sich zieht.

Das bereits zitierte Konzept nach Tews benennt einige grundlegende Aspekte, die Altersprozesse charakterisieren und in einen gesellschaftlichen Kontext stellen. Mit dem „Strukturwandel des Alters“ werden Entwicklungen gefasst, die Tews als *Verjüngung*, *Entberuflichung*, *Feminisierung* und *Singularisierung* sowie *Hochaltrigkeit des Alters* beschreibt.

Ein Folge der *Verjüngung* ist zum einen die Vorverlegung des Berufsaustrittsalters (Entberuflichung), die wesentlich arbeitsmarktbedingt ist. Dazu kommt eine familiäre Entpflichtung vor allem von Frauen, gemeint sind hier Mütter, deren Kinder erwachsen sind. Wiederum gibt es familiäre Neuverpflichtungen, ebenso mehrheitlich Frauen betreffend, die als Pflegende und Großmütter eintreten.

Der Aspekt der *Entberuflichung* umfasst zwei Gesichtspunkte: das Alter gilt immer mehr als eine Zeit ohne Berufstätigkeit, die aus früherer Berufsaufgabe einerseits und gestiegener durchschnittlicher Lebenserwartung andererseits resultiert. Der Prozess der Berufsaufgabe selbst zeigt auf, wie vielfältig mittlerweile die damit verbundenen Anlässe, Formen, Zwänge, Konsequenzen und Wahlmöglichkeiten geworden sind, mit denen ältere Arbeitnehmer konfrontiert werden.

Hochaltrigkeit gilt wesentlich als Folge der medizinischen Entwicklung und allgemein verbesserter Lebensbedingungen. Zunehmende Hochaltrigkeit bedeutet, dass immer mehr Menschen immer älter werden und insbesondere Frauen die Gruppe der Hochaltrigen ausmachen. Vor allem diese Gruppe mit den klassischen sozialen Problemen des Alters belastet ist, also Armut, Hilfebedürftigkeit, Angewiesensein auf Dritte außerhalb der Familie, Pflegebedürftigkeit und evtl. Heimaufenthalt.

Vor dem Hintergrund eines in zunehmendem Alter überproportional steigenden Anteils von Frauen mit der Folge, dass sich im hohen Alter nahezu ausschließlich Frauen finden, spricht man von der *Feminisierung* des Alters. Dies bedeutet auch, dass die bereits genannten Altersprobleme in erster Linie Probleme von Frauen sind. Sie finden sich als bereits selbst Ältere einerseits in der Rolle der aktiv Helfenden, Betreuenden und Pflegenden und sind

später ebenso auf Unterstützung angewiesen, da familiäre und private Netzwerke dies häufig nicht mehr leisten können.

Singularisierung gilt als weiteres Kennzeichen des Alter(n)sstrukturwandels. Dies meint, dass Einpersonenhaushalte unter älteren und alten Menschen weiter stark zunehmen, insbesondere sind wiederum Frauen davon betroffen. Mit zunehmendem Alter verstärkt sich in dieser Gruppe entsprechend die Hilfebedürftigkeit, da insbesondere hochbetagte alleinlebende Frauen dringend auf Unterstützung angewiesen sind.

(Tews 1993, 76ff)

Die entsprechend des Alter(n)sstrukturkonzeptes nach Tews skizzierten Veränderungen verweisen einerseits auf Ursachen im gesellschaftlichen Modernisierungskontext. Dazu gehören u. a. Individualisierung und zumindest partieller Verlust an Gemeinschaft, welche sich insbesondere auch in der letzten Lebensphase vielfältig auswirken können. Andererseits ziehen die Strukturveränderungen ebenso gesellschaftliche Veränderungen nach sich. Dies bedeutet vor allem neue Anforderungen hinsichtlich der Integration Älterer in die Gesellschaft, was einen differenzierten Umgang mit dem Alter im Sinne von intensiver gesellschaftlicher Auseinandersetzung bedeutet (ebd.)

Bevölkerungsstatistische Studien zeigen auf und lassen erkennen, wie sich Lebensverhältnisse älterer und alter Menschen zukünftig gestalten und worin sie sich von den derzeit Alten unterscheiden werden (vgl. u. a. Roloff 1996; Tews (Alter(n)s – Strukturwandel - Konzept 1990, 1993).³³ Mitte der 90er Jahre lebten ungefähr 87% der 60jährigen und älteren Menschen in Ein- bzw. Zweipersonenhaushalten. Unter ihnen lebte wiederum ein Drittel allein; dies trifft bei den ab 75jährigen sogar für die Hälfte zu. Ausgehend von einem weiter anhaltenden Trend sinkender Heiratsneigung sowie einer wachsenden Anzahl von Trennungen und Ehescheidungen, lässt sich für die Zukunft eine wachsende Anzahl allein lebender älterer Menschen annehmen, wobei vor allem Frauen betroffen sein werden.³⁴ Um die Lebenssituation Älterer einschätzen zu können, ist ebenso die Entwicklung nichtehelicher Lebens- und Wohngemeinschaften von Bedeutung. So lebten Mitte der 90er Jahre ungefähr

³³ Die folgenden Angaben, insbesondere Zahlen, beziehen sich auf Ergebnisse von Juliane Roloff (1996) in: Alternde Gesellschaft in Deutschland. Eine bevölkerungsstatistische Analyse.

³⁴ Nach Vorausschätzungen von Roloff (1996) werden 2040 von allen Einpersonenhaushalten älterer und alter Menschen ungefähr 79% Frauenhaushalte sein, wovon wiederum der überwiegende Anteil (rd. 79%) Witwenhaushalte sein werden.

20% nicht verheirateter 40- 50jähriger Männer in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft, für nahezu 17% gleichaltriger Frauen traf dies ebenso zu, die Betroffenen werden im Jahr 2020 zwischen 67 und 77 Jahre alt sein. Diese Bedingungen werden sowohl in ökonomischer als auch in sozialer Hinsicht Auswirkungen auf die Lebensbedingungen Älterer haben.

Es ist bereits in der Gegenwart ein Wandel hinsichtlich des Status der Bildung älterer und alter Menschen erkennbar, der sich zukünftig noch stärker ausprägen wird. Heute 60jährige und ältere Frauen hatten in ihrer Kindheit und Jugend wesentlich schlechtere Voraussetzungen, an Bildung zu partizipieren als gleichaltrige Männer. Der Anteil der Frauen mit Abitur wird bis zum Jahr 2030 auf ungefähr das Dreifache geschätzt, aktuell liegt er unter den Älteren bei nur 3%. Ähnliches gilt für den Hochschulabschluss, der anteilig für Frauen von derzeit 2% auf 10% steigen wird, bei Männern von derzeit 10% auf 17%. Ob und in welcher Weise ein verändertes Bildungsniveau insbesondere künftig Älterer eine Möglichkeit sein wird, andere/ neue Strategien für die Bewältigung des eigenen Alter(n)sprozesses zu entwickeln und individuell nutzbar zu machen, bleibt spekulativ und ist nicht zuletzt abhängig von parallel verlaufenden gesellschaftlichen Entwicklungen und Einflüssen (vgl. Roloff 1996).

Die Lebensphase Alter verändert sich massiv und spiegelt dabei gesellschaftliche Modernisierungsprozesse, insbesondere die zunehmende Pluralisierung der Lebensformen, wieder. In der Folge ist eine „Entstrukturierung“ der Altersphase zu erkennen, die so auch für andere Lebensphasen feststellbar ist.

„Alter existiert in dem Sinne nicht mehr nur als Strukturprinzip per se, sondern vielmehr auch als mehr oder weniger direktes Produkt einer bestimmten gesellschaftlichen Praxis. Es gibt zwar strukturgebende Muster (vor allem des Sozialstaates), doch diese haben an prägender Kraft eingebüßt – z.B. durch eine Pluralisierung der Rentenzugangsformen als Vielzahl von „Pfadern“ in den Ruhestand, die eine „Ausfransung“ des traditionellen Beginns der Lebensphase Alter hervorgerufen haben. Oder die Muster orientieren sich stärker auf die späte Lebensphase hin – wie die wohlfahrtsstaatlich geprägten Maßnahmen der Altenhilfe, Pflegeversicherung usw. (Backes, Clemens 2000, 9).

Um das Phänomen einer alternden Gesellschaft zu verstehen oder diesem zumindest näher zu kommen, mag der von Laslett (1995) eingeführte Begriff des „Dritten Alters“ hilfreich sein, der die veränderten Bedingungen des Alter(n)s wieder spiegelt. So hat sich zwischen der Zeit

der Erwerbstätigkeit (Zweites Alter) und der Zeit des Verfalls und Sterbens (Viertes Alter) eine neue erweiterte Lebensphase herausgebildet. Das so genannte *Dritte Alter* bietet aufgrund verbesserter Ressourcen (Gesundheit, Bildung, Einkommen) vielfältige neue Gestaltungschancen und erweiterte Perspektiven für die Gestaltung der Altersphase. Wiederum orientieren sich gesellschaftlich vorherrschende Werte und Normen vorrangig am Zweiten Alter, was Beschränkungen für Menschen im Dritten Alter mit sich bringt (Altersdiskriminierung im Erwerbsleben). Im Kontext gesellschaftlicher Modernisierung wird dafür plädiert, Potenziale und Ressourcen dieser Altersphase im Hinblick auf Erwerbstätigkeit zu nutzen: „Produktivität des Alters“ ist hier ein gebräuchliches Schlagwort (vgl. Schimany 2003).

Vor allem der sozialpolitischen Diskurs innerhalb verschiedener Institutionen und gesellschaftlicher Gruppen definiert Alter(n) als schwerwiegendes und folgenschweres gesellschaftliches Problem, welches neuer Lösungen bedarf. Diese Diskussion orientiert sich in erster Linie an demographischen Hochrechnungen, ohne systematischer zu beschreiben, wann, unter welchen Bedingungen und warum Alter(n) für den Einzelnen und für die Gesellschaft zum Problem werden kann (vgl. Backes 1997).

Zwei dominierende Grundlinien sind in diesem Zusammenhang seit einigen Jahren zu erkennen, die die Bedeutung des Alter(n)s für Deutschland einschätzen und entsprechend negative oder positive Perspektiven aufzeigen. Zum einen werden negative Belastungen vorausgesehen, die vor allem jüngere Erwerbstätige für ältere nicht Erwerbstätige, Kranke und Pflegebedürftige zu erbringen haben. Es wird die Aufkündigung des so genannten Generationenvertrages und damit der Generationenkampf um immer knapper werdende Ressourcen befürchtet.

Zum anderen gibt es den positiv ausgerichteten Tenor, ältere Menschen mit ihren vielfältigen Handlungspotentialen, ihrer zunehmenden Vitalität und attraktiven finanziellen Möglichkeiten hervorzuheben und sie als gesellschaftliches Potential in den Vordergrund zu rücken (ebd.). In diesen Zusammenhang stellt sich die weit verbreitete Kritik an der Negativsicht des Alter(n)s und der Vernachlässigung der positiven Seiten, die vor allem aus gerontologischer Sicht befördert und in politisch initiierten Analysen ihren Ausdruck findet (vgl. BMFuS 1993: Erster Altenbericht; Enquete-Kommission Demographischer Wandel 1994).

Gleichwohl neigen beide Sichtweisen zu Verallgemeinerungen und stehen weder in einem ausgewogenen noch abwägenden Verhältnis zueinander. Dies führt dazu, dass sich ganz bestimmte Auffassungen und Ideen zu einer „gesonderten Gruppe älterer und alter Menschen“ verfestigen. Daraus resultierend, wird die gesellschaftliche Konstruktion „Alter“ bestätigt und entsprechend der öffentlichen Diskussion entweder als „Entwicklungspotential“ oder „sozial problematisch“ dargestellt, was außerdem eine Polarisierung zwischen Jung und Alt im Sinne eines Interessengegensatzes nach sich zieht.

Alter(n) wird auf diese Weise normiert und findet sich in Stereotypen wieder, die von einer notwendigen Reflexion des „Alt- und Älterwerdens“ ablenken bzw. diese erschweren. Um jedoch eine ‚Alter(n)skultur‘ entwickeln zu können, bedarf es einer den Altersprozess begleitenden Reflexion, die das Individuum in seiner Subjektivität und insbesondere seinen biographischen Prägungen und Lebenserfahrungen berücksichtigt. Nur so eröffnet sich die Chance, Alter(n) als einen differenzierten Prozess zu erkennen, der unterschiedlichste Lebensstile und Lebensentwürfe beinhaltet – also von einem stereotypen Leitbild weit entfernt ist (vgl. Zeman 1997). Ein in diesem Sinne „neues“ Verständnis vom Alter(n) bietet die Chance, den Alterungsprozess gesamtgesellschaftlich zu bewältigen und Alter dabei „aktiv und produktiv zu nutzen“. Dies bedarf jedoch auch institutioneller und kultureller Voraussetzungen, die nicht zuletzt die Krise von Arbeitsgesellschaft und Sozialstaat notwendig machen (vgl. Kohli 2000).

3.2 Das Phänomen der „Jungen Alten“

Altersnormen verlieren (zunehmend) an Bedeutung. Bereits 1981 hat die amerikanische Gerontologin Bernice Neugarten folgende These vertreten:

„Die Übergänge von einem Lebensabschnitt zum anderen sind fließender geworden. Es gibt keine festen Regeln mehr dafür, wann ein Mensch zu heiraten hat, in einen Beruf eintritt, zur Schule geht oder Kinder bekommt. Die ‚Uhr‘, die uns die rechte Zeit vorgibt ... ist nicht mehr so mächtig und zwingend, wie sie es einmal war.“ (Neugarten 1981, 17).

Neugarten plädiert in diesem Zusammenhang dafür, den Begriff „alt“ ganz abzuschaffen, da er negativ besetzt sei und außerdem der älteren Generation eine Homogenität unterstelle, die so nicht existiere (ebd.).

Vor diesem Gedanken erscheint die Diskussion um eine „alterslose“ Gesellschaft, in der Altersgrenzen immer durchlässiger und fließender werden, sehr aktuell. Im Diskurs um das sogenannte *neue Alter* finden sich die Stichworte von den *jungen Alten*, bzw. den *neuen Alten*, mit denen nicht nur quantitative sondern insbesondere auch qualitative Veränderungen in der Kohorte der Alten beschrieben werden sollen. Erwähnt wurde bereits, dass sich im individuellen Lebenslauf die Phase Alter enorm ausgedehnt hat, sowohl „nach oben“ als auch „nach unten“. Die Dauer dieser Lebensphase übertrifft mittlerweile für zahlreiche Menschen andere Passagen im Lebenslauf, wie z. B. Kindheit, Jugend, Ausbildung etc., das Alter ist damit „breiter“ geworden als jemals zuvor.

Diskutierte Differenzierungen verschiedener Altersphasen reichen von den sogenannten *jungen Alten* („50 plus“) bis zu den Hochaltrigen (über 90jährige), dahingehend kann die Altersphase leicht 40 bis 50 Jahre eines Lebens umfassen (vgl. Mader 1995). Die vielfältigen Veränderungen in der Gruppe älterer Menschen schlagen sich nicht zuletzt im öffentlichen Bild und dem gesellschaftlichen Umgang von und mit Älteren nieder. Ein Altersstereotyp³⁵, das vorrangig defizitär orientiert war, ist mittlerweile von einem Altersbild abgelöst, welches auch weiterhin von Abbauprozessen ausgeht, jedoch wesentlich von Aktivität und Unabhängigkeit geprägt ist. Auftretende Defizite werden nicht mehr in Beziehung gesetzt zur physischen und psychischen Leistungsfähigkeit, sondern charakterisieren die Lebensumstände, die aus früher beruflicher Entpflichtung resultieren; welche nicht selten eine Ausgliederung aus dem „...statussichernden gesellschaftlichen Funktions- und Rollenkontext ...“ bedeutet (Klages 1996b, 41).

Man geht davon aus, dass sich Alter zukünftig immer mehr durch Veränderungen in der Interessenstruktur, dem Freizeitverhalten und Werthaltungen auszeichnen wird. Eine zunehmende Pluralität und Heterogenität der Altersphänomene, immer im Zusammenhang mit dem jeweiligen sozialen Kontext, macht es aktuell nahezu unmöglich, für ältere und alte Menschen gleiche oder ähnliche Lebenslagen vorauszusetzen oder anzunehmen (vgl. Backes 1995).

Die Kategorie Alter als *die* aussagekräftige Erklärungsgrundlage für die vielfältigen Wirklichkeiten und Möglichkeiten sowie Lebensstile und Lebensbedingungen im Alter hat

³⁵ Defizitorientierten Altersstereotypen liegt grundsätzlich die Annahme zugrunde, dass alle Veränderungen biologisch-physiologisch oder kognitiver Art als natürlich auftretende, altersbedingte Abbauprozesse zu verstehen sind.

sich folgerichtig weitgehend aufgelöst. Die in diesem Kontext immer wieder diskutierte „alterslose“ Gesellschaft wirft notwendig die Frage auf, wie irrelevant Alter angesichts wachsender individueller Gestaltungsspielräume geworden ist. Gleichwohl bleibt die „alterslose“ Gesellschaft eine Fiktion, da Alter in hohem Maße sozial definiert ist, also soziale Umwelt und Gesellschaft mitbestimmen, „wie *alt*“ ein Mensch ist, und „*wie* er alt ist“ (Zeman 1997, 47). Tradierte Altersstereotype sind verschwunden und neue, z.B. die *jungen Alten*, offenbar bereits wieder etabliert.

„Es sind die jungen, aktiven, geistig mobilen, kontaktreichen, kommunikativen, gesunden, körperlich fitten und sportlichen, mitunter auch politisch aufmüpfigen Alten, derer sich die Medien gern bedienen. Das ‚neue Alter‘ ist demnach durch Kreativität und Aktivität, ausgeweitetes Verhaltenspotential, Unabhängigkeit und Eigenständigkeit, Freisein von fremdem Hilfebedarf, sozialer Eingebundenheit, Interessenvielfalt, Freizeit- und Konsumorientierung, zudem durch vergleichsweise gute Einkommens- und Vermögensverhältnisse gekennzeichnet (Dieck/ Naegele 1993, 115).

Der auf diese Weise beschriebene Altersstrukturwandel, festgemacht an *den neuen* oder *jungen Alten*, meint die steigende Anzahl nachrückender Älterer, welche über eine gute Gesundheit, materiellen Wohlstand und Bildung verfügen. Insbesondere mit einem allgemeinen Wandel handlungsleitender Werte, ausgehend von bestehenden Wertorientierungen Mitte der 60er Jahre, werden aktuell Verhaltensweisen dieser Gruppe älterer Menschen erklärt. So verzeichnet man das Bedürfnis nach mehr ‚Selbstentfaltung‘ im Sinne individueller Entscheidungs- und Handlungsautonomie, welches die Möglichkeiten eigener Lebensgestaltung und Sinngebung prägt und letztlich zum Ziel hat ‚Subjekt des eigenen Handelns sein zu können‘ (Klages 1996a, 43).

Gleichwohl muss festgestellt werden, dass dieser in der Tendenz stattgefundene bzw. noch stattfindende Wertewandel nicht per se auf die heutige Gruppe *junger Alter* zu übertragen ist. Die aus dem Wertewandel resultierenden Bedürfnisse benötigen Grundlagen, um überhaupt zum Tragen zu kommen. Dahingehend bedarf es neben einer guten physischen und psychischen Konstitution außerdem sozialer Netzwerke und finanzieller Ressourcen als Voraussetzung für aktive und autonome Teilhabe und Lebensgestaltung; längst nicht alle *jungen Alten* verfügen über diese Voraussetzungen (ebd.).

Neben einer zunehmenden Individualisierung der Altersphase ist gleichfalls eine Institutionalisierung zu beobachten.³⁶ Auf gesellschaftlicher Ebene existiert mittlerweile eine Vielzahl von Formen und Angeboten, die *neuen/ jungen Alten* mit ihren Interessen, Bedürfnissen und Potentialen anzusprechen. Unter anderem hat das Bildungssystem diese Gruppe entdeckt und wurde ebenso von ihr entdeckt, es entstanden Universitäten des 3. Lebensalters, Seniorenstudiengänge wurden und werden etabliert, und Senioren sind Gasthörer an Hochschulen. Markt und Wirtschaft stellen sich auf die Kapitalressourcen und Konsumbedürfnisse Älterer ein, immerhin gab es bereits 1994 die Prognose, dass in wenigen Jahren etwa 1/4 des gesamten Geld- und Grundvermögens in Deutschland den über 65jährigen gehören wird (Enquete 1994). Wiederum darf hierbei nicht übersehen werden, dass diese Einschätzung für ungefähr 2/3 der Altersgruppe gilt und keineswegs ausschließt, dass es keine wirkliche Armut im Alter gibt (ebd.).

Dem aus dem Altersstrukturwandel abgeleiteten gerontologischen Konstrukt von den *jungen Alten* kann mittlerweile nahezu Leitbildcharakter zugeschrieben werden. Es wird eine implizite Altersgrenze gezogen, die ‚altes Alter‘ faktisch ausblendet und damit auch aus der persönlichen Perspektive entfernt. Diese Altersgrenze deutet auch darauf hin, dass ‚wirklich Alte‘ nicht nur krank und gebrechlich, sondern auch nicht mehr zeitgemäß, eher antiquiert sind. Auf diese Weise verkörpern die „... ‚wirklich Alten‘ einen düsteren Hintergrund, vor dem sich der Glanz des ‚neuen Alters‘ (noch) abheben kann“ (vgl. Zeman 1992, 61). Aktuellen Altersbildern fehlt ein Element, das den Betroffenen ermöglicht, sich ihres Alters aus der Perspektive des gesamten Lebenslaufs zu vergewissern und sich so mit dem eigenen Alter(n)sprozess im Sinne einer „altersbezogenen Nachdenklichkeit“ auseinanderzusetzen (ebd.).

Um dem Bild der *jungen Alten* zu entsprechen und letztlich dieser Gruppe anzugehören, bedarf es der bereits beschriebenen Voraussetzungen, welche jedoch bei weitem nicht für alle Älteren zutreffen, insofern ist der bereits erwähnte Strukturwandel des Alters respektive Wertewandel unter Älteren kein allgemeingültiger Trend (vgl. Klages 1996a).

³⁶ In diesem Zusammenhang werden sozialrechtliche Regelungen fortgeschrieben oder auch neu etabliert, z.B. tritt die Pflegeversicherung zur Regulierung von Pflege im Alter anstelle traditioneller familiärer Bindungen und Verpflichtungen ein. Arbeits- und rentenrechtliche Regelungen werden vor dem Hintergrund aktueller Arbeitsmarktlagen neu diskutiert, wobei besonders das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben zunehmend mit präzisen Alterskriterien geregelt werden soll.

Neben benannten positiven, durchaus auch ambivalenten Effekten, resultieren aus der ‚Verjüngung der Alten‘ ebenso negative Entwicklungen, darauf verweist die Studie eindringlich. Ältere Menschen werden heute wesentlich früher mit Altersproblemen konfrontiert und müssen sich mit diesen auseinandersetzen, u. a. durch die frühe Berufsaufgabe (Entberuflichung) und ein frühes Ende der Erziehungsphase bei nur wenigen Kindern, was in erster Linie Frauen betrifft (vgl. Tews 1990). Insbesondere eine frühe Berufsaufgabe kann Auslöser für vielfältige individuelle Problemlagen älterer Menschen sein, immerhin definiert sich Alter nicht zuletzt auch in Hinblick konkreten Eingebundenseins und aktiver Teilhabe am Erwerbsprozess.

Die Lebensphase Alter ist aktuell entkoppelt vom Status der Erwerbstätigkeit und des Ruhestands, was auch bedeutet, dass die bisher automatisch mit dem Ruhestand verbundene soziale Alterssicherung so nicht mehr existiert. Aus diesem Umstand können soziale Problemlagen resultieren, als für sogenannte *junge Alte* im Vergleich zum Durchschnitt der Erwerbsbevölkerung ein geringeres Versorgungsniveau verbunden mit geringerer sozialer Sicherheit besteht (vgl. Ehmer 1990).

Diese Problematik wird besonders deutlich, betrachtet man die Entwicklungen, die sich seit 1990 insbesondere in den neuen Bundesländern vollzogen haben. Die quantitativ erhebliche und zeitlich sehr konzentriert erfolgende Entberuflichung hat zu sozialer Ungleichheit Älterer in den neuen und alten Bundesländern geführt. Im *jungen* Alter nicht mehr erwerbstätig sein zu können, war so für die Mehrheit der Menschen in der ehemaligen DDR nicht im Lebenskonzept verankert und stellt(e) für viele ein erhebliches soziales und individuelles Risiko dar. Dies mag noch brisanter vor dem Hintergrund erscheinen, als üblicherweise ausgeprägte betriebliche Bindungen und die Möglichkeit, sogar bis ins hohe Alter erwerbstätig sein zu können, plötzlich nicht mehr vorhanden waren. Verbunden waren und sind diese Prozesse für die Betroffenen nicht nur mit materiellen sondern ebenso mit immateriellen Verlusten (vgl. Backes u. a. 2003, Tews 1993, 1996).

3.3 Nachberufliches Leben Älterer

Wird von alten oder älteren Menschen gesprochen, so deutet dies nach wie vor auf ein bestimmtes Verhältnis hin: das Verhältnis des Einzelnen zur Erwerbsarbeit. Menschen werden mit den Adjektiven ‚alt‘ bzw. ‚älter‘ gekennzeichnet, und dies gilt in besonderer Weise für industrialisierte Länder, wenn sie sich in einer Lebensphase befinden, in der die

Teilhabe an der Erwerbsarbeit zurückgeht, berufliche Pflichten abnehmen und die so genannte nachberufliche Lebensphase zunehmend an Bedeutung gewinnt (vgl. Beher/ Liebig/ Rauschenbach 2000).

Für diese Entwicklung sprechen zwei wesentliche Indikatoren, die deutliche Konsequenzen für die Erwerbsbeteiligung Älterer aufzeigen. Einerseits erlangt die nachberufliche Lebensphase aufgrund zunehmender Lebenserwartung an Bedeutung und andererseits hat die Vorverlegung beruflicher Altersgrenzen deutliche Auswirkungen darauf, wie lange Menschen aktiv am Arbeitsprozess teilhaben (dürfen). Die Erwerbsbeteiligung der Gruppe älterer Arbeitnehmer wird seit über 30 Jahren als rückläufig verzeichnet. Für Männer wird die Grenze mittlerweile häufig ab dem 55. Lebensjahr gezogen, bei Frauen verhält es sich ähnlich.

Gab es in den 60er Jahren noch eine erhebliche Anzahl ab 65jähriger, die erwerbstätig waren, so hat sich dies aktuell auf ein Minimum reduziert und betrifft in erster Linie Selbstständige oder mithelfende Familienangehörige. Seit den 70er Jahren ist auch die Erwerbstätigkeit der 60-bis 64jährigen stark zurückgegangen. So waren 1992 nur noch gut ein Drittel der Männer dieser Altersgruppe und weniger als 20% der Frauen aktiv im Arbeitsprozess integriert (vgl. Baur 1996).³⁷ Diese Entwicklung lässt sich in knapper Weise so formulieren, als immer mehr Menschen in einem immer früheren Alter „Ruheständler“ werden und gleichzeitig eine immer längere Lebensphase bis zu ihrem Lebensende vor sich haben.

Schwierig ist also die Frage zu beantworten, wann die Lebensphase nach der Erwerbstätigkeit beginnt und wann die Erwerbstätigkeit de facto beendet ist. Bis gegen Ende der 60er Jahre konnte man von einer „...Generalisierung des Ruhestandes als normale Phase im Lebenslauf, die maßgeblich von den Altersgrenzen des Alterssicherungssystems bestimmt wurde ...“ ausgehen; die Rentengrenze wurde also allgemein zur faktischen Grenze der Beteiligung am Erwerbssystem (vgl. Kohli/ Kühnemund 1996, 91).

Aktuell wird das Ende der Erwerbstätigkeit und der Eintritt in den Ruhestand nicht mehr automatisch durch die Lebensphase Alter charakterisiert. Die Übergangsphase in den Ruhestand hat sich aufgrund mehrerer Faktoren gewandelt. Es ist ein Trend zum frühen Ruhestand zu verzeichnen, wiederum gibt es unterschiedlichste Modelle für den Übergang,

³⁷ Haben sich die Erwerbsquoten der 60-bis 64jährigen in den alten Bundesländern nahezu halbiert, so sind in den neuen Bundesländern noch 15% der Männer und 3% Frauen dieser Altersgruppe erwerbstätig (ebd.)

die diesen Prozess im Einzelfall sehr differenziert gestalten lassen. Aufgrund neuer bzw. modifizierter rechtlicher Grundlagen existiert heute ein breites Spektrum sozialpolitischer Instrumente, welches Wahlmöglichkeiten hinsichtlich des Zeitpunktes und des Grades des Übergangs aus dem Berufsleben ermöglicht (ebd.).

Die Vielfältigkeit der Verrentungs- bzw. der Arbeitsaustrittsstrukturen ist ein Spiegelbild der rückläufigen Erwerbsbeteiligung älterer Menschen, für die es unterschiedlichste Ursachen geben kann.

„So vermischen sich subjektive Bedürfnisse nach einem ‚verdienten frühen Ruhestand‘, von dem man ‚möglichst lange etwas haben will‘, oder der Wunsch, den Berufsaustrittszeitpunkt mit dem (Ehe)Partner/ der (Ehe)Partnerin zu synchronisieren, mit solchen objektiven Zwängen, die von der eigenen Gesundheit, betrieblichen Beschäftigungsstrategien und damit verbundenem Ausgliederungsdruck sowie insbesondere von der globalen Arbeitsmarktlage ausgehen.“ (Naegele 1994, 76).

Die Sozialstruktur in der nachberuflichen Lebensphase kann aktuell wesentlich anhand dreier Trends beschrieben werden. Erstens resultiert aus den Veränderungen des Arbeitsmarktes eine „Entberuflichung des Alters“, also eine steigende Anzahl älterer Menschen mit immer höherer Lebenserwartung, die nicht mehr erwerbstätig sind. Zweitens ist durch die gestiegene Lebenserwartung und die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges eine Singularisierung des Alters zu beobachten. Ein-Personen-Haushalte haben gegenüber allen anderen Haushaltsformen stark zugenommen; nicht zuletzt ist Singularisierung mittlerweile zum Lebensstil geworden. Zum Dritten ist die Hochaltrigkeit zu nennen, die u. a. durch sinkende Lebensbelastung und die Möglichkeiten moderner Medizin und Pflege begünstigt wird (vgl. Naegele/ Tews 1993).

Diese Entwicklungen lösen sowohl positive als auch negative Effekte in der sozialen Struktur aus, aufgrund derer sich eine *Polarisierung* in den nachberuflichen Lebenslagen der unterschiedlichen Personengruppen abzeichnet. So gibt es einerseits die älteren Menschen, die sich selbst keineswegs für alt halten, die selbstbewusst sind und sich für andere engagieren. Es gibt diejenigen, die durch ein relativ hohes Rentenniveau bzw. Vermögen abgesichert sind sowie Senioren, die vergleichsweise mobil und körperlich gesund sind.

Ebenso existieren die negativen Seiten: einsame Ältere, die isoliert und hilflos sind sowie alleinstehende ältere Frauen mit erhöhtem Armutsrisiko. Es gibt Senioren mit sich häufenden

Erkrankungen, Pflegebedürftige, psychisch Kranke und mental beeinträchtigte Ältere. Daraus resultieren häufig eingeschränkte Mobilität der Betroffenen, brüchiger werdende soziale Netze und ein verkürzter Zeit -und Planungshorizont (vgl. Naegele/ Tews 1993; Roloff 1996).

Angesichts dieser zum Teil sehr gegensätzlichen Bedingungen und Faktoren, die die Lebensumstände nicht mehr erwerbstätiger Älterer prägen, erscheint die nachberufliche Lebensphase hinsichtlich ihrer Optionen für den Einzelnen durchaus ambivalent. Sich eröffnende Spielräume für Aktivitäten im Sinne eines selbst bestimmten Tätigseins ohne Erwerbszwang auf der Basis einer materiell gesicherten Existenz brechen sich nicht selten an der praktischen Realisierbarkeit seitens der Betroffenen. Ehemals relativ klar und eindeutig beschreibbare Grenzen zwischen berufsbedingter ‚Aktivität‘ sowie nachberuflicher ‚Inaktivität‘ verschwimmen zunehmend. Anstelle eines eindeutigen Übergangsmechanismus, der Alterspensionierung, tritt zunehmend eine Phase der Ungesicherheit und Unplanbarkeit, in der zahlreiche verschiedene Hilfe – und Überbrückungssysteme die Zeit bis zum Erreichen des gesetzlichen Rentenalters absichern helfen (vgl. BMFSFJ 1996b).³⁸

Die Lebensphase nach der Erwerbsarbeit (entsprechend des aktuellen Altersbildes sind Menschen ab dem 50. Lebensjahr betroffen) bedeutet im Einzelfall Arbeitslosigkeit, Frühverrentung, Vorruhestand, Altersteilzeit oder auch Weiterarbeit unter anderen Bedingungen. Diese sogenannte Übergangsphase, die sich für Betroffene zeitlich sehr ausdehnen kann, muss nicht zwingend in einen weithin gesicherten Ruhestand übergehen. Auch hier kann es zu Unwägbarkeiten und Unsicherheiten kommen, die sowohl finanziell als auch sozial bedingt sein können. So wie sich der Prozess der Entberuflichung differenziert hat und mittlerweile verschiedenste Wege und Ausprägungen kennt, so unterschiedlich gestalten sich auch die Anpassungsstrategien an die Phase nachberuflichen Lebens und nachberuflicher Tätigkeit.

Es lassen sich nach Baur 1997 grundsätzlich fünf Bereiche nachberuflicher Tätigkeit unterscheiden, in denen Menschen nach Beendigung ihrer Erwerbstätigkeit aktiv werden:

³⁸ Zu den so genannten Sicherungs- und Überbrückungssystemen zählen u. a. die Arbeitslosenversicherung, Sicherung bei Berufs- und Erwerbsunfähigkeit sowie diverse Sondermaßnahmen, die Menschen aus dem versagenden ersten Arbeitsmarkt auffangen (ebd.)

Primärer Bereich

Dazu gehören Hilfeleistungen älterer Menschen im Rahmen von Familie und Nachbarschaft. Hauptsächlich handelt es sich um Pflege, Versorgung und Betreuung sowie Hilfe im Haushalt von Angehörigen, PartnerInnen, Enkeln etc.

Betriebliche Tätigkeitsfelder

Gemeint sind Arbeitsplätze und Tätigkeiten, die in betrieblichen Strukturen angesiedelt sind. Charakteristisch sind verbindliche Arbeitszeiten sowie eine Entlohnung der Tätigkeit.

Hobby-Bereich

Hier findet sich ein breites Spektrum von Tätigkeiten mit unterschiedlichsten Organisationsstrukturen und Institutionalisierungsgraden. Die Spannbreite reicht vom Sportverein bis zu Hobby-Feldern (auch im Verein)

Ehrenamtliche Tätigkeitsfelder³⁹

Darunter fallen typischerweise freiwillige, nicht auf Entgelt ausgerichtete Tätigkeiten im Rahmen von wohlfahrtsverbandlichen und kirchlichen Organisationen bzw. Einrichtungen.

Organisationen/ Initiativen

Dazu gehören Zusammenschlüsse von Ruheständlern zu spezifischen, nach außen gerichteten Tätigkeiten. Es kann um Angebote mit organisatorischer Anbindung gehen (Kirche, Sozialamt, Kammer etc.) oder um Initiativen von Ruheständlern selbst, die ihrerseits eine Form der Trägerschaft gewählt haben.

(Baur 1997, 83f.)

³⁹ Der Bereich der ehrenamtlichen/ freiwilligen/ Arbeit mit der vorgenommenen Zweiteilung scheint im Hinblick auf aktuelle Untersuchungen und Erkenntnisse zum Thema des Neuen Ehrenamts/ Bürgerschaftlichen Engagements nicht ausreichend differenziert. Die Darstellung soll in diesem Zusammenhang lediglich dazu dienen, diesen Bereich als nachberufliches Tätigkeitsfeld mit aufzunehmen und die Vielfalt zu veranschaulichen. Verwiesen wird in diesem Kontext auf die Ausführungen zu Bürgerschaftlichem Engagement.

Hinsichtlich der materiellen und immateriellen Verbesserungen der Lebenslage vieler älterer Menschen geht man davon aus, dass die ältere Generation steigendes Interesse an der Mitgestaltung des Gemeinwesens hat, was ausdrücklich auch die politische Mitwirkung auf allen Ebenen politischer Entscheidungsfindung mit einschließt. Der Partizipations- und Demokratiethese gegenüber wiederum steht der Diskurs über die „Wiederverpflichtung“ einer weitgehend „entpflichteten“ älteren Generation (vgl. Olk 2004).

Wenn ältere und alte Menschen nachberuflich tätig werden, so fordert dies ein aktives Aneignen neuer Formen und Möglichkeiten, die von den Älteren selbst „...mit lebensweltlich relevanten Inhalten gefüllt werden...“ (Zeman 2000, 113). Bedeutsam ist, wie bereits erwähnt, dass die traditionelle Vorstellung, dieser Zielgruppe ein ‚vorgefertigtes‘ altersgerechtes Konzept zu liefern, nicht realistisch ist.

Wichtig scheint, Suchprozesse anzuregen, die immer den Einzelnen in den Blick nehmen und ihn mit seinen Prägungen und Erfahrungen ernst nehmen. Insbesondere die Loslösung aus der beruflichen Phase wird insofern relevant sein, als zu berücksichtigen ist, wie weit die Berufsaufgabe freiwillig, erzwungen oder vorbereitet wurde und wie weit sie vielleicht als biographischer Bruch erlebt worden ist. Ebenso bedeutsam scheint im Einzelfall zu reflektieren, wie die Erwerbszeit erlebt wurde und deutlich wird, ob und wie die Loslösung aus der Sphäre der Erwerbsarbeit mit ihren charakteristischen Strukturen und Hierarchien gelingt. Nicht zuletzt daraus wird sich für den Einzelnen begründen lassen, worin die Relevanz nachberuflicher Tätigkeit liegt und wie (vielschichtig) diese motiviert ist.

3.4 Ältere als Bürgerschaftlich Engagierte – brachliegende Kompetenzen

Gründend auf der These, dass ältere Menschen ein weitgehend ungenutztes Potential in unserer Gesellschaft darstell(t)en, kommt es neben theoretischen Diskussionen zunehmend zu einer Fülle von professionalisierten, programmatischen und institutionalisierten Angeboten zur Aktivierung dieser Gruppe. Zwei Ziele sollen damit erreicht werden; neben der Befriedigung individueller Wünsche und Bedürfnisse „... steht ebenfalls die Nutzbarmachung vorhandener Kompetenzen und Qualitäten Älterer an ...“ (Naegele 1994, 76).

Freiwillige und unentgeltliche Tätigkeiten haben in den letzten Jahren sowohl in der (Medien) Öffentlichkeit als auch in Politik und Verwaltung immer mehr Aufmerksamkeit gefunden. Unterstützt wurde das Interesse nicht zuletzt durch das von den Vereinten Nationen ausgerufenen Internationale Jahr der Freiwilligen (IJF) sowie die vom Deutschen Bundestag

eingesetzte Enquete Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ (2002). Ausgehend von grundlegenden Veränderungen des „dritten Lebensalters“, in der sozialwissenschaftlichen Forschung auch als „Strukturwandel des Alters“ bezeichnet, steht das Engagement älterer Menschen dabei in besonderer Weise im Vordergrund (vgl. Backes/Clemens 1998; Vortmann 2001).

Gemeinnützige Institutionen und staatliche Instanzen setzen vor diesem Hintergrund auf neue Strategien, für diese Zielgruppe Anreize zu bieten und sie zu aktivieren. Es geht nicht nur darum, Ältere zum Mitmachen in bereits vorgegebenen, vor geplanten und bewährten Strukturen zu bewegen, sondern neue innovative Gestaltungsräume zu eröffnen und anzuregen. Programme und Initiativen fördern Engagement und Engagementbereitschaft sowohl auf der Basis vorhandener traditioneller als auch neu geschaffener Organisationsstrukturen und ermöglichen außerdem den Aufbau von Netzwerken durch zentrale Agenturen.

Es existiert mittlerweile ein großes Spektrum von Angeboten und Tätigkeitsfeldern, bei denen ältere Menschen heute aktiv sind und aktiv werden können. Es findet sich neben Offerten der Altenpflege von kommunalen bzw. karitativen Trägern ebenso ein privatgewerblicher Markt, der sowohl produktiv als auch konsumtiv ausgerichtet ist. Das inhaltliche Spektrum der Tätigkeiten erweist sich als außerordentlich vielfältig. So verzeichnet man neben der Organisation und Durchführung von Treffen und Veranstaltungen, praktischen Arbeiten, persönlichen Hilfeleistungen, Informations- und Öffentlichkeitsarbeit, Interessenvertretung ebenso die Betreuung und Anleitung von Gruppen, persönliche Beratung, Organisation und Durchführung von Projekten, Mittelbeschaffung und Vernetzungsarbeit (vgl. Freiwilligensurvey 1999, 2004).

Engagieren sich Ältere in produktiven Tätigkeitsfeldern, so ist dies immer vor dem Hintergrund ihrer bisherigen Lebensgeschichte zu sehen und wird zusätzlich begreifbar, betrachtet man die darin für die Zukunft angelegten Erwartungen des Einzelnen (vgl. Olk 1997). Bereits erwähnte, individuell sehr verschiedene, Muster des Übergangs von der Erwerbs – in die nachberufliche Phase spielen eine wichtige Rolle bei der Entscheidung für die Art und Form nachberuflicher Aktivität.

Das mehr oder weniger plötzliche Erleben des Ausstiegs aus dem Erwerbsleben ist nicht selten Anhaltspunkt für einen biographischen Bruch⁴⁰, der Suchprozesse nach „sinnvoller und nützlicher Tätigkeit“ auslöst. Es wird vordergründig darum gehen, mit dem Engagement ein individuelles Passungsverhältnis herzustellen, welches das Bedürfnis nach Kontinuität im persönlichen Wandel und nach sozialer Teilhabe erfüllt (vgl. u. a. Heinze/ Bucksteeg 1996). Insofern spricht vieles dafür, dass das Organisieren des eigenen nachberuflichen Lebens in besonderer Weise durch Momente biographischer Beständigkeit gekennzeichnet ist.

Studien zum Werte- und Motivationswandel belegen auch für Ältere eine Veränderung der Motivationsbasis, die dem bereits beschriebenen Wandels von Ehrenamtlichkeit im Wesentlichen entspricht (vgl. u. a. Ueltzhöffer/ Ascheberg 1995; Schumacher/ Stiehr 1996; Braun/ Bischoff 1999; Klages 2000). So gilt für Angehörige der älteren Generation ein ähnlicher Wandlungsprozess von ehemals stark Pflicht bezogenen hin zu stärker selbst bezogenen Motiven. Analysen zeigen, dass die Freude am Helfen einen wesentlichen Beweggrund für bürgerschaftliches Engagement darstellt, neben dem Wunsch, aktiv zu bleiben und etwas Nützliches zu tun (ebd.).

Sinngebung und wachsender Bedarf nach gesellschaftlicher Partizipation und auch Anerkennung charakterisieren nachberufliche Tätigkeitsfelder Älterer. Freiwilliges Engagement von Senioren bildet mittlerweile ein bedeutsames Sozialkapital in Deutschland, was vom Einzelnen in Verbänden, Vereinen, Kirchen, Parteien und privaten Initiativen nicht selten über Jahre eingebracht wird. Im gesellschaftlichen, sportlichen und sozialen Bereich ist das Engagement Älterer ein tragendes Element geworden, das aus der Praxis von Organisationen, Vereinen und Einrichtungen nicht mehr wegzudenken ist (vgl. Freiwilligensurvey 1999, 2004).

Ältere engagieren sich im Vergleich häufiger als jüngere Altersgruppen, konkret bedeutet dies, dass jeder vierte Ältere freiwillig engagiert ist.⁴¹ Unter diesen ist rund jeder dritte Ältere

⁴⁰ Der so begründete biographische Bruch wird in erster Linie bei Männern, eher selten bei Frauen, festgestellt (ebd.).

⁴¹ Vergleicht man jüngere und ältere Senioren miteinander, zeigt sich, dass das Alter ein wesentlicher Faktor für das Engagement ist. So engagieren sich 31% der 60- bis 69-jährigen (Tendenz aktuell steigend), bei den über 70-jährigen sind es noch 20%, ab dem 75. Lebensjahr sinkt der Anteil Engagierter deutlich (vgl. Freiwilligensurvey 1999/ 2004).

in mindestens einem Bereich aktiv beteiligt. In der Altersgruppe⁴² der 50- bis 59-Jährigen engagieren sich Männer stärker als Frauen, bei älteren Senioren wächst wiederum die Anzahl der engagierten Frauen, wohingegen der Anteil der Männer sinkt.⁴³

Deutlich wird im Hinblick auf das Engagement von Frauen und Männern außerdem, dass sich Frauen mehr sozial und familienbezogen engagieren, Männer hingegen eher Bereiche bevorzugen, die beruflich relevant sind/ waren und Prestige versprechen. Bereiche, in denen sich Seniorinnen engagieren, sind deutlich von gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen zu mehr individuellem Freiraum, stärkerer Freizeit- und Erlebnisorientierung sowie zu mehr Selbstbestimmung geprägt. Zu den am meisten präferierten Bereichen gehören neben Sport und Bewegung, dem kirchlich-religiösen und dem Sozialen Bereich⁴⁴ auch Freizeit und Geselligkeit sowie Kultur und Musik; zahlreiche andere Engagementbereiche zählen außerdem dazu, sind jedoch deutlich geringer frequentiert.

Das vielfältige Tätigkeitsprofil im nachberuflichen Leben stellt an engagierte Seniorinnen und Senioren nach eigener Einschätzung Anforderungen an Fähigkeiten und Kompetenzen, die sie zur Bewältigung ihrer Aufgaben benötigen. Neben einer hohen Einsatzbereitschaft, Belastbarkeit und Organisationstalent, werden soziale Kompetenzen und Fachwissen für unbedingt erforderlich gehalten. Vor diesem Hintergrund hat die Nutzung und Weitergabe beruflich erworbenen Wissens besonderen Stellenwert (ebd.).

Seit Mitte der 90er Jahre, mitbegründet auch durch den Freiwilligensurvey 1999 „Freiwilliges Engagement in Deutschland“, wird verstärkt darauf hingewirkt, Selbsthilfepotenzial und Freiwilliges Engagement Älterer zu unterstützen und besser zur Entfaltung zu bringen. In diesem Zusammenhang geht es u. a. darum, frühzeitig auf das Alter und individuelle Selbsthilfe vorzubereiten, z.B. durch nachbarschaftliche und gruppenbezogene Selbsthilfeaktivitäten (Telefonketten, Patenschaften, Hilfen auf Gegenseitigkeit etc.). Kenntnisse und Erfahrungen sollen und werden gesellschaftlich nutzbar gemacht durch individuelle Teilhabe und Aktivierung von Senioren, u. a. in Form des „senior-expert-

⁴² Der Altersbegriff wird im Kontext von Engagement Älterer noch einmal in besonderer Weise differenziert. Insofern wird die Gruppe der 50- bis 59- Jährigen als nachwachsende Seniorengeneration bezeichnet (ebd.).

⁴³ Ausführlichere Informationen und Erkenntnisse dazu in den Freiwilligensurvey 1999/ 2004.

⁴⁴ Im sozialen Bereich engagieren sich wesentlich mehr Frauen als Männer, wobei sich ein Ost-West –Gefälle dahingehend zeigt, als dieser Bereich in den alten Bundesländern mehr vertreten ist als in den neuen Ländern. Außerdem wächst der Anteil der Engagierten in diesem Bereich mit zunehmendem Alter (14% der 50-59-jährigen und 23% der über 70- Jährigen.)

service“ oder „junge Senioren helfen Hochbetagten“. Außerhalb herkömmlicher Organisationsformen (Kirchen, Verbände, Vereine) etablieren sich in diesem Zusammenhang zunehmend neue Engagementformen, zu nennen wären die ZWAR-Gruppen, Seniorengenossenschaften, Erzählkaffees oder Geschichtswerkstätten (vgl. Olk 2004, 36f.)

Gemeinsam ist nahezu allen Programmen⁴⁵ und Initiativen, dass sie die Grundüberzeugung vertreten und durchzusetzen versuchen, dass bei der Angebotsgestaltung für ältere Menschen ein bewusst gesteuerter Wechsel von „... Gesellungs – und Neigungsangeboten hin zur Aktivierung produktivitätsorientierter Angebote stattzufinden hat ...“ (vgl. Hedtke-Becker/Titz 1994, 15). Freiwilliges Engagement älterer Menschen wird zunehmend anerkannt, als mittlerweile Rahmenbedingungen existieren bzw. entwickelt werden, die strukturell und inhaltlich Unterstützung bieten.

Beispielhaft sind die Seniorenbüros⁴⁶ zu nennen, die seit 1993 systematisch mit spezifischen Aufgabenprofilen entwickelt worden sind und neben Aktivierung und Erschließung neuer Tätigkeitsfelder, die lokale Vernetzung und die Anerkennung freiwilligen Engagements befördern sollen. Das Engagementpotential von Senioren wird in diesem Sinne gestärkt, nicht zuletzt durch die Suche und Entwicklung neuer Tätigkeitsfelder für engagementbereite Ältere, für welche diese wiederum vorbereitet und auch weitergebildet werden *sollen* (vgl. Freiwilligensurvey 1999). Es besteht unter engagierten und engagementbereiten Älteren offenbar ein hoher Bedarf, sich für die Ausübung von Tätigkeiten zu qualifizieren. Wenn Qualifizierungsmaßnahmen angeboten werden, so finden sie unter den Älteren eine hohe Resonanz. Immerhin nehmen drei von vier Engagierten Angebote zur Qualifizierung, so diese bestehen, in Anspruch.

Zur Auswahl stehende Weiterbildungsangebote variieren je nach Engagementbereich deutlich. So existiert ein ausgedehntes Angebot an Maßnahmen in den Bereichen Gesundheit, berufliche Interessenvertretung, Unfall- und Rettungswesen, Politik sowie Jugend- und Bildungsarbeit. Insbesondere im Rahmen der Kirche wird Qualifizierung zu den bereits

⁴⁵ Zu diesem Bereich liegen nach Kenntnis der Autorin keine Programmanalysen vor.

⁴⁶ 1992 wurde das Modellprogramm „Seniorenbüro“ durch das damalige Bundesministerium für Familie und Senioren ins Leben gerufen. Gefördert wurden in zwei Phasen jeweils für drei Jahre 44 Seniorenbüros, verteilt auf alle Bundesländer in jeweils unterschiedlichen Trägerschaften. Es sollten damit neue Wege zur Förderung und Aktivierung freiwilligen Engagements von Senioren erprobt werden. Seniorenbüros sollen dahingehend eine Art Katalysatorfunktion wahrnehmen, indem sie Konzepte und Strategien anbieten, entwickeln und umsetzen, gleichsam „Pfadfinder“ (vgl. Klages 1996b) sind und auf eigenverantwortliche Problemlösung und Selbsthilfe setzen (vgl. u.a. Braun/ Claussen 1997).

benannten wichtigsten Engagementbereichen Älterer angeboten: Sport und Bewegung, Kirche und religiöser Bereich, Freizeit und Geselligkeit, Musik und Kultur sowie Soziales.

Ausgehend von Ergebnissen und Erkenntnissen des Freiwilligensurvey 1999 wurde auf der der 2001 nachfolgenden Fachtagung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend deutlicher Handlungsbedarf signalisiert und entsprechend förderpolitische Konsequenzen eingefordert. Neben einer Vielzahl unterstützender Maßnahmen, wie zum Beispiel öffentlicher Anerkennung von Engagement, des Ausbaus einer Info- und Beratungsstruktur sowie Aufwandsentschädigung, wurde in diesem Zusammenhang die Notwendigkeit bedarfsgerechter Qualifizierungs- und Weiterbildungsangebote betont. Zielgruppe dieser Angebote sollten freiwillig Engagierte und hauptamtliche Mitarbeiter sein, die tätigkeitsbezogen sowie im Hinblick auf Sozialkompetenzen und Schlüsselqualifikationen qualifiziert werden sollten (vgl. Fachtagung des BMFSFJ am 29./30. März 2001 in Bonn; ISAB-Berichte aus Forschung und Praxis, Nr. 71).

Aktuelles Beispiel für die Entwicklung und Umsetzung eines Programms zur Qualifizierung von engagierten Senioren ist das vom BMFSFJ in Auftrag gegebene und 2002 gestartete Modellprojekt „Erfahrungswissen für Initiativen“, welches für die vorliegende Studie den empirischen Hintergrund bildet. An diesem Programm beteiligten sich 13 Bundesländer, darunter in den neuen Ländern Thüringen, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern.

Anliegen dieses Programms war es, Erfahrungswissen Älterer für die Gesellschaft besser nutzbar zu machen und dazu beizutragen, dass Alter in unserer Gesellschaft öffentlich anerkannt wird. Es ging darum, ältere Menschen in der Wertigkeit ihres Erfahrungswissens zu bestärken, die Weitergabe von Wissen zwischen den Generationen zu befördern und so für die Gesellschaft- das Gemeinwesen nutzbar zu machen. Senioren wurden in dieser Weiterbildung auf ihr zukünftiges Engagement als *senior*Trainerin vorbereitet und sollen so befähigt werden, in ihrer Kommune oder auch überregional unterstützend, beratend und begleitend für bereits bestehende Freiwilligeninitiativen, Selbsthilfegruppen und Vereine aktiv zu werden oder auch selbst Projekte zu entwickeln (ebd.).

4 Kategorienbildung

Der Prozess der Kategorienbildung (Mayring 1997; Krippendorf 1980) stellt innerhalb des in der Studie angewandten Verfahrens der Qualitativen Inhaltsanalyse einen zentralen Schritt zur Analyse und nachfolgenden Interpretation des vorliegenden Datenmaterials dar. Für unsere Untersuchung steht die deduktive Kategoriendefinition aufgrund theoretischer Vorüberlegungen an erster Stelle. Basierend auf Voruntersuchungen, dem bisherigen Forschungsstand und theoretischen Konzepten sind die Kategorien auf das Material hin entwickelt und in ersten Interviews erprobt worden.⁴⁷ Aufgrund der Fülle und Vielfältigkeit des in der Gesamtheit erhobenen Datenmaterials wurden die Kategorien im Anschluss noch einmal überarbeitet und dem Material angepasst. So soll eine, zum theoretischen Vorverständnis der Arbeit nicht gegensätzliche, sondern vielmehr im Sinne der Forschungsfrage sinnvolle und gegenstandsnahe Ergänzung der Daten ermöglicht werden.

Kategorie 1: Erfahrungen und Erlebnisse in Kindheit und Jugend als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Die breite Literatur macht es möglich, einen Zusammenhang herzustellen zwischen Engagementtätigkeiten des Einzelnen und Erkenntnissen aus der Lebenslaufforschung. So orientiert sich unsere Untersuchung grundlegend an der Auffassung, dass bereits Kindheit und Jugend als Abschnitte des Lebenslaufs gelten, die prägenden Einfluss auf die Persönlichkeitsentwicklung und nachfolgende Lebensgestaltung besitzen (vgl. u. a. Hurrelmann 2003; Oerter/ Montada 2002). Maßgeblich sind darüber hinaus Eriksons Vorstellungen zum Jugend- bzw. frühen Erwachsenenalter⁴⁸, da sie für unser Forschungsfeld relevant sind. Im Wesentlichen ist im Kontext der Studie die Altersgruppe betroffen, die in den 50er Jahren ihre Jugend erlebt hat und damit der Gesellschaft entspricht, die Erikson vor Augen hatte. Für diese Altersgruppe galt es als typisch, dass zwischen 16 und 20 Jahren wichtige soziale Entscheidungen getroffen wurden und es eine weitgehende Festlegung auf bestimmte soziale Rollen gab, die für das weitere Leben maßgeblich und bedeutungsvoll waren (ebd.). Familiäre, schulische sowie die Sozialisation während der Ausbildung erweisen

⁴⁷ Die Kategorien sind von zentraler Bedeutung für die Entwicklung des Leitfadens, mit Hilfe dessen die Interviews geführt werden.

⁴⁸ Erikson beschreibt die psychosozialen Stufen der Intimität und Generativität als kennzeichnend für das frühe (18 bis 30 Jahre) und mittlere Erwachsenenalter (vgl. Erikson 1959, 1968).

sich demnach als wichtige Erfahrungshintergründe, die für die Gestaltung der Zukunft maßgeblich sind.

Im Kontext der Jugendphase und der beschriebenen Ausgangskonstellation stellt sich die Frage, wie sehr sich *familiäre Sozialisation im Jugendalter* auf die Entwicklung der Persönlichkeit auswirkt. Innerhalb der Familie werden in der Regel die Eltern diejenigen sein, die über ihr Erziehungsverhalten Einstellungen und Verhaltenserwartungen, die ihnen besonders wichtig sind, an ihre Kinder weitergeben, (vgl. Hurrelmann 2001). Kindern und Jugendlichen werden so Wertvorstellungen und Lebensstile nahe gebracht, die durchaus für deren weitere Entwicklung Bedeutung haben.

Das Forschungsfeld verfügt mit dem Kriegserleben über einen besonderen gemeinsamen Erfahrungshintergrund, der unter sozialisatorischem Gesichtspunkt der Phase Jugend besonderes Gewicht verleiht. Die Zeit des Krieges wird mit einer Vielzahl von Hemmnissen, Bedrohungen, auch Erwartungen und Enttäuschungen verbunden gewesen sein, die wesentlich auch durch die Familie transportiert worden sind. Die Ablösung von der Herkunftsfamilie und der Eintritt in die Erwachsenenwelt fielen in eine Zeit sozialen und gesellschaftlichen Umbruchs, demokratischen Neubeginns und Wiederaufbaus (ebd.). Für die Untersuchung ist insbesondere von Interesse, und darauf soll die vorausgegangene Frage fokussiert werden, ob und in welchem Maße im Familienleben Einflüsse und Auslöser zu verzeichnen sind, die späteres eigenes bürgerschaftliches Engagement mit begründen.

Die Berufsausbildung als Teil der beruflichen Sozialisation hat die Aufgabe, Qualifikationen und Orientierungsmuster zu vermitteln bzw. zu festigen, die für die jeweilige Berufstätigkeit als notwendig erachtet werden und auf eine Identifizierung mit dem Beruf vorzubereiten (vgl. Hurrelmann, Ulich 1998). Häufig kommt es gerade in der beruflichen Ausbildung noch einmal zu Veränderungen, die u. a. realistische Einschätzungen weiterer beruflicher und persönlicher Entwicklungsmöglichkeiten betreffen. Die Auseinandersetzung mit neuen Anforderungsstrukturen bewirkt zum Teil einschneidende Veränderungen bei Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensmustern (vgl. u. a. Hurrelmann/Rosewitz/ Wolf 1985; Kärtner/ Otto/ Wahler 1986).

Kategorie 2: Entwicklungsaufgaben im Erwachsenenalter als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Entwicklungsaufgaben im Erwachsenenalter, zu denen unter anderem der Aufbau *partnerschaftlicher Beziehungen* sowie *Familiengründung* und *Elternschaft* aber auch *berufliche Entwicklung und Etablierung* gehören, bestimmen Biographien maßgeblich.

Die eigene Familie fungiert im Verlauf lebenslanger Sozialisation als „wichtigste Sozialagentur“, die häufig den Rahmen für weitergehende Entwicklungen und Schwerpunktsetzungen gibt, wobei die Elternschaft als bedeutsame Lebenserfahrung von Erwachsenen gilt. Wandlungen des traditionellen Familienleitbildes, die mit einer Pluralisierung familialer Lebensformen einhergehen, vollziehen sich seit Ende der 60er Jahre. Diese bewirkten nachhaltige Veränderungen im Hinblick auf familiäres Zusammenleben und prägen aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen nach wie vor (Hurrelmann et al. 1985; Oerter/ Montada 2002, 350 ff.).

Aufgrund der Heterogenität des Forschungsfeldes kann davon ausgegangen werden, dass es neben traditionellen Formen der Familiengründung und Entwicklung ebenso alternative Modelle gab, die außerhalb gesellschaftlicher Normierung praktiziert wurden. Für die befragten Frauen und Männer ist grundsätzlich davon auszugehen, dass Partnerschaft und Familiengründung bedeutsame Bestandteile der Lebensplanung gewesen sind, die demzufolge in ihrer Bedeutung für bürgerschaftliches Engagement in der Lebensgeschichte eine Rolle spielen können und für die Forschungsfrage relevant sind.

Die Erwerbstätigkeit mit ihren alltäglichen Arbeitserfahrungen prägen den Einzelnen in seinem Denken, Fühlen und Handeln; sie beeinflussen das Familienleben sowie die Erziehung und wirken darüber hinaus als Erfahrungen früherer Generationen fort (ebd.). Die außerordentlich hohe subjektive Bedeutung, die Arbeit in unserer Gesellschaft gemeinhin für den Einzelnen besitzt, prägt Persönlichkeit und ist auch für den Abschnitt der Biographie maßgeblich, welcher als nachberufliche Lebensphase in besonderer Weise für die vorliegende Arbeit Relevanz besitzt.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich ein weiterer, für die Untersuchung maßgeblicher, Ansatz; die Erwerbsbiographien der Einzelnen im Kontext ihrer Lebensgeschichte nachzuvollziehen und dabei vor allem Wechselwirkungen mit anderen Tätigkeitsbereichen nachzuspüren.

Kategorie 3: Lern- und Bildungsprozesse im Erwachsenenalter als Einflussfaktoren auf bürgerschaftliches Engagement

Auf die sich ständig verändernde Umwelt (Informationsgesellschaft, Arbeitsmarktstrukturen) mit ihren Herausforderungen zu reagieren, fordert permanent die Bereitschaft zum eigenen Lernen, was sowohl bereits praktiziertes alltägliches informelles Erfahrungslernen als auch institutionelles Lernen einschließt (ebd.). Hinlänglich bekannte gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklungen, die sich aktuell zunehmend arbeitsmarktpolitisch niederschlagen und für den Einzelnen damit biographisch relevant werden, machen die Lebensphase und damit insbesondere die Arbeitsphase zum lebenslangen Lernprozess im beschriebenen Sinne.

Bildungsangebote intendieren neben häufig genutzten kulturellen Bildungsangeboten auch Informations-, Beratungs- und Lebenshilfe und bieten Teilnehmern außerdem die Möglichkeit zur Selbstthematization und Reflexion. Ein Blick in Weiterbildungsstatistiken⁴⁹ zeigt, dass die Weiterbildungsbeteiligung fortwährend zunimmt und Prognosen für die unmittelbare Zukunft besagen, dass über die Hälfte der Bevölkerung an den expandierenden Angeboten der organisierten Erwachsenenbildung partizipieren wird.

Insbesondere Erfahrungen des *Ausscheidens aus dem Erwerbsprozess, des Überganges in den Ruhestand* bzw. nachberuflicher (Neu)Orientierungen sind vor diesem Hintergrund im Untersuchungskontext bedeutsam. Aktuelle Entwicklungen im Bildungssektor zeigen auf, dass Bildungsangebote vor und nach dem Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit zunehmend angeboten werden und eine entsprechende Nachfrage besteht. Ziel ist es, kognitiv und motivational auf den „Ruhestand“ vorzubereiten, diesen zu unterstützen und weitere/nachfolgende (Lebens-)Ziele zu klären (Knopf 2000, 117). Für besonders „...abrupte, dramatische, zu schnelle Freisetzungprozesse...“ existieren dahingehend Angebote, „...die allesamt darauf zielen, riskante Entwicklungen sozial verträglicher zu gestalten und (sozial)pädagogisch abzufedern“ (ebd.). Ob und in welchem Ausmaß aus dem dargestellten Spektrum Bildungsangebote genutzt worden sind und inwiefern diese Einfluss auf nachberufliches Engagement haben, ist für die Untersuchung von Interesse.

⁴⁹ Wurden 1979 in den alten Bundesländern noch 23% Erwachsener im Alter von 19 bis 64 Jahren in irgendeiner Form von Weiterbildung erfasst, waren es 1988 bereits 35% und 1994 immerhin schon 42% (vgl. BMBF 1996a).

Kategorie 4: Krisen und Wendepunkte im Leben als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Es werden hier u. a. Lebensereignisse wie Trennung vom Partner, Scheidung, Auszug der Kinder, Erkrankung, Tod naher Angehöriger untersucht, die nachhaltig für die weitere Lebensplanung und Gestaltung sein können. Insbesondere die Lebensspanne (im Durchschnitt 60 Jahre) der in der Untersuchung befragten Personen legt nahe, dass diese im Verlauf ihrer Lebensgeschichte mit einer Vielzahl der vorab benannten Ereignisse konfrontiert worden sind.

Das Forschungsfeld repräsentiert im wesentlichen Frauen und Männer der *Geburtsjahrgänge 1925 bis 1945*. Wichtige Bezugsgröße bei den Lebenswegen von Personen nach ihrem kalendarischen Alter ist immer auch die Relation zu zeitgeschichtlichen Ereignissen und Prozessen (vgl. Rosenmayr 1983). Insofern rückt hier in besonderer Weise der *Generationeneffekt* im Sinne gemeinsam erlebter und gestalteter Zeitgeschichte in den Blickpunkt des Interesses, als sich hier vermutlich bedeutsame Erfahrungen sammeln, die biographische Tragweite besitzen (ebd.).

Vor allem die *Altersgruppe der 1925 bis 1935 Geborenen* wird das Erleben des Krieges und außerdem die Nachkriegs- und Aufbauphase nachhaltig in ihrer Lebensgeschichte geprägt haben. Kindheit und Jugend sind durch nationalsozialistische Erziehungsziele beeinflusst, die letztlich auf Gleichschaltung und kollektive Unterordnung der Jugend in Hitler-Jugend (HJ), Arbeitsdiensten und dem Bund Deutscher Mädel (BDM) zielten. Diese Geburtsjahrgänge haben den Krieg möglicherweise noch als „letzte Reserve“ mitgemacht und erlebten Verwundung, Gefangenschaft und Flucht. In der schwierigen Nachkriegs- und Aufbauphase werden sie ihre Ausbildung beendet, ihre Berufslaufbahn begonnen und Familien gegründet haben. Diese Jahrgänge sind geprägt durch Faschismus, Krieg und Zusammenbruch, dadurch, Überlebende zu sein und die eigene Leistungsfähigkeit in den Wiederaufbau investiert zu haben (vgl. u. a. Göschel 1991; Lehr 1987; Zinnecker 1985).

Die im Untersuchungskontext wesentlich stärker vertretene *Altersgruppe der 1940 bis 1945 Geborenen* gilt als Kriegs- und Nachkriegskinder des Zweiten Weltkrieges. Ihnen werden die vergleichsweise besten Startchancen gegenüber vorausgegangenen Generationen im Bildungs- und Berufsbereich bescheinigt, obwohl ihre Kindheit sehr belastet war. Sie haben noch Erinnerungen an die Kriegszeit und (nach)herrschende Not. Viele Kinder dieser

Jahrgänge wachsen ohne Väter auf, bzw. mit Vätern, die erst spät aus der Kriegsgefangenschaft heimkehren. Ihre Ausbildungszeit fiel in die Aufbauphase, Familiengründung und Berufseinstieg in Zeiten relativen Wohlstandes, und sie konnten bereits von eigenen wirtschaftlichen Erfolgen profitieren. Gleichwohl sind es diejenigen, die als ältere Arbeitnehmer in den alten Bundesländern in den 80er Jahren von Firmenzusammenbrüchen und Arbeitslosigkeit betroffen waren und in den neuen Bundesländern mit der Wende ähnliche, sehr extreme, Erfahrungen machten (ebd.).

Mit dem Gedanken, dass ältere und alte Menschen aktuelle Entscheidungen auch auf der Grundlage früherer Sozialisationserfahrungen treffen, werden auch die Ereignisse, von denen sie als Angehörige einer Generation betroffen waren für den Untersuchungsgegenstand von Bedeutung sein.

Im Kontext krisenhaften Erlebens ist mit Blick auf das Forschungsfeld von besonderem Interesse, wie sich das Ereignis der *Wende* in der ehemaligen DDR⁵⁰ in den Lebensgeschichten vornehmlich ostdeutscher Menschen wieder spiegelt und ob es hier Auslöser für bürgerschaftliches Engagement gibt. Mit dem Zusammenbruch der DDR und der nachfolgenden Vereinigung beider deutscher Staaten vollzog sich ein Sozialer Wandel, der tief greifende strukturelle Veränderungen begründete, die sowohl gesamtgesellschaftlich als auch für das Individuum bedeutungsvoll waren. Für die Altersgruppen, die das Forschungsfeld im wesentlichen repräsentiert, Personen, die zur Zeit der Wende zwischen 45 und 55 Jahre alt waren, kann man von einem bedeutsamen und außergewöhnlichen biographischen Einschnitt ausgehen. Wesentliche Strukturen der vertrauten Lebenswelt wurden unvermittelt und radikal zur Disposition gestellt, was zur Folge hatte, dass biographische Ressourcen, Erfahrungen und Lebenspläne plötzlich einer Neubewertung und Neuorientierung unterlagen (vgl. Wensierski 1995).

Nachzufragen ist, ob und in welchem Ausmaß die biographische Verarbeitung der Wende im Hinblick auf neu entstandene Optionen und Handlungsanforderungen im Kontext bürgerschaftlichen Engagements Auswirkungen hatte.

⁵⁰ Das Ereignis der *Wende* soll im Untersuchungskontext als nicht-normatives kritisches Lebensereignis betrachtet werden (ähnlich Unfällen, Naturkatastrophen, Tod und schweren Krankheiten). Antizipatorische Bewältigungsversuche gelten in diesem Kontext als unmöglich, da das entsprechende Ereignis in der Tendenz nicht vorhersehbar ist (vgl. Filipp 1981; Rosch-Inglehart 1988).

Kategorie 5: Berufliche Entwicklung und Verlauf des Erwerbslebens als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Die erwerbsbiographische Stabilität im Sinne von *Kontinuitäten/ Diskontinuitäten* im Arbeitsleben der befragten Personen stellt einen weiteren Schwerpunkt für die Untersuchung dar. Ost – wie westdeutsche Erwerbsbiographien sind mittlerweile (dies wird auch für das Forschungsfeld vermutet) durch Unterbrechungen des Erwerbsverlaufs gekennzeichnet, die auf vielfältige Ursachen zurückzuführen sind. Nicht zuletzt aktuelle gesellschaftliche Entwicklungen und Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt,⁵¹ aufgrund derer der so genannte kontinuierliche Normalerwerbsverlauf zunehmend der Vergangenheit angehört und diskontinuierliche Erwerbsverläufe Normalität bekommen, wirken auf Biographien aus (vgl. Mutz 1995).

Das Ereignis der Arbeitslosigkeit (im Sinne eines kritischen Lebensereignisses) soll in diesem Kontext besonderen Stellenwert haben, da die Auswirkungen auf die Persönlichkeit bekanntermaßen vielfältiger und auch schwerwiegender Natur sein können. Entstehende Unsicherheiten und Ambivalenzen werden auf individueller Ebene prägend sein und möglicherweise Einfluss auf Entscheidungen für bürgerschaftliches Engagement haben. Dass bürgerschaftliches Engagement im Zusammenhang mit Arbeitslosigkeit in Deutschland eine Rolle spielt, zeigen aktuelle Untersuchungen und Befragungen deutlich auf.⁵² Von Interesse ist aus der Perspektive der Betroffenen, welche Begründungen hier maßgeblich sind und welche Funktion Engagement in ihrer Situation haben kann.

Ein weiterer Aspekt, der insbesondere für einen Teil des Untersuchungskontexts von Interesse ist, ist die *berufliche Situation ostdeutscher Befragter*. Ihre Situation kann häufig als besonders problematisch angesehen werden, da die Erwerbsverläufe bis zur Wende als vergleichsweise stabil betrachtet werden konnten. Der planwirtschaftlich regulierte Arbeitsmarkt in der DDR begründete für Arbeitnehmer weit gehende berufsbiographische Sicherheit, aus der heraus langfristig beruflich und privat geplant werden konnte.

⁵¹ Aufschlussreich ist für den Untersuchungskontext die altersspezifische Verteilung bei der (Dauer) Arbeitslosigkeit: 1996 waren in den neuen Ländern 17,4% der Arbeitslosen über 55 Jahre alt, in den alten Ländern 21,8%. Der Anteil der über 50jährigen Arbeitslosen am Anteil der Langzeitarbeitslosen 24% in den neuen Ländern und 30% in den alten Ländern (vgl. BFA 1997).

⁵² Nach den Daten der Repräsentativerhebung zum freiwilligen Engagement in Deutschland sind 22% der Arbeitslosen in Ostdeutschland und 24% der Arbeitslosen in Westdeutschland bürgerschaftlich engagiert (vgl. Gensicke 2000).

Arbeitslosigkeit im aktuellen Verständnis existierte nicht und Entwertung von Bildungsqualifikationen gab es eher selten.

Mit und auch nach der Wende kam es für viele zu beruflichen Einbrüchen⁵³, und in den neuen Bundesländern setzte ein rapider und tief greifender Strukturwandel ein, der sehr unvermittelt besonders den wirtschaftlichen Bereich traf. Die in der DDR gewachsene Branchen- und Berufskultur wurde weit gehend als nicht kompatibel mit dem bundesrepublikanischen Modell aufgefasst, was zu einer massenhaften Entwertung bzw. Neubewertung beruflicher Qualifikationen führte (vgl. Diewald/ Mayer 1996).

Studien⁵⁴ zeigen auf, dass es nach der Wende bsw. in der Jahrgangskohorte der 1951-53 Geborenen bei 35% zu beruflichem Wechsel kam, im Jahrgang der 1939-41 Geborenen waren immerhin noch 15% von Berufswechseln betroffen (vgl. Max-Planck-Institut für Bildungsforschung 1993). Die hier angeführten Jahrgänge sind für das Forschungsfeld charakteristisch, da viele der Befragten diesen Altersgruppen angehören und tendenziell vermutlich von diesen Entwicklungen betroffen waren. Insbesondere für diese Jahrgänge, die aus einer Situation langjähriger beruflicher Stabilität herausgerissen worden sind, gelang berufliche Um- und Neuorientierung relativ schwer. Zum einen wurde das Erfahrungswissen dieser Generationen entwertet, gleichzeitig erschien die Investition in Qualifikation und Weiterbildung von Arbeitgeberseite vergleichsweise unattraktiv (vgl. Geißler 1994). Auch wenn Anschlüsse gefunden wurden, haben sich Handlungskontexte, Berufsbilder- und Normen verändert und es galt, biographische und soziale Ressourcen zu mobilisieren, um diese Übergänge gestalten und bewältigen zu können. Die Frage ist, wie Betroffene diese Erfahrungen biographisch verortet haben und ob und in welcher Weise sich dies auf Aktivitäten im bürgerschaftlichen Engagement auswirkt.

Der bereits erläuterte Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und bürgerschaftlichem Engagement gilt für ostdeutsche Arbeitslose noch einmal in besonderer Weise. Untersuchungen stellen hier einen nahezu ‚nahtlosen Übergang‘ zwischen beruflicher Arbeit

⁵³ Bereits 1990 hatten 33% der ostdeutschen Beschäftigten das Berufsfeld gewechselt und wurden zwischen 1990 und 1995 14% der Ostbeschäftigten beruflich „umsortiert“ (vgl. Diewald/Solga 1996; Schumann et al. 1996).

⁵⁴ Erwerbsverläufe von Frauen und Männern in der Wende, die den Geburtsjahrgängen 1929-31, 1939-41, 1951-53, 1955-61 angehören, wurden in der Studie „Lebensverläufe und historischer Wandel in der ehemaligen DDR“ des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung untersucht; hierauf wird Bezug genommen.

und freiwilligem Engagement fest (vgl. Kramer/Wagner/Billeb 1998).⁵⁵ Insofern ist die Sichtweise Ostdeutscher auf ihre individuelle Situation respektive Begründungen für freiwilliges Engagement für die Untersuchung relevant.

Kategorie 6: Ausstieg aus dem Erwerbsleben und Übergang in die nachberufliche Lebensphase als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Besonderes Interesse, mit Blick auf die Altersspezifik in unserem Untersuchungsfeld, gilt der Frage, wie sich das Erleben von *Berufsausstieg* und *Übergang in die Phase der Nachberuflichkeit, des Vorruhestandes, der Verrentung bzw. Pensionierung*, auf Aktivitäten im bürgerschaftlichen Engagement auswirkt. Der Austritt aus dem aktiven Erwerbsleben kann durchaus als kritisches Lebensereignis⁵⁶ angesehen werden, insofern, als sich ein sehr plötzlicher Wandel des täglichen Lebensrhythmus und der bis dahin bestehenden Sozialstruktur für die Betroffenen ergibt. Die Beendigung der Berufstätigkeit bedeutet einerseits, dass berufliche Kompetenzen nicht mehr oder nur noch vermindert genutzt werden. In welchem Ausmaß die Berufsaufgabe als belastend empfunden wird, hängt sowohl von objektiven Bedingungen als auch von subjektiven Reaktionen ab. Zu den objektiven Bedingungen gehören der Stellenwert des Berufs im Leben, die Art des Berufs, die Umstände der Berufsausübung und die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz. Subjektiv beeinflussen die Einschätzung dieses Ereignisses u. a. die Familiensituation, die soziale Eingebundenheit, der Gesundheitszustand und auch die Wohnungssituation (vgl. Hurrelmann 1995).

Zusätzlich geht dieser Schritt mit einer Vielzahl objektiver Lebensveränderungen einher, die weit über den Wegfall beruflicher Arbeit hinausgehen.⁵⁷ Häufig ist es so, dass der ausgeübte Beruf vom Einzelnen als positiv und bedeutsam bewertet und häufig mit Status, Stabilität und Identität verbunden war (vgl. Gradmann 1994). Der Eintritt in den Ruhestand galt über lange Zeit als normaler und in der Regel planbarer Schritt, der tendenziell im Rahmen

⁵⁵ Durch Projekte des zweiten Arbeitsmarktes und in Beschäftigungsinitiativen lässt sich eine Tendenz fließender Übergänge zwischen „prekären“ Formen der Erwerbsarbeit und bürgerschaftlichem Engagement beobachten. Insofern werden beispielsweise Tätigkeiten, die im Rahmen einer ABM begonnen wurden nach Auslaufen der Maßnahme als unbezahltes Engagement fortgeführt (vgl. Freiwilligensurvey 1999 und 2004).

⁵⁶ Im Kontext der *plötzlichen* Beendigung des Erwerbslebens soll hier zusätzlich auf den „Life-event-Ansatz“ verwiesen werden, der den Fokus auf das Ereignis der Berufsaufgabe setzt. Insbesondere der Prozess der Ereignisbewältigung unter Einbeziehung der gesamten Lebenssituation ist hier maßgeblich. Für den Untersuchungskontext hat dieser Ansatz noch einmal besondere Bedeutung.

⁵⁷ Zu diesen objektiven Lebensveränderungen zählen u. a. finanzielle Einbußen, Kontaktveränderungen, Aktivitätsveränderungen und gesundheitliche Veränderungen (vgl. Mayring 1990; Niederfranke 1992).

gesellschaftlicher Normalität lag (vgl. Kohli 1991; Rosenmayr/ Kolland 1988). Allerdings gibt es seit Mitte der 70er Jahre in der Bundesrepublik den Trend eines immer früheren und auch weniger geplanten bzw. planbaren Ausscheidens aus dem Erwerbsleben (vgl. Fiedler 1989; Tews 1989).

Angesichts der aktuellen Beschäftigungssituation hat sich diese Tendenz, insbesondere in Ostdeutschland, noch verstärkt. Vielfältige arbeitsmarktpolitische Instrumente, die einen zunehmend früheren Ausstieg aus dem Erwerbsleben nicht nur ermöglichen sondern auch nahe legen, finden immer häufiger Gebrauch. Der seit 1990 auch in den neuen Bundesländern eingeführte *Vorruhestand* gehört dazu.⁵⁸ Ein zentraler Unterschied zum Vorruhestand in den alten Bundesländern ist der der größeren Unfreiwilligkeit und geringeren Erwartbarkeit des vorzeitigen Ausscheidens aus dem Erwerbsleben, was insbesondere Ostdeutsche betrifft.⁵⁹

Es ist zudem die Überlegung relevant, dass durch die Verlängerung der Lebenszeit zum einen und ein vergleichsweise niedriges Alter zum anderen, der Eintritt in den Ruhestand zunehmend eine neue Qualität gewinnt. Es geht diesbezüglich aktuell nicht mehr um eine *kurze Restzeit des Lebens*, sondern es bietet sich die Möglichkeit einer weiteren längeren Lebensphase mit eigenen (neuen) Gestaltungsmöglichkeiten, die nicht zuletzt aus biographischem Potenzial resultieren (ebd.). So besteht die Tendenz, Untersuchungen belegen dies, dass die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten für diese Lebensphase größer sind als für vorausgegangene, da Einschränkungen und Restriktionen nahezu ausschließlich aus der individuellen Lebenssituation resultieren und nicht aus gesellschaftlichen Erwartungen und Verpflichtungen (vgl. Weymann 1989).

Kategorie 7: Geschlechterspezifische Aspekte als Einflussfaktoren für bürgerschaftliches Engagement

Sowohl für den Lebensverlauf von Frauen als auch von Männern wurde lange Zeit die so genannte „Normalbiographie“ unterstellt. Dies meint, dass weibliche und männliche Biographien eine bestimmte Abfolge von Lebensereignissen unausweichlich durchlaufen. Zentrales Moment der männlichen Biographie sei demzufolge der Erwerbsverlauf, die

⁵⁸ Bereits 1992 konnte man 840 000 Ältere über 55 verzeichnen, die im Vorruhestand waren (vgl. Schwitzer 1992)

⁵⁹ In der ehemaligen DDR hätten vom Vorruhestand Betroffene ab dem 55. Lebensjahr in der Regel noch 5 bis 10 Jahre gearbeitet. Waren in der BRD 1989 nur noch 1% der Erwerbstätigen über die Altersgrenze hinaus berufstätig, so waren es in der DDR immerhin noch 10,5% (vgl. Schwitzer 1992).

weibliche Biographie hingegen sei in erster Linie am Familienverlauf orientiert (vgl. Beck 1986). Diese Auffassung, basierend auf zahlreichen Betrachtungen weiblicher und männlicher beruflicher Karriereverläufe, zeigt auf, dass sich die Familiengründung in weiblichen Berufsverläufen anders bemerkbar macht als bei Männern. Geschlechtsspezifisch bestimmte Kriterien der Arbeitsteilung (ökonomisch, sozial und kulturell) sind organisierende Momente weiblicher und männlicher Sozialisation und steuern sowohl berufliche als auch außer- und nachberufliche Tätigkeit (vgl. Bilden 1991). Dies hat weit reichende Konsequenzen für die Strukturierung und Gestaltung des eigenen Lebens und die Realisierung biographischer Projekte; sowohl für Frauen als auch für Männer.

Wiederum wird zunehmend eine „Erosion“ der Normalbiografie im Sinne von De - Standardisierung und De – Institutionalisierung registriert. In diesem Sinne unterliegen Lebensverläufe mehr und mehr individuellen Planungen und Entscheidungen, die Unvorhergesehenes und Überraschendes mit sich bringen. Das von Beck (1986) entworfene Individualisierungskonzept nimmt vor diesem Hintergrund die veränderten objektiven Sozialisationsbedingungen in ihrem Einfluss auf Identitätsbildung in den Blick. Beschrieben wird u. a., wie sich konstitutive Elemente der traditionellen Industriegesellschaft, wie z. B. Familie und Schicht zunehmend auflösen, was mit dem Verlust bestehender Sicherheiten einhergehen kann (ebd.,116). Der Weg in die „Risikogesellschaft“ geht nach Beck damit einher, dass der Einzelne zunehmend eigenverantwortlich auf sich selbst verwiesen ist, was u. a. individuelle oder auch Arbeitsmarkt Entscheidungsprozesse betrifft (ebd., 25).

Für die befragten Frauen und Männer wird nachzufragen sein, wie weit sie sich (noch) traditionell ‚normalbiografisch‘ verorten und welche Einflussfaktoren für aktuelle Entwicklungen maßgeblich sind.

Betrachten wir den Bereich des Bürgerschaftlichen Engagements, wird erkennbar, dass die Freiwilligenarbeit von Frauen in deutlich höherem Maße als bei Männern die Arbeit mit Menschen betrifft, wo von den Frauen häufig persönliche Hilfe geleistet wird. Hinreichend bekannt und durch aktuelle Untersuchungen erneut bestätigt ist, dass Männer im Vergleich zu Frauen im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit mehr Funktions- und Führungspositionen innehaben. Frauen hingegen leisten ihre Freiwilligenarbeit häufiger in weniger formal organisierten Einrichtungen (vgl. Freiwilligensurvey 1999/ 2004).

Ins Blickfeld geraten hier insbesondere die *Biographien von Frauen aus den neuen Bundesländern*, da hier aufgrund der DDR Sozialisation andere private bzw. berufliche Schwerpunktsetzungen vermutet werden können, als dies für Frauen aus den alten Bundesländern gilt. Erwerbstätigkeit galt für Frauen in der DDR weitgehend als Selbstverständlichkeit.⁶⁰ Insofern hatte berufliche Arbeit einen überaus hohen Stellenwert in der Gesellschaft und für den Einzelnen/ die Einzelne. Geschlechtsspezifische Ungleichheit (vgl. Geissler 1992), wie sie aktuell beispielsweise als negatives Einstellungskriterium für Mütter (faktische oder potentielle) gilt, gab es in dem Ausmaß in der DDR nicht. Aufgrund weitreichender inner – und außerbetrieblicher Maßnahmen war es möglich, Erwerbstätigkeit und Muttersein miteinander zu vereinbaren. Für ostdeutsche Frauen im Untersuchungskontext kann davon ausgegangen werden, dass sie in großem Umfang voll erwerbstätig und entsprechend geprägt waren. Wie sie mit ihren Ressourcen umgegangen sind, welche Arrangements sie gefunden haben und finden mussten und wie weit es hier einen Zusammenhang zu bürgerschaftlichem Engagement gibt, gilt es nachzufragen.

Aus Sicht der kritischen *Männerforschung* haben die gegenwärtig älteren Männer, die für den Untersuchungskontext eine wesentliche Größe darstellen, die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung verinnerlicht. Der dem Altersstereotyp entsprechende Mann wird relativ zeitgleich mit dem Berufsaustritt mit bestimmten Problemkomplexen konfrontiert. Unter anderem verliert er mit dem Austritt aus dem Berufsleben seinen öffentlichen Status (Ernährer- und Berufsstatus), was deutliche „...gesellschaftliche und familiäre Machteinbuße“ nach sich ziehen kann (Böhnisch/ Winter 1993, 61). Insofern ist davon auszugehen, dass Männer im „Ruhestand“ biographisch von der mit der Berufsaufgabe verlorenen beruflichen Identität zehren. Wiederum haben sie die Chance, eine neue/ andere Person-Umwelt-Beziehung aufzubauen und in diese ihre umfangreichen Lebenserfahrungen zu integrieren. Nachberufliches bürgerschaftliches Engagement kann für ältere Männer eine solche Möglichkeit bieten, sich biographisch noch einmal neu zu verorten. Wie weit dies für das Forschungsfeld Relevanz besitzt und wie sich Männer vor dem Hintergrund ihrer beruflichen Sozialisation und dem Erlebnis des Austritts aus dem Erwerbsleben mit ihren Aktivitäten einbringen, ist von Interesse.

⁶⁰ Der Anteil erwerbstätiger Frauen lag ein Jahr vor der Wende bei den 25 bis 60jährigen bei 92% und damit um etwa 30% höher als in der Bundesrepublik (vgl. Diewald, Mayer 1996).

5 Forschungsdesign

5.1 Anlage der Untersuchung und methodische Grundlegung

Im Hinblick auf die Annahme, dass sich Ehrenamtlichkeit nicht als Aktivitätspotenzial ad hoc herausbildet, sondern in der Biographie angelegt ist, wählt die vorliegende Untersuchung einen komplexen Zugang, der sich im qualitativ empirischer Ansatz (gestützt durch quantitative Methoden) ausdrückt. Der Komplexitätsbegriff steht im Kontext der Studie für die Vielschichtigkeit und die Gesamtheit der Merkmale des Forschungsgegenstandes, was eine Angemessenheit in methodologischer Hinsicht mit einschließt.

Im Sinne Luhmanns (1986) bedeutet Komplexität immer auch Reduktion im forschungspragmatischen Sinne: soziale Phänomene sind angemessen zu vereinfachen, so dass sie in Forschungspragmatik übersetzt und damit untersucht werden können. Der Begriff der „Komplexitätsreduktion“ impliziert, dass komplexe soziale Wirklichkeit (wie sie im Forschungsfeld biografisch angelegt ist) nur in reduzierter Weise zu bewältigen, zu bearbeiten, zu untersuchen und darstellbar ist (ebd.). Hinsichtlich der in diesem Zusammenhang bestehenden Einsicht in die Unvollkommenheit von Wissensbeständen und Erfahrbarem, setzt die Untersuchung auf ein realistisches und gangbares methodisches Konzept, das der vorliegenden Fragestellung und dem Forschungsinteresse gerecht wird.

Die Analyse individueller Biographien, mit der diese Untersuchung arbeitet, gewinnt in verschiedenen Disziplinen nach wie vor an Bedeutung. So arbeitet die Soziologie bereits seit langem (Chicago School) an einzelnen Biographien soziale Strukturen heraus, wie auch die Entwicklungspsychologie (vgl. u. a. Erikson 1959) und die Geschichtswissenschaften (Oral History) biografisches Material an zentraler Stelle verwenden. In jedem Fall dominiert hier die qualitativ orientierte Analyse des Einzelfalls die repräsentativ angelegte Stichprobe (vgl. u. a. Mayring 1997). Es sind in diesem Zusammenhang die unterschiedlichsten methodischen Ansätze entwickelt und weiter entwickelt worden, die in der Regel das grundlegende Problem der Auswertung des erhobenen Materials hatten. So fehlte lange Zeit in der sozialwissenschaftlichen Methodenliteratur eine systematische und umfassende Anleitung zur Auswertung komplexeren sprachlichen Materials, aus der klare Interpretationsregeln ableitbar waren.

Mit der Qualitativen Inhaltsanalyse ist eine Technik entstanden, die, gleichwohl es eine Vielzahl an Definitionen und verschiedenen Herangehensweisen gibt, systematisch und

intersubjektiv überprüfbar und gleichzeitig der Komplexität und Bedeutungsfülle des sprachlichen Materials angemessen ist.⁶¹ Stellt man die Frage nach den Spezifika der Inhaltsanalyse und wie weit sie sich von anderen Methoden unterscheidet, so steht Folgendes im Vordergrund: Analyse von (fixierter) Kommunikation, systematisches, Regel- und Theorie geleitetes Vorgehen mit dem Ziel, Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation zu ziehen (vgl. Mayring 1997).

Um aus der vorliegenden Fülle des Datenmaterials im Analyse- und Interpretationsprozess letztlich zu einer merkmalsbezogenen und typisierenden Erfassung des Forschungsgegenstandes zu kommen, ist es naheliegend, ausgehend von der Qualitativen Inhaltsanalyse, das methodische Setting zu variieren und dem Gegenstand der Untersuchung „anzupassen“. Eine entsprechend multimethodische Herangehensweise knüpft an das Verfahren der Triangulation⁶² an, da sich auf diese Weise die durch verschiedene Verfahren produzierten Analyseergebnisse ergänzen und sowohl ein vollständigeres Bild des untersuchten Phänomens zeichnen als auch die Validität der empirisch erhobenen Daten erhöhen sollen (vgl. Kluge/ Kelle 2001).

Das *Interview* wird zentrales Element der Datenerhebung sein. Es gilt in der sozialwissenschaftlichen Forschung als eine der dominierenden Forschungsmethoden und liegt mittlerweile in einer Vielzahl von Interviewvarianten und- Bezeichnungen vor (vgl. Friedrichs 1973).⁶³

„Das Interview erscheint als einfache Methode, nicht zuletzt aufgrund seiner Nähe zum Alltagsgespräch. Fragen zu stellen liegt nahe und erscheint so leicht. Darin liegt etwas Verführerisches...“ (Friedrichs 1990, 209)

Die vorliegende Studie orientiert sich am *Problemzentriertem Interview* (Witzel 1985), das verschiedene Elemente einer leitfadenorientierten und teilweise offenen Befragung

⁶¹ Definitionen zur Qualitativen Inhaltsanalyse u.a. von Watzlawick 1969; Ritsert 1972; Mollenhauer/ Rittelmeyer 1977; Lisch/ Kriz 1978; Kaplan nach Holsti 1996a.

⁶² Der Begriff der Triangulation reicht in Abhängigkeit vom jeweiligen Verständnis als Einsatz als Validierungsstrategie (Denzien 1970, 1978) über die erkenntnisorientierte Kombination von Theorien und Methoden (Fielding und Fielding 1986) bis hin zu dem von Glaser und Strauß (1979, 1991) propagierten „theoretical sampling“, das auf Generierung aber nicht Überprüfung von Hypothesen angelegt ist.

⁶³ Zu den vielfältigen Interviewformen gehören u. a. das „Tiefeninterview“, das „biographische“, anekdotische“, „detaillierte“, „klientenzentrierte“ oder auch das „neutrale“ Interview, die in Abhängigkeit von Gegenstand und Forschungsinteresse genutzt werden (Friedrichs 1973, 207 ff.; Friebertshäuser/ Prengel 1997, 371 ff.).

zusammenfasst und ermöglicht. Aufgrund dieses Vorgehens können sich interessante methodische Möglichkeiten aus der Integration beider Formen ergeben, die sowohl der Forschungsfrage entsprechen als auch das Forschungsfeld in seiner Differenziertheit in den Blick nehmen. Dieser Zugang erscheint geeignet, um die für die Forschungsfrage relevanten Hypothesen, die vorab aufgestellt worden sind, prüfen zu können. Es liegt so im Ermessen der Interviewten, die immerhin als *Experte in Sachen eigenen Lebens* auftreten und von der Interviewerin ebenso betrachtet werden, eigene Gewichtungen im Gespräch vorzunehmen und die Intensität der Behandlung der Fragenbereiche zu steuern oder bei heiklen Themen auf Fragen auch nicht zu antworten. Eine Problemzentrierung im Interview ist sinnvoll, da die individuelle Sichtweise der befragten Probanden zu bestimmten Themen/ Ereignissen erfasst und beschrieben werden soll. Sie bietet als eine Form des qualitativen strukturierten Interviews einen Ansatz, lebensgeschichtliche Prozesse nachvollziehen und komplexe biographische Sachverhalte rekonstruieren zu können (vgl. Bohnsack, Marotzki 2000). Auf diese Weise wird ein enger Zusammenhang zwischen Biographie und aktuellem Tätigkeitsprofil aufgemacht, der die Forschungsfrage wesentlich bestimmt.

Als zentrale Charakteristika des Interviewverfahrens gelten nach Witzel :

- Problemzentrierung
- Gegenstandsorientierung
- Prozessorientierung

Die *Problemzentrierung* bezeichnet eine vom Forschenden wahrgenommene Problemstellung. Im konkreten Untersuchungskontext meint dies die Frage, welche Tätigkeitsfelder ältere Menschen besetzen, die sich in der nachberuflichen Phase befinden und inwiefern diese Tätigkeiten biografisch relevant und anschlussfähig sind. Es geht um biografische Verortung, Begründungen und Motivationen bürgerschaftlichen Engagements von Frauen und Männern, die der Gruppe der Älteren angehören und in der Regel nicht mehr erwerbstätig sind.

Aufgrund der Problemzentrierung wird eine Gesprächsstruktur ermöglicht, die die tatsächliche Problematik der interviewten Person systematisch erfassen kann (Witzel 1985, 122f.). So ist es möglich, im Gespräch „Verarbeitungsformen gesellschaftlicher Realität... verstehend nachzuvollziehen und genauere Fragen und Nachfragen zu stellen“ (ebd.). Dies fordert eine Arbeit mit „gegenstandsangemessenen theoretischen Konzepten“, die die Wahrnehmung für den Forschungsgegenstand sensibilisieren sollen. Darüber hinaus geht es

darum, eigenes (theoriegeleitetes) Vorwissen und Empirie in einem offenen Prozess zu verschränken und erkenntnisleitend zu nutzen.

Die Studie nutzt vor diesem Hintergrund die Kategorienbildung, um relevante theoretische Wissensbestände sowie das Vorverständnis⁶⁴ zum Untersuchungsgegenstand für den Forschungskontext zu verwerten und einen „Begründungszusammenhang“ (vgl. Friedrichs 1973) herzustellen. Die Kategorien haben die Fragestellung im Untersuchungsfeld und die Konzipierung des Leitfadens maßgeblich begründet und geleitet, wobei durch eine (Probeinterview basierende) Überarbeitung charakteristische und differenzierende Aspekte innerhalb des Forschungsfeldes für die nachfolgende Analyse und Interpretation berücksichtigt werden konnten⁶⁵. Die Untersuchung zielt im Sinne „theoretischer Offenheit“ darauf, die Kategorien weniger zu generieren als vielmehr zu überprüfen und dabei keinen generellen Geltungsanspruch für die Kategorien zu erheben.

Als weitere Elemente der Problemzentrierung gelten Systematisierung und Offenlegung des Wissenshintergrundes des Forschenden mit dem Ziel, den Forschungsgegenstand in seiner ganzen Komplexität zu erfassen. Dies geschieht hier mit einem Interviewleitfaden, der sich wesentlich an den vorab formulierten Kategorien orientiert. Darüber hinaus wird die „... flexible Analyse des wissenschaftlichen Problemfeldes, eine schrittweise Gewinnung und Prüfung von Daten, wobei Zusammenhang und Beschaffenheit der einzelnen Elemente sich erst langsam und in ständigem reflexivem Bezug auf die dabei verwandten Methoden herauschälen“ gefordert (Witzel 1985, 136). Dies meint einen Verstehensprozess beim Forschenden, der beginnend mit der Exploration über die Erhebungs- sowie die Auswertungs- und Interpretationsphase, flexibel und situationsangepasst gestaltet wird. Die Vielschichtigkeit des vorliegenden Untersuchungsgegenstandes, bei dem es um die biographische Verortung bürgerschaftlichen Engagements über einen beträchtlichen Teil der Lebensspanne geht, erfordert eine große Offenheit im Forschungsprozess, die sowohl für die Phasen der Erhebung als auch der Auswertung bestimmend ist.

⁶⁴ Das Vorverständnis der Untersuchung basiert wesentlich auf Theorien, eigenen theoretischen Vorüberlegungen, bereits vorliegenden Untersuchungen und ersten eigenen empirischen Befunden sowie Kenntnissen zum Forschungsfeld.

⁶⁵ In diesem Kontext sind die Kategorien als Ergebnis eines wissenschaftlichen Arbeitsprozesses zu verstehen. Mit ihnen sollen „Behauptungen über bestimmte Zusammenhänge begrifflich klar ausgedrückt“ sowie „mutmaßliche Variablen eines Geschehens“ formuliert werden. Mit Hilfe späterer Erforschung der Wirklichkeit (z.B. durch Beobachtungen und Befragungen) werden die Kategorien „auf ihre Probe gestellt“. (vgl. Mollenhauer/ Rittelmeyer 1977).

Die *Gegenstandsorientierung* dient in erster Linie dem direkten Zugang zur Empirie. Im Sinne des Forschungsgegenstandes werden angemessene Methoden ausgewählt und in ihrer Bedeutung gewichtet. Die vorliegende Studie legt, wie bereits beschrieben, einen qualitativen Zugang nahe, da die Komplexität biographischer Prozesse in ihrer Auswirkung auf aktuelles Handeln von Personen in deren subjektiver Sichtweise nur qualitativ beschreibbar und erfassbar wird.

Instrumente des problemzentrierten Interviews sind nach Witzel:

- der Kurzfragebogen
- die Tonbandaufzeichnung
- das Postskriptum und
- der Leitfaden

Der Kurzfragebogen, in der Studie als *Standardisierter Biographiebogen*⁶⁶ eingesetzt, soll das Interview unterstützen und im Bedarfsfall ergänzen. Er dient der Validierung der Interviewergebnisse und strukturiert die individuelle Datenlage für die Gesamtstichprobe. Bedeutsame demographische Daten werden so bereits im Vorfeld erfasst, um die Interviewsituation zu entlasten und mögliche (zusätzliche) Hinweise für die Interpretation zu gewinnen.

Um die Gesprächssituation während des Interviews in der Gesamtheit zu erfassen, wird das Interview mit Einverständnis des jeweiligen Interviewpartners aufgezeichnet. Dies ist für die nachfolgende Transkription der Interviewtexte unerlässlich und notwendige Voraussetzung für die Analyse der Interviews (vgl. Witzel 1985). Außerdem ermöglicht dies, sich als Interviewerin intensiv dem Interviewpartner zuzuwenden und auf die Gesprächssituation zu konzentrieren.

Im Anschluss an jedes Interview ist es sinnvoll, ein *Postskriptum*⁶⁷ anzufertigen. Zum einen können so Eindrücke aus der Interviewsituation, die aus Sicht der Interviewerin

⁶⁶ siehe Anhang

⁶⁷ Hinter der Methode des Postskriptum verbirgt sich der ethnomethodologische Ansatz, wonach es für jede Untersuchung wichtig ist, einzubeziehen, dass sowohl der Interviewende als auch die Interviewsituation wesentlichen Einfluss auf die zustande gekommenen Daten ausüben (vgl. Friebertshäuser 1997).

charakteristisch oder besonders waren, im Nachgang festgehalten werden und stehen für die Analyse und ein besseres Verständnis als zusätzliche Daten zur Verfügung. Darüber hinaus gibt es häufig bedeutsame Informationen seitens der Interviewten, die vor bzw. nach dem Interview im informellen Gespräch geäußert werden. Diese schriftlich festzuhalten bildet für die spätere Analyse der Daten eine weitere wichtige Grundlage.

Der Leitfaden⁶⁸, der für die Untersuchung verwendet wird, dient nicht zur Vorstrukturierung eines Frage – Antwort – Schemas, sondern vielmehr als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze für den Interviewenden, indem er Hintergrundwissen thematisch organisiert. Für die Interviews bedeutet dies,

„... dass der Forscher/ Interviewer auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragemöglichkeiten verfolgen muss und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewverlaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemorientiertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen sollte.“ (Witzel 1982, 90).

Grundlegendes Merkmal für die Durchführung der Interviews ist Offenheit, was bedeutet, dass die/ der Interviewte frei antworten kann, ohne auf vorgegebene Antwortalternativen zurückgreifen zu müssen. Auf diese Weise können die Befragten ihre subjektiven Perspektiven und Deutungen offen legen und selbst Zusammenhänge sowie größere kognitive Strukturen im Interview entwickeln (vgl. Kohli 1978). Der Gesprächsleitfaden versteht sich als strukturgebende Anregung im Interview und nicht als rigides Instrument. Zudem bietet sich so die Möglichkeit, Probanden vergleichbar zu befragen, was wiederum notwendige Grundlage für die Auswertung und Interpretation sein wird.

5.2 Beschreibung des Forschungsfeldes in seiner Gesamtheit⁶⁹

Ausgangspunkt und Grundlage unserer Untersuchung war das bundesweit laufende Modellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“, welches interessierte und aktive Ältere

⁶⁸ Die erste Fassung des Leitfadens wird in Probeinterviews getestet und entsprechend be- und überarbeitet sowie an das Forschungsfeld/ den Gegenstand der Untersuchung angepasst. Der Leitfaden findet sich im Anhang.

⁶⁹ Die Darstellung basiert im Wesentlichen auf der Befragung von seniorTrainerinnen durch das Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG Köln), das für die Evaluation des Bundesmodellprojektes verantwortlich zeichnet .

für nachberufliches bürgerschaftliches Engagement qualifizieren will. Es ist in Kooperation mit zehn Bundesländern durchgeführt worden, wobei konkret in 35 Kommunen fast 1000 Seniorinnen und Senioren weitergebildet worden sind. Das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend hat dieses Programm 2002 mit der Absicht ins Leben gerufen, das „Erfahrungswissen älterer Menschen für die Gesellschaft einzusetzen und damit die öffentliche Anerkennung des Alters zu stärken“ (Ausschreibung BMFSFJ 2001). Es richtete sich vordringlich an diejenigen Senioren, die auch nach der Erwerbsphase aktiv sein wollen, bereits bürgerschaftlich engagiert sind und entsprechende Erfahrungen mitbringen oder aber sich „neu“ engagieren wollen. Interessierte konnten an einer Weiterbildung teilnehmen, die sie zur *senior*Trainerin qualifiziert. In der neu geschaffenen Rolle der *senior*Trainerin werden Ältere in verschiedenen Engagementbereichen aktiv und agieren u. a. als Berater und Unterstützer von Vereinen und Initiativen, Initiator und Anreger neuer Projekte sowie Vernetzer von bürgerschaftlichem Engagement.

Schwerpunkt dieser Weiterbildung war neben der Gewinnung neuer (Er)- Kenntnisse ebenso die Nutzung und Weiterentwicklung bereits vorhandener, im Lebenslauf gewonnener Erfahrungen (Erfahrungswissen), die sowohl aus dem individuell lebensweltlichen als auch aus dem beruflichen Kontext herrühren. Die Teilnehmer wurden dabei unterstützt, Kenntnisse über die Strukturen und Besonderheiten des Freiwilligenbereiches zu erwerben, sich „rollenspezifische“ Kompetenzen anzueignen und die für sie geeignete Handlungsform zu finden (ISAB - Schriftenreihe Nr. 84, 9 ff.).

Das Programm zielte dabei in zwei Richtungen: „zum eine möchte man – zunächst beispielhaft – die am Programm beteiligten Älteren in der *Wertigkeit* ihres Erfahrungswissens bestärken und andererseits möchte man Strategien entwickeln, damit ihr Wissen in die Gesellschaft insgesamt besser *hineinwirken* und für alle in größerem Umfang genutzt werden kann (Burmeister et al. 2005; ISAB - Schriftenreihe Nr. 91, 7 ff.). In diesem Sinne sollte ein Handlungs- und Strukturkonzept entwickelt werden, auf dessen Grundlage das Erfahrungswissen Älterer für Initiativen, Vereine und Einrichtungen im Freiwilligenbereich nutzbar gemacht werden kann und das zudem auf andere Kommunen innerhalb der Bundesrepublik übertragbar sein soll – auch und besonders nach dem Ende der Projektlaufzeit. Das Programm wollte so ein positives Altersbild befördern, die Einbindung Älterer in die Gesellschaft fördern, zur Weiterentwicklung der Bürgergesellschaft beitragen und eine gesellschaftliche Balance zwischen Alt und Jung unterstützen. Durch die Entwicklung und Erprobung eines innovativen Weiterbildungsangebotes sollte zudem eine

Fortbildungslücke im Bereich der Altenbildung und der Engagementförderung geschlossen werden (vgl. ISAB - Schriftenreihe Nr.84).

Das Forschungsfeld unserer Studie charakterisiert, dass Probandinnen und Probanden neben einer Vielzahl an Gemeinsamkeiten (wie für die Gesamtheit beschrieben) ebenso deutliche Unterschiede aufweisen und damit ein sehr heterogenes Feld darstellen. Die große Mehrheit von ihnen ist außerordentlich interessiert und motiviert, sich für die nachberufliche Lebensphase auch über den Weg einer Qualifizierung herausfordernde und sinnhafte Tätigkeitsfelder zu erschließen und auf diese vorzubereiten. Neben einer sinnvollen Aufgabe, die auch persönlich bereichern soll, steht der Wunsch nach Kommunikation, einem neuen und anregenden Umfeld sowie nach Bestätigung und Perspektiven im Vordergrund. Zentral dabei ist, sich im Feld des Ehrenamtes (bürgerschaftlichen Engagements) für das Gemeinwohl zu engagieren. Alle bringen ein reiches Erfahrungswissen aus ihrem ehemaligen Berufsleben, der Familie, Erziehung und Haushaltsführung mit und wollen dies in ihrer neuen Rolle als *seniorTrainerin* nutzbar machen.

Das Geschlechterverhältnis ist mit ca. 54% Frauen zu ca. 46% Männern relativ ausgeglichen, was für die Altersgruppe an sich als weniger repräsentativ gelten kann. Frauen sind etwas stärker vertreten, was einerseits dem höheren Frauenanteil in der Gesamtbevölkerung entspricht jedoch nicht der Geschlechterverteilung im freiwilligen Engagement; hier besteht eine genau umgekehrte Relation.⁷⁰ Deutliche Unterschiede existieren noch einmal zwischen den alten und neuen Bundesländern, als der Frauenanteil in den alten Ländern deutlich niedriger ist als in den neuen; dort sind etwa zwei Drittel der Teilnehmenden Frauen.

Am Programm sind weniger die älteren Senioren als vielmehr die sogenannten „Jungen Alten“ beteiligt. Kursteilnehmer sind in der Regel zwischen 55 und 75 Jahren alt, wobei die Mehrheit in der Altersgruppe der 60 bis 65 Jährigen zu finden ist (Durchschnittsalter ca. 61 Jahre). So besteht zwischen den Teilnehmenden eine durchschnittliche Altersdifferenz von 20 und mehr Jahren.

Von den Frauen lebt lediglich die Hälfte mit einem Ehe(Partner) zusammen, fast ebenso viele leben allein. Wiederum sind die männlichen Teilnehmer überwiegend verheiratet bzw. leben mit ihren Partnerinnen zusammen; nur etwa jeder Fünfte lebt allein.

⁷⁰ Die Freiwilligensurvey 1999 und 2004 weisen unter engagierten Senioren einen deutlich höheren Männeranteil aus (vgl. FWS 1999; 2004)

Das schulische Bildungsniveau der Probanden ist überdurchschnittlich hoch und hebt sich deutlich vom Durchschnitt der Bevölkerung insbesondere in dieser Altersgruppe ab. Die Mehrheit hat eine weiterführende Schule besucht, und gut 60% verfügen über das Abitur oder Fachabitur sowie einen Fachhochschul- und Hochschulabschluss. Ähnlich verhält es sich mit den beruflichen Tätigkeiten. Überwiegend sind (ehemalige) Angestellte und Beamte in den Kursen vertreten, wobei hingegen der Anteil der Arbeiter/ Facharbeiter sehr gering ist.

Neben Personen, die noch (teil)erwerbstätig sind, befindet sich die Mehrheit in der nachberuflichen Phase, dem Vorruhestand, ist berentet oder pensioniert. Einige sind von Arbeitslosigkeit betroffen bzw. in Arbeitsförderungsmaßnahmen beschäftigt, dies ist für die neuen Bundesländer besonders signifikant. Ähnlich steht es mit Erfahrung im Ehrenamt; die Mehrheit verfügt über profunde und jahrelange Erfahrung, andere sind mit diesem Bereich nur wenig oder nicht vertraut.

5.3 Erhebung der Stichprobe

5.3.1 Auswahlkriterien

Die Auswahl der Probanden orientiert sich im Sinne und Interesse der Forschungsfrage grundsätzlich an der Heterogenität unseres Forschungsfeldes. Der Zugang zur biographischen Vielfalt im Untersuchungskontext forderte eine Auswahl, die im Hinblick auf die bereits erhobene Datenlage der Gesamtstichprobe für wesentliche Merkmale repräsentativ ist.

Um mit der Teilstichprobe soziodemographische Merkmale zu erfassen, die den Kreis zukünftig als *senior* Trainerin Engagierter im wesentlichen charakterisieren, waren folgende soziodemographischen Kriterien, die aus dem standardisierten Fragebogen des ISG bereits bekannt waren, ausschlaggebend.⁷¹ Die Auswahl erfolgte im wesentlichen nach diesen Kriterien, was hinsichtlich der Realisierung der Interviews von der Mitarbeit und Gesprächsbereitschaft der Personen abhängig war.

a) Geschlecht der Probanden⁷²

Da sowohl Frauen als auch Männer bürgerschaftlich engagiert sind und als

⁷¹ Die Kriterien werden in Anlehnung an die vom ISG erhobenen Daten dargestellt (ISG: Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik).

⁷² Die Angaben beziehen sich nachfolgend jeweils zu den im Bundesmodellprogramm Tätigen.

seniorTrainerin aktiv werden, sind im Untersuchungsfeld beide Geschlechter vertreten. Da der Frauenanteil höher ist, werden mehr Frauen befragt.

b) Wohnort der Probanden

Der Personenkreis setzt sich aus 11 Bundesländern zusammen und lebt sowohl in den alten als auch in den neuen Bundesländern. Besonderer Wert wird für die Untersuchung darauf gelegt, Personen sowohl aus den alten als auch aus den neuen Bundesländern zu befragen, wobei nicht jedes Bundesland beteiligt ist.

c) Alter der Probanden

Eine Besonderheit des Forschungsfeldes besteht darin, dass es sich in der Gesamtheit um ältere Menschen handelt. Die Altersverteilung weist dennoch eine breite Streuung auf, die jüngste Befragte ist 52 und der älteste 78 Jahre alt, wobei das Durchschnittsalter bei 61 Jahren liegt. Diese Streuung findet sich anteilmäßig in der Stichprobe wieder.

d) Erwerbsstatus der Probanden

Über die Hälfte der Personen bezieht Altersrente oder Pension, wobei ein vergleichsweise hoher Anteil noch teilerwerbstätig bzw. arbeitslos ist. Entsprechend differenziert wird die Befragung erfolgen und insbesondere den Faktor Arbeitslosigkeit und frühzeitigen Berufsausstieg berücksichtigen.

e) Familienstatus der Probanden

Mehr als die Hälfte lebt mit (Ehe-) Partner zusammen. Hier fällt geschlechtsspezifisch auf, dass vor allem Frauen allein leben. Dies ist bei der Auswahl der Befragten berücksichtigt.

f) Bildungsniveau der Probanden

Das Bildungsniveau ist, gemessen an Schul- und Berufsabschlüssen, hoch und liegt über dem der Bevölkerungsstatistik. Dies spiegelt sich in der Stichprobe wieder, wiederum erscheint es für die Untersuchung bedeutsam, auch Personen zu befragen, die diesem Mittel nicht entsprechen.

g) Art der Erwerbstätigkeit der Probanden

Ein Großteil übte eine Leitungstätigkeit aus oder war als Führungskraft eingesetzt. Viele waren als Beamte und Angestellte tätig; Arbeiter gab es kaum. Die Bandbreite ist in der Untersuchung berücksichtigt.

h) Dauer der Erwerbstätigkeit der Probanden

Die durchschnittliche Erwerbsdauer in dem Personenkreis beträgt 33 Jahre, wobei es auch hier zum Teil deutliche Unterschiede zwischen Einzelnen gibt; diese finden sich in der Untersuchung entsprechend berücksichtigt.

5.3.2 Gewinnung der Probanden und Durchführung der Interviews

Für die *Auswahl und Gewinnung* der Interviewpartner für unsere Studie waren die bereits im Vorfeld festgelegten Kriterien maßgeblich. Der Zugang und Kontakt wurde in den meisten Fällen über hauptberuflich Tätige vermittelt, die im Modellprogramm entweder als Bildungsträger/ Kursleiter oder Mitarbeiter in den Agenturen tätig waren. Zusätzlich nutzte

die Forscherin offizielle Treffen und Termine, um potentielle Gesprächspartner direkt und persönlich anzusprechen und für ein Interview zu gewinnen. Zu einigen Befragten vermittelten auch bereits gewonnene Interviewpartner Kontakte. Alle Personen, die um ein Interview gebeten wurden, erklärten sich auch sehr schnell dazu bereit.

Ein *Standardisierter Biographiebogen*⁷³ ist genutzt worden, um die soziodemographische Datenlage des Feldes zuverlässig analysieren zu können. Die im Fragebogen quantitativ erhobenen Daten geben einen Überblick zu soziodemographischen Daten der Gesamtstichprobe und bilden die Grundlage für die empirisch gestützte Ziehung der Teilstichprobe. Entsprechend kann gewährleistet werden, dass bestimmte, für die Untersuchung relevante Merkmalskombinationen,⁷⁴ im Forschungsfeld vertreten sind. Für die Validität der Stichprobe ist nicht Repräsentativität, auf alle denkbaren Merkmale bezogen, Ausschlag gebend, sondern diejenigen Träger von Merkmalen, die für die Forschungsfrage relevant sind, werden hinreichend vertreten sein (vgl. ebd.; Kelle, Kluge, Prein 1993).

Mit den Befragten wurde jeweils vor dem Interviewtermin wenn möglich ein persönlicher, ansonsten ein telefonischer, Kontakt für ein Vorgespräch vereinbart. Hier wurde das Ziel des Interviews erläutert, die Vertraulichkeit des Gespräches sowie die Anonymisierung der persönlichen Daten zugesichert. Häufig wurde den Probanden auf Wunsch vorab der Interviewleitfaden zugesendet, damit sie sich mit den Fragebereichen vertraut machen und damit auf das Interview einstimmen bzw. vorbereiten konnten.

Es gab drei *Probeinterviews* mit Probanden, anhand derer der Leitfaden ein erstes Mal erprobt wurde. Im Ergebnis dieser Interviews wurden einzelne Fragen überarbeitet und der Leitfaden thematisch differenziert sowie erweitert.

Alle *Interviews* verliefen in sehr angenehmer Atmosphäre. In einzelnen Fällen fanden die Interviews in den Wohnungen der Befragten statt, zumeist jedoch in Räumen von Freiwilligenagenturen und Seniorenbüros. Alle Gesprächspartner waren außerordentlich gesprächsbereit und offen, was es der Interviewerin ermöglichte, auch sensible Themen (z.B. Trennung und Tod von Partnern und Kindern sowie Krankheit anzusprechen). In der Regel

⁷³ Dieser Fragebogen liegt bereits vor als Evaluationsergebnis des am EFI Programm beteiligten Forschungsinstitutes ISG Köln.

⁷⁴ Relevante Merkmale sind hier u. a.: Alter, Geschlecht, Ost/ Westsozialisation, familiäre Situation, Berufsbiographie sowie Ehrenamtserfahrung.

genügte ein Impuls, um das Gespräch in Gang zu setzen. Die Mehrheit der Befragten hatte sehr viel mitzuteilen, immerhin ging es im Durchschnitt um 50 bis 60 Jahre Lebensgeschichte. Die Interviews dauerten durchschnittlich zwischen 50 und 90 Minuten. Die transkribierten Interviewtexte sind allen Befragten im Nachgang noch einmal zugeschickt worden mit der Bitte um einen Kommentar und Ergänzungen bzw. Korrekturen, wenn dies notwendig erschien. Ungefähr die Hälfte machte von dieser Möglichkeit Gebrauch. Es wurden erneut Termine vereinbart, die in diesen Fällen allerdings ausschließlich telefonisch realisiert wurden. Korrekturen und neue bzw. differenzierte Erkenntnisse wurden von der Interviewerin aufgenommen und entsprechend verarbeitet und für die nachfolgende Interpretation berücksichtigt.

5.3.3 Beschreibung der Stichprobe

Nach den dargestellten Kriterien wurden für unsere Studie 21 Probanden ausgewählt, die an den Interviews teilgenommen haben. Es wurden 12 Frauen und neun Männer befragt, davon acht Frauen und fünf Männer aus den alten Bundesländern und fünf Frauen und drei Männer aus den neuen Bundesländern. Von diesen Frauen und Männern waren drei unter 55 Jahren alt sein, fünf zwischen 55 und 59 Jahren, acht zwischen 60 und 64 Jahren, drei zwischen 65 und 69 Jahren und zwei 70 Jahre und älter. Der älteste Teilnehmer war zum Zeitpunkt der Befragung 78 Jahre alt.

Ausgewählt wurden unter den Interviewpartnern 11 Personen, die zum Zeitpunkt der Befragung bereits berentet oder pensioniert waren (hier wurden auch Vorruhestandsregelungen berücksichtigt), vier Personen waren noch (Teilzeit) beschäftigt, vier waren arbeitslos und zwei im Haushalt und für die Familie tätig.

Von den Befragten lebten 11 in Ehen oder Partnerschaften, sieben (davon fünf Frauen) lebten allein, zwei lebten zusammen mit den Kindern und eine Person in einer anderen Familienform.

Unter den Interviewpartnern verfügen 11 Personen über einen Hochschul- oder Fachhochschulabschluss, sechs von ihnen haben die Realschule abgeschlossen, drei die Volks- oder Hauptschule, eine Person verfügt über keinen Bildungsabschluss.

Von den Befragten waren zehn Personen zwischen 30 und 40 Jahren erwerbstätig, vier arbeiteten zwischen 20 und 30 Jahren, drei haben über 40 Jahre gearbeitet, zwei Befragte waren zwischen 11 und 20 Jahren erwerbstätig und zwei arbeiteten bis zu zehn Jahren.

5.4 Auswertung der Daten

Die Auswertung der Daten, die durch die Transkription von 21 aufgezeichneten Interviews vorliegen, erfolgte methodisch in Anlehnung an das Verfahren der *Qualitativen Inhaltsanalyse* nach Mayring (siehe Ausführungen zu Forschungsdesign). Die von ihm entwickelte Vorgehensweise ermöglicht es, größere Informationsmengen, die aus einem Kommunikationszusammenhang stammen, Regel- und Theorie geleitet auswerten zu können.

Die Inhaltsanalyse geht systematisch in dem Sinne vor, als das vorliegende Material nicht frei interpretiert wird, sondern die Analyse nach expliziten Regeln abläuft. Diese Regel Geleitetheit soll es ermöglichen, dass die Analyse verstehbar, nachvollziehbar und überprüfbar ist. Das systematische Vorgehen zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Inhaltsanalyse Theorie geleitet vorgeht. Das Material wird unter einer theoretisch ausgewiesenen Fragestellung, in der vorliegende Studie ergänzt durch Theorie geleitete Kategorienbildung, analysiert. Insofern werden die Ergebnisse vor dem jeweiligen Theoriehintergrund interpretiert, ebenso sind die einzelnen Analyseschritte von theoretischen Überlegungen geleitet (vgl. Mayring 1997).

Drei Grundformen des Interpretierens sind nach Mayring differenzierbar: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung, die sich wie folgt beschreiben lassen.

Zusammenfassung

Ziel der Analyse ist es, das Ausgangsmaterial so weit zu reduzieren, dass wesentliche Inhalte erhalten bleiben und durch Abstraktion einen überschaubaren Korpus zu schaffen, der immer noch Abbild des Grundmaterials ist.

Explikation:

Ziel ist es, zu einzelnen Textteilen (Begriffen, Sätzen etc.) zusätzliches Material heranzutragen, welches das Verständnis erweitert und die entsprechende Textstelle erläutert und ausdeutet.

Strukturierung:

Ziel ist es, bestimmte Aspekte aus dem Material zu filtern, unter vorher festgelegten Kriterien einen Querschnitt durch das Material zu legen bzw. das Material aufgrund bestimmter Kriterien einzuschätzen (Mayring 1997, 58 ff.)

Für unseren Untersuchungskontext wurde, in Anlehnung an die bereits dargestellten Regeln, folgendermaßen vorgegangen.

1. Zunächst ist jeder vorliegende Interviewtext zusammenhängend gelesen worden, um ein erstes Bild zu gewinnen und gegebenenfalls Unklarheiten und Fragen festzustellen und zu kennzeichnen.
2. Mit der *Zusammenfassung*, dem ersten Analyseschritt, wurden neue Kurztexte geschaffen, die den Inhalt komprimiert zu einzelnen Bereichen⁷⁵ darstellen. Bei der Zusammenfassung wurden bedeutungsgleiche Textstellen gestrichen und abstrakte übergeordnete Paraphrasen geschaffen. Paraphrasen mit ähnlichem bzw. gleichem Gegenstand wurden gebündelt und im Ergebnis Individuen übergreifend zu bestimmten Fragen und Themen dargestellt.
3. Mit der *Explikation*, dem zweiten Analyseschritt, ist zu einzelnen Textteilen, die als isolierte Aussagen unverständlich waren, zusätzliches Material herangetragen worden. Aus dem so entstandenen zusätzlichen Informationskontext wiederum wurden erklärende Paraphrasen gebildet, die ergänzend zur jeweiligen Textstelle herangezogen worden sind. Kurztexte wurden daraufhin zu allen Aussagen erstellt bzw. ergänzt.
4. Mit der *Strukturierung*, dem dritten Analyseschritt, wurden alle Aussagen zu jeweils einer Fragestellung verglichen, wobei es um die inhaltliche Strukturierung⁷⁶ des Materials ging. Ziel der gewählten, dem Forschungsgegenstand entsprechenden, inhaltlichen Strukturierung war es, bestimmte Themen, Inhalte und Aspekte aus dem Material herauszufiltern und zusammenzufassen. Welche Inhalte aus dem Material extrahiert worden sind, ist im Vorfeld durch Theorie geleitete Kategorien bezeichnet worden.

⁷⁵ Die Bereiche orientieren sich im wesentlichen an den Fragen im Interviewleitfaden, die wiederum im Wesentlichen den Kategorien entsprechen.

⁷⁶ Ausgangspunkt der Strukturierung ist es, genau das Kriterium zu bestimmen, nach dem der Text analysiert werden soll. Denkbar sind nach Mayring vier mögliche Kriterien: das syntaktische Kriterium; das inhaltliche Kriterium, das semantische Kriterium sowie das dialogische Kriterium (ebd.).

6 Ergebnisdarstellung und Interpretation

6.1 Vorbemerkung

Die nachfolgende Ergebnisdarstellung basiert auf 21 Intensivinterviews, die in der Hauptuntersuchung von der Interviewerin durchgeführt wurden. Die erhobenen Daten wurden unter inhaltsanalytischen Gesichtspunkten ausgewertet. Es liegen aufgrund subjektiver Aussagen strukturierte Zusammenfassungen vor, die dem thematisch strukturierten Interviewleitfaden entsprechen und ausgehend von diesem inhaltlich gebündelt wurden. Die Interpretation schließt sich dem jeweiligen Themenkomplex aufgrund der großen Datenmenge unmittelbar an und soll so Verständnis und Nachvollziehbarkeit erleichtern.

Für die Darstellung der Ergebnisse werden folgende Daten genutzt:

- subjektive Aussagen von Befragten
- Individuen übergreifende Zusammenfassungen
- Exemplarische Passagen im Original - Wortlaut (Zitatbelege aus den Interviews)

6.2 Lesehinweis

Um das Lesen, insbesondere die Übersichtlichkeit, der umfangreichen Ergebnisse zu erleichtern, werden folgende Hinweise gegeben:

- Die entsprechend dem Interviewleitfaden behandelten Fragenbereiche (z.B. „Kindheit und Jugend“, „Aus- und Nachwirkungen des Krieges“) werden auch für die Darstellung der Ergebnisse zentrale Gliederungspunkte sein.
- Die dem Leitfaden zugrunde liegende interne Fragenchronologie wird zugunsten thematischer Strukturierungen vernachlässigt, d.h. Einzelfragen werden inhaltlich gebündelt.
- Für die Strukturierungen werden Aussagen der Interviewten grundsätzlich Individuen übergreifend dargestellt, dies ermöglicht den inhaltlichen Vergleich von Aussagen zu einem Thema.
- Die Aussagen und damit korrespondierende Informationen werden in paraphrasierter Form wiedergegeben.

- Um Strukturierungen und Zusammenfassungen für den Leser nachvollziehbar und anschaulich zu gestalten, werden zu den einzelnen Schwerpunkten jeweils beispielhafte wortgetreue Antworten aus den Interviews als Zitate angefügt⁷⁷.
- Dem jeweiligen Themenbereich der Ergebnisdarstellung folgt die Interpretation.

6.3 Ergebnisdarstellung: Kindheit und Jugend

Wie sind sie aufgewachsen, in welchen familiären Verhältnissen?

Wie haben sie die Kriegs- und Nachkriegszeit erlebt?

Was hat sie in dieser Zeit geprägt?

Die Befragten kommen mehrheitlich aus der Altersgruppe der zwischen 1930 und 1940 Geborenen. Daher trifft für sie alle, natürlich in unterschiedlichem Ausmaß, das Erleben des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit zu. Erfahren haben sie diese Zeit als Kinder und Jugendliche; insofern sind Kindheit und Jugend untrennbar mit dem Krieg als nachhaltig prägendem Ereignis verbunden, das verdeutlichen die Aussagen.

Viele lebten über Jahre allein mit der Mutter, den Geschwistern und Großeltern, da die Väter im Krieg umgekommen oder noch lange Jahre in Kriegsgefangenschaft waren. Nahezu alle sind mit Geschwistern aufgewachsen, es finden sich nur wenige Einzelkinder unter ihnen. Charakteristisch für die Befragten ist, dass sie während des Krieges und in der nachfolgenden Zeit ein sehr hohes Maß an Verantwortung für die Familie, der in der Regel der Vater fehlte, zu tragen hatten. Die Mütter, die weit gehend allein für die Versorgung der Familien zuständig waren, stellten für einen langen Zeitraum den familiären Mittelpunkt dar und waren trotz aller aufgebrauchten Energie zur Sicherstellung des Überlebens der Situation nicht immer voll gewachsen. Sie hätten sich allein und überfordert gefühlt und brauchten Hilfe und Unterstützung von der Familie; in der Regel waren dies vorrangig die eigenen Kinder.

Insbesondere die Frauen beschrieben, sehr gefordert gewesen zu sein. Viele mussten bereits sehr früh, ab dem Alter von sechs und sieben Jahren, häusliche und auch erzieherische Pflichten übernehmen. Das bedeutete zum Beispiel, auf kleinere Geschwister aufzupassen,

⁷⁷ Sämtliche auftauchenden Namen, geografischen und Ortsbezeichnungen werden aus Gründen der Anonymisierung der Daten und des Datenschutzes nicht ausgeschrieben und nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet bzw. durch eine Auslassung (...) gekennzeichnet. Unverständliche Passagen oder Aussagen, die für den Kontext nicht relevant sind, werden ebenfalls als Auslassung gekennzeichnet /.../.

diese zu betreuen und zu versorgen. Einige empfanden sich zum Teil als „Kindermädchen“ für die jüngeren Geschwister und beschrieben, dass sie sich gelegentlich ausgenutzt und überfordert gefühlt hätten. Wiederum hätten sie die Aufgaben auch bereitwillig, stolz und mit großer Ernsthaftigkeit übernommen, bedeutete dies doch nicht zuletzt eine wichtige Position innerhalb der Familie. Bereits als Kind wurde von ihnen erwartet und haben sie es gelernt, Verantwortung für die eigene Familie zu übernehmen und anderen, häufig Schwächeren, zu helfen. Sie waren mitverantwortlich, die Familie mit Lebensmitteln zu versorgen und im Extremfall in der Kriegs – und Nachkriegszeit das Überleben mit zu sichern. Es gab seitens der Familien die Erwartung an die Heranwachsenden, bereits früh selbstständig zu handeln, und in diesem Sinne wurden die meisten auch erzogen.

I 09/ w

„ ... und im Dezember ist unser Vater dann in (...) gefallen. Und da waren Mutter und die beiden Kinder allein. Und das hieß, dass unsere Mutter und die beiden Kinder eigentlich sehr selbstständig waren“

I 10/ w

„/.../ Anfang '39 kam mein Vater gleich zur Wehrmacht nach Kriegsausbruch, das heißt, ab meinem 6. Lebensjahr war mein Vater nicht mehr da. Es war so, dass ich eigentlich in diesen Jahren, so von 7 bis 14, diese sieben Jahre und dann auch in der Nachkriegszeit, da habe ich mich so als Versorger der Familie gefühlt. Und mein Vater, der eben auch größte Bedenken hatte, der hat immer gesagt, ich müsste auf die Mama aufpassen und ihr bei allem möglichen helfen. Also, er hat mich in so eine Rolle gedrängt, die eigentlich nicht kindgerecht ist, aber ich habe das alles sehr sehr gern getan, und ich war mächtig stolz.“

I 06/w

„Meine Mutter ging dann arbeiten, weil wir auch ein bisschen ärmlich waren, und ich hab' eigentlich immer auf meine Schwestern aufgepasst. Und das war so, dieses Helfen.“

Kindheit und Jugend wurden maßgeblich als Lebensphase charakterisiert, die aufgrund zahlreicher Verpflichtungen bereits früh Ernsthaftigkeit mit sich brachte. Die Interviews haben aber auch deutlich gemacht, dass es trotz allem das Gefühl des „Behütet Seins“ gegeben hat. Die Familie, im weiteren Sinne betrachtet, hätte Wärme und Fürsorge in dem Maße gegeben, wie es zur damaligen Zeit möglich gewesen sei.

I 12/ w

„Aber es war ein sehr schönes Zuhause, gerade weil wir auch so viele Geschwister waren. Die Eltern haben zwar viel von uns verlangt, auch viel Selbstständigkeit eben. Und wenn ich jetzt so an meine Eltern zurückdenke damals, wir hatten ja auch nur ein Zimmer im Gutshaus in den Nachkriegsjahren. Und da kommt heute noch so eine Wärme über mich, so eine Geborgenheit.“

I 04/ m

„Das war alles so /.../, ja, viel Elend ringsherum. Aber ich muss sagen, ich hatte trotzdem eine schöne Kindheit und Jugend. Ich hab’ mir schon meine Räume gesucht, und ich hatte auch Freunde. Und das war so alles dann auch in Ordnung.“

Bestimmend für die Lebensumstände Befragter der Jahrgänge 1930 bis 1940 war ein seit früher Kindheit und Jugend bestehendes Selbstverständnis, mit zu arbeiten und auf diese Weise zum Familienunterhalt/ -erhalt beizutragen. Als Kind und Jugendlicher wurde mit dafür gesorgt, dass sich die Familien ernähren konnten, indem man um Lebensmittel bettelte, auch stahl und „...mit auf’s Land ging, um Essbares zu ergattern“. Besonders galt dies offenbar für diejenigen, die durch den Krieg und aufgrund von Flucht und Evakuierung viel verloren hatten und quasi vor einem Neuanfang standen.

Kriegs- und Nachkriegszeit waren wesentlich von gegenseitiger Hilfe und Unterstützung geprägt, so sind „Arbeiten und Mithelfen“ als etwas Selbstverständliches erwartet und auch erlebt worden. Uneigennützigkeit wurde vor allem im unmittelbaren Lebensumfeld erfahren: innerhalb der damals existierenden Großfamilien. Man sei im Familienkreis, zu dem Großeltern und Verwandte für längere Zeit gehörten, zu Fleiß, Ordnung und Ehrlichkeit und dem Einstehen füreinander angehalten worden. Diese als „Grundwerte“ bezeichneten Eigenschaften wären eindrucksvoll vorgelebt worden und dabei Wegweisend für das eigene Leben gewesen. Einfluss auf die Erziehung hatten ebenso christlich – religiöse Werte und Normen, die zumindest für Eltern oder Großeltern noch bindend waren und den Heranwachsenden mitgegeben worden sind.

I 02/w

„Es war eigentlich immer ein Kampf um's Essen. Ich kann mich erinnern, dass ich mit meiner Mutter auf abgeerntete Felder gegangen bin, Roggen gesammelt habe, Ähren gesammelt habe, Kartoffeln gesammelt habe. Das ist mir so in Erinnerung.“

I 04/w

„Ich bin in einer Einzelbauernfamilie aufgewachsen, so dass mein Leben von Anfang an aus Arbeit bestand. Wir haben auf dem Feld arbeiten müssen, im Stall arbeiten müssen, ja, das war eigentlich meine Kindheit und Jugend.“

I 03/w

„Ich bin '41 geboren, bei den Großeltern groß geworden. Und ich glaube, geprägt hat mich seit frühester Kindheit die Geschichte, dass mein Großvater sehr darauf bedacht war, dass man ehrlich ist, arbeitet, ordentlich ist. Solche alten Grundwerte.“

I 08/ w

„Mich haben einfach geprägt die Bande, die in dieser Familie bestanden. Es war die Oma da, es war die Tante da, es war der Opa da. Und da die ganze Familie 1945 aus T. raus musste, hat aber die Familie es geschafft, einen Zusammenhalt zu bilden. Es war eine sehr schöne familiäre Atmosphäre, es half einer dem anderen.“

Die Mehrheit der Befragten hat Kriegsgeschehen als Kind oder Jugendlicher bewusst miterlebt. Zwei männliche Interviewpartner waren als Soldaten im Krieg und anschließend Kriegsgefangene. Das Heranwachsen vieler war geprägt vom unmittelbaren Erleben von Flucht und Vertreibung, dem Verlust von Angehörigen, dem Erfahren von Gewalt, Bombenangriffen und Fliegeralarm, Hunger und Tod. Das Leben der Familien bzw. der „Restfamilien“ bestimmte weit gehend die Hoffnung, vor dem Hintergrund der ständigen Bedrohungen zu überleben.

Nicht immer, so wurde geschildert, hätte man als Kind den „Ernst und die Gefahr“ in bestimmten Situationen in dem Ausmaß begriffen. Kindheit im Krieg hat neben Schrecken und Bedrohung ebenso bedeutet, dass es Momente von „Normalität“ gegeben hat. Gleichwohl seien Erinnerungen an grausame und schreckliche Erlebnisse durchaus präsent und machten

den Krieg bis in die Gegenwart alptraumhaft erlebbar, was im Einzelfall noch immer konkrete Ängste auslösen würde.

I 07/w

„Und wie ich dann wieder nach L. kam, wir mussten ja dann bei Fliegeralarm immer in den Keller runter. Und die Sirenen, die da immer heulten, die konnte ich noch viele viele Jahre hören /.../ immer, wenn irgendwie im Fernsehen Sirenen sind, da musste ich mir die Ohren zuhalten.“

I 03/w

„Als Kind war ich besonders schockiert /.../ es wurde das Außenlager in W. aufgelöst. Und die erscheinenden Leute, ich kann mich genau erinnern, die hatten diese gestreiften Dinger an. All das weiß ich ganz genau. Sie kamen ..., sie sahen so fürchterlich aus für so ein Kind. Ich dachte, die hätten Schlafanzüge an.“

I 12/ w

„Also, wir lebten ja auf dem Land. Und Bombenangriffe, das Heulen der Sirenen; das habe ich so nicht erlebt. Aber ich habe furchtbar in Erinnerung den Durchmarsch der Roten Armee. Ich kann mich noch an eine Szene erinnern, da saßen wir, und da haben sie uns mit dem Gewehr bedroht, dass wir ihnen etwas zu trinken geben, sonst würden sie uns erschießen. Da hatte ich Angst.“

I 02/ w

„Das war, diese ganzen Leichentransporte, die dann kamen auf den Bahnhöfen an, ich bin in H. aufgewachsen. Dann waren wir als Kinder immer da, wenn die Züge kamen, und dann wurden die immer raus geschmissen und dann weggefahren. Also, das war nicht so gut. Das habe ich heute immer noch so vor Augen, wie das da so abgelaufen ist.“

I 03/m

„Dann das Wehrbezirkskommando, die haben mir geraten, auf die Flugschule zu gehen. Das klappte mit der Schule, da war ich 14 Monate, da auch schon die ersten Berührungen gehabt, Fronteinsatz /.../. Dann haben wir noch eine kurze Ausbildung bekommen als Infanterie-Pioniere, und dann bin ich an die Front.“

Der Verlust von Heimat, vertrauter Umgebung, nahen Menschen und Freunden kann als grundlegende Erfahrung der Mehrheit gelten. Einige sind ausgebombt worden und haben so ihr Zuhause verloren, andere wurden evakuiert, einzelne sind geflüchtet. Nicht alle konnten bei den Eltern oder anderen Familienangehörigen bleiben. Vor allem diejenigen, die in Großstädten lebten, wurden als Kinder allein oder mit Geschwistern evakuiert und sind bei Verwandten oder auch Fremden in Sicherheit gebracht worden. Viele Familien kamen aus dem ehemaligen Hinterpommern, aus Schlesien und Tschechien. Sie siedelten sich im Osten und Westen Deutschlands neu an und wechselten zum Teil später noch einmal vom Osten in den Westen.

Es gab unterschiedlichste Neuanfänge. Einigen war es möglich, bei Verwandten ein vorläufig neues Zuhause zu finden. Häufig war keine unmittelbare Unterstützung durch Familienangehörige möglich, so dass ein kompletter Neubeginn in der Fremde bewältigt werden musste. In diesen Fällen gab es in der Regel weder freundliche Aufnahme noch Unterstützung sondern vielmehr Ablehnung, Fremdenhass und in der Folge Isolation. Weniges an gewohnter Lebensführung, gerade auch in materieller Hinsicht, war selbstverständlich. Als Kind erlebte man Fremde(s) und eigenes Fremdsein, keinerlei Dazugehörigkeit, fand schwer Anschluss und Gemeinsames, dies betonten Befragte wiederholt. Im Einzelfall löste dies Unsicherheit und Misstrauen anderen gegenüber aus; führte zu Einzelgängertum und (Über) Vorsichtigkeit Fremden gegenüber, und es blieben Gefühle von Heimatlosigkeit und Entwurzelung

I 04/m

„ /.../ als ich drei Jahre alt war, da ist mein Vater gefallen. Ja, und wir kommen aus S., da musste meine Mutter mit mir flüchten.“

I 01/ w

„Mich hat geprägt, dass meine Eltern Flüchtlinge sind. Das Gefühl, das sind schon Menschen, die irgendwo entwurzelt sind. Es war immer eine Sehnsucht da und immer das Gefühl /.../ nach einem Zuhause, das wir so nicht hatten.“

I 03/ w

„Die Flucht oder besser gesagt die Vertreibung von S. nach L. mit dem Ziehwagen /.../ und nur Mutter und Großmutter /.../ .Man war nicht so behütet. Man musste sich immer beweisen.

Die M. haben die Vertriebenen nicht mit offenen Armen empfangen. Wer nimmt Vertriebene mit offenen Armen auf? Das war alles kompliziert. Und ich glaube, dadurch hat man so eine konkrete Sicht auf die Realität und nicht so eine schöne Sicht: so, wie es ist.“

I 14/ w

„Da war einschneidend, dass die Eltern uns erst mal an unterschiedliche Familien gaben, weil es ja keine Wohnungen gab. Und wir waren ja relativ jung, für meine Geschwister war es noch schwieriger als für mich, ich war immerhin sieben /.../ . Es waren immerhin fremde Familien, Menschen, die man nicht kannte. Es war alles fremd, und es war von einem Tag auf den anderen. Man war vollkommen isoliert, ohne Eltern und in einer fremden Umgebung.“

I 02/ m

„Die damaligen Verhältnisse waren gekennzeichnet durch eine Reihe von Einschränkungen im materiellen und sozialen Bereich. Ich bin groß geworden in einer Zeit, wo wir diese Fülle, die wir heute haben im Konsum, nicht hatten.“

I 13/ w

„Wir sind ja `45 evakuiert worden. Wir lebten da in einem kleinen Dorf, und es war eben auch Fremdenhass. Ich bin dann in die Schule gekommen, und die ganzen Flüchtlingskinder waren zu Anfang mehr oder weniger Außenseiter. Ich kann mich erinnern, dass sie zu Anfang hinter mir hergelaufen sind und ‚Saupreuß‘ gerufen haben. Das legte sich natürlich im Laufe der Zeit, da war man dann auch integriert. Zum Beispiel haben auch Geschäftsinhaber nichts verkauft an die Flüchtlinge. Ich war ja fünf Jahre alt, und das sind so einschneidende Sachen, das kriegt man schon mit.“

Die Mehrzahl der Befragten betont, in der Zeit kurz nach Kriegsende und besonders auch in der folgenden Nachkriegszeit, den Zusammenhalt der vom Krieg Betroffenen als etwas positives und ermutigendes erlebt zu haben. Sich miteinander und für andere zu solidarisieren sei innerhalb und außerhalb des Familienkreises selbstverständlich gewesen; so hätte man sich auch unter Nachbarn und im weiteren Freundes – und Bekanntenkreis intensiv unterstützt. Das uneigennützig Helfen untereinander, die Unterstützung Schwächerer und Bedürftiger, ob als Nutznießer innerhalb der Familie oder seitens der eigenen Familie für andere, hat die eigene Entwicklung stark geprägt, so die Einschätzung vieler. Früh wurde

erfahren, vorgelebt und selbst gelernt, was es heißt, nicht nur für sich selbst sondern auch für andere/ fremde Menschen (mit) verantwortlich zu sein.

I 12/ w

„Und als wir dann `46 hierher nach M. kamen, da hat sie sich auch gleich verantwortlich gefühlt. Sie war ja musikalisch vorgebildet, und sie spielte dann eben die Orgel. Und die ganzen Flüchtlingskinder, das war ja nicht einfach, die zu beschäftigen, und da fühlte sie sich auch wieder verantwortlich. Und da mussten wir natürlich auch mithelfen, wie waren als Kinder auch dabei, das war selbstverständlich.“

I 03/ w

„Engagiert haben sie sich alle. Die haben sich engagiert, dass alle überlebten, also Solidarität. Die aus einer Ecke kamen, haben sich getroffen und haben geholfen.“

Einige der befragten Frauen haben Eltern sehr früh verloren bzw. längere Phasen der Krankheit miterlebt. Der Verlust war nicht auf den Krieg bzw. die Kriegsauswirkungen zurück zu führen. Betroffene waren in dieser Situation im Durchschnitt zwischen 12 und 19 Jahren alt und befanden sich in der Schulausbildung oder im Studium.

Beschrieben wurde diese Lebenssituationen mit Gefühlen großer Trauer und Einsamkeit. Rückblickend wurde eingeschätzt, dass man zu der Zeit sehr stark beansprucht war, noch mehr Pflichten übernehmen musste und sehr früh zu Selbstständigkeit und Verantwortungsübernahme angehalten worden ist. Nicht selten wurden diese Phasen als Überforderung erlebt, die zum Teil lange nachwirkte. Notwendige Hilfe und Unterstützung aus dem familiären oder schulischen Umfeld hat es nicht in jedem Fall in ausreichendem Maße gegeben.

I 01/ w

„Vor dem Abitur ist sie auch schon an Krebs erkrankt, ganz schwer. Dann ging es ziemlich bergab. In der Zeit als meine Mutter erkrankte, war ich in der 11. Klasse. Und in der Schule, die kriegten gar nichts mit. Das darf es eigentlich nicht sein.“

I 14/ w

„Dann starb meine Mutter leider sehr früh mit 43 Jahren, das heißt, ich war gerade 12. Und ich hatte dann wiederum Pflichten für die Familie zu übernehmen. Das war ja vorher auch schon so, weil sie sehr krank war. Ich hatte immer schon helfen müssen, war immer in der Verantwortung, und das war auch wieder eine Überforderung.“

I 08/ w

„Aber mit 14 habe ich beide Eltern verloren. Und das war für mich natürlich ein total einschneidender Punkt, zumal jetzt auch die Familie allmählich auseinander driftete. Und es war eben so, dass ich durch diese Erlebnisse, die sich da innerhalb von einem halben Jahr abspielten, sehr selbstständig im Denken und im Handeln war. Ich nahm an, dass ich mit 14 im Grunde genommen fertig entwickelt war, so hatte ich damals gedacht. Ist natürlich ein totaler Fehler.“

I 04/ w

„Den ersten Einschnitt gab es eigentlich mit dem Tod meines Vaters, da war ich gerade beim Studium /.../. Und da bin ich das erste Mal dem Tod so richtig begegnet, weil er dann in der Zeit eben gestorben ist. Aber das war ein tiefer Einschnitt für mich, weil ich ja noch ziemlich jung war und damit noch gar nicht konfrontiert war.“

6.3.1 Interpretation

Unsere Untersuchung geht davon aus, dass (auch) Entscheidungen im höheren Alter, in dem sich die meisten Befragten befinden, im Wesentlichen auf der Grundlage früher Sozialisationserfahrungen getroffen werden (vgl. u. a. Erikson 1973; Kohli 1978; Rosenmayr 1978; Oerter/ Montada 2002). Um das Leben, insbesondere Lebensentscheidungen im Alter nachvollziehen und verstehen zu können, bedarf es einer Betrachtung des gesamten Lebenslaufs aus biografischer Perspektive (ebd.). Prägungen aus Kindheit und Jugend sind vor diesem Hintergrund außerordentlich bedeutungsvoll und für die Forschungsfrage von Interesse.

Da die Befragten mehrheitlich der Altersgruppe der zwischen 1930 und 1940 Geborenen angehören, trifft für sie alle, natürlich in unterschiedlichem Ausmaß zu, als Heranwachsende den Zweiten Weltkrieg und die Nachkriegszeit als historische Ereignisse erlebt zu haben.

Vor diesem Hintergrund scheint es sinnvoll, im Kontext des Forschungsfeldes von *Generation* zu sprechen, wobei der Generationenansatz nicht verabsolutiert werden soll. Grundsätzlich gilt das Verständnis, „...dass sich eine Generation in ihrer spezifischen Art des Erlebens, Denkens und Agierens auf ein gemeinsames Repertoire an zeitgemäßen Standards sozialen Verhaltens stützt ...“ (Wouters 1979, 57). Davon ausgehend wird es Hinweise auf Entwicklungen u. a. von Wertmaßstäben, Verhaltensstandards und Umgangsnormen geben, für die bestimmte Lebensumstände konstitutiv waren (ebd.). Die Ergebnisse der Interviews in der vorausgegangenen Darstellung veranschaulichen eindrucklich, in welchem Ausmaß die Erlebnisse der Kriegs – und Nachkriegszeit als subjektiv prägend wahrgenommen und eingeschätzt wurden und wie sehr Erinnerungen daran auch aktuell nach wie vor präsent sind.

Für den Untersuchungskontext kann nachweislich davon ausgegangen werden, dass sich die Befragten mit ihrem Kriegs – und Nachkriegserleben gleich bzw. ähnlich historisch verankern und über wesentliche Gemeinsamkeiten verfügen. Nahezu übereinstimmend wurde der Krieg mit seinen Auswirkungen und Folgen als großes persönliches und familiäres Leid sowie als plötzlicher Bruch in der gewohnten und vertrauten Lebensführung geschildert. Daraus resultieren sehr wahrscheinlich Prägungen, die nicht zuletzt mit Ausschlag gebend dafür waren/ sind, dass sich alle Befragten in ihrem Leben ehrenamtlich/ bürgerschaftlich engagieren.

Entwicklungsaufgaben, die aus entwicklungspsychologischer Sicht an Personen in einem bestimmten Lebensabschnitt gestellt werden, definieren vorgegebene Anpassungs– und Entwicklungsprobleme, denen sie sich im Laufe ihres Lebens stellen müssen (vgl. u. a. Havighurst 1972). Für die Studie wird deutlich, dass die Befragten in ihrer Kindheit und Jugend mit weitaus mehr und anders gearteten Anforderungen und Aufgaben konfrontiert worden, als es eigentlich der Kindheit und Jugend zukommt und für diese Zeit typisch ist; dies kann als eine wesentliche Aussage der Befragung zu diesem Schwerpunkt gelten.

Im Sinne der Forschungsfrage ist hier besonders von Interesse, ob und in welchem Ausmaß Persönlichkeit vor diesem Erfahrungshintergrund geprägt wurde und wie sich bereits in dieser Lebensphase Sinnquellen für zukünftiges ehrenamtliches Handeln entwickelt und herausgebildet haben.

Brandstätter stellt in seinem Konzept der *Passung zwischen individuellem und sozialem System* (vgl. Brandstätter 1982) dar, dass es in der Regel ein Arrangement zwischen

Individuum und Umwelt entsprechend der anstehenden Entwicklungsanforderungen gibt. Für den Untersuchungskontext wird die Überlegung einer im Einzelfall fehlenden Passung angestellt; diese bezieht sich auf bestehende Diskrepanzen zwischen Entwicklungszielen – und Potenzialen und den gesellschaftlichen und familiären Entwicklungsanforderungen. Die Literatur zeigt (ebd.), dass es in der Konsequenz je nach Einfluss verschiedener Umweltfaktoren und der eigenen Persönlichkeitsstruktur sowohl zu Entwicklungsproblemen als auch zur Stabilisierung und Ausprägung der Persönlichkeit kommen kann. Für die Forschungsfrage ergibt sich bereits hier ein wichtiger Hinweis darauf, dass Befragte gerade aus ihrer sehr ambivalenten Rolle als Kinder und gleichzeitig Miternährer/ Verantwortliche in der Familie Persönlichkeitseigenschaften entwickelt haben, die für späteres Engagement maßgeblich waren.

Die während des Krieges und in der Nachkriegszeit enorm hohe Verantwortungsübernahme galt für die Frauen der Untersuchung in besonderer Weise. Es wurden hier Anforderungen vorweggenommen, denen die Mädchen nicht gewachsen waren. Heranwachsende, zumal Kinder, brauchen stabile und verlässliche familiäre Strukturen, innerhalb derer sie kindgemäß Vertrauen und Bindung aufbauen und entwickeln können und ebenso kindgemäß gefordert werden (ebd.). Für das Forschungsfeld hingegen zeigt sich, dass dies innerhalb der damals bestehenden und funktionierenden Großfamilien durchaus gegeben war, es jedoch Aufgaben und Pflichten gab, die in ihrem Ausmaß, ihrer Verbindlichkeit und Ernsthaftigkeit Erwachsenen, aber nicht Heranwachsenden, entsprochen haben. Nahezu ausnahmslos alle Betroffenen haben sehr früh erfahren und gelernt, was es heißt, für andere Menschen (sowohl Familienangehörige als auch Fremde) *mitverantwortlich* zu sein. Diese Verantwortlichkeit ist nach heutigem Verständnis weniger als erzieherische Maßnahmen zu verstehen, mit denen Heranwachsende auf zukünftige Anforderungen vorbereitet werden, die wiederum grundlegend für Entwicklungsaufgaben im Erwachsenenalter sind (vgl. Baacke 1983, 1992). Eher hatten sie den Charakter so genannter Ernstsituationen, denn es ging in Krieg und Nachkrieg weniger um erzieherisch sinnvolles Probehandeln, wo das Erledigen oder Nichterledigen von Pflichten nur rein theoretische Konsequenzen nach sich zieht. Ziel war es für die Kinder und Jugendlichen, das Überleben der (Rest-) Familien mit sichern zu helfen und hierfür eigenständig bzw. mitverantwortlich zu sein.

Einerseits lassen sich die Pflichten, wie bereits beschrieben, als Diskrepanz zu den eigentlichen Entwicklungsaufgaben verstehen. Wenn sie ausschließlich in dieser Weise von den Betroffenen erlebt worden wären, so wären vielleicht nachfolgende

Entwicklungsstörungen plausibel gewesen. Davon kann im Forschungsfeld jedoch nicht die Rede sein. Eher scheint zutreffend, dass die übertragenen Aufgaben und deren Erfüllung als Möglichkeit einer komplexen und selbst bewussten Identitätsbildung genutzt worden sind. Diesen Prozess unterstützte sicherlich auch das Empfinden, von der Umwelt (z.B. innerhalb der Familie) akzeptiert und anerkannt worden zu sein in dem Sinne, dass man bereits als Heranwachsender wichtige Aufgaben erfüllte und dementsprechend ernst genommen wurde. Thurnwald spricht vor diesem Hintergrund von Beziehungen zwischen Eltern und Kindern, die auf einer vertrauensvoll partnerschaftlichen Ebene basieren (vgl. Thurnwald 1948).

Dies unterstreicht für das Forschungsfeld noch einmal, wie früh (Lebensalter/ Entwicklungsphase) der Einzelne ein Selbstbild entwickelt hat bzw. Voraussetzungen dafür bestanden haben, welches in eine bestimmte Richtung geprägt wurde. Die Heranwachsenden nahmen sich nicht nur als handelndes Subjekt wahr, z.B. als Lebensmittelbeschaffer für die Familie. Darüber hinaus entwickelte sich bereits die Wahrnehmung, im Prozess des Handelns ebenso für andere wichtig zu sein, wichtige Aufgaben zu übernehmen und große Bedeutung für das Überleben der Familie zu haben. Aussagen stützen diese Ansicht, wenn z.B. davon die Rede ist, dass auch „schwere“ Aufgaben gern und bereitwillig übernommen wurden, man stolz gewesen und sich der Ernsthaftigkeit und Bedeutung seines Tuns bewusst gewesen sei, dafür auch Lob und Anerkennung bekam

Das Erfahren eigener Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit (hier bezogen auf Hilfeleistungen) traf offenbar in günstiger Konstellation damit zusammen, in eben dieser Weise von der Umwelt wahrgenommen und behandelt worden zu sein: für Heranwachsende m.E. eine durchaus bemerkenswerte und eher ungewöhnliche Feststellung. Nach Hurrelmann gilt dies als eine notwendige Voraussetzung, ein stabiles und kontinuierliches Selbsterleben aufbauen zu können, was wiederum über Belastbarkeit und Entfaltungsmöglichkeiten in der weiteren Persönlichkeitsentwicklung mit entscheidet (vgl. Hurrelmann 1994).

Für die späte Kindheit ist ebenso charakteristisch, dass sich Wissen, Moral und Wertorientierungen aber auch erste Schritte zur sozialen Kooperation mit Altersgleichen entwickeln (vgl. Oerter 1985). Die Studie zeigt anschaulich, dass mit den beschriebenen Pflichten und Hilfeleistungen in Kindheit und Jugend wesentliche Impulse gesetzt wurden, um Moral und Wertorientierungen in einer Art zu entwickeln, die maßgeblich späteres Engagement mit begründet und geprägt haben. Das Selbstverständnis, anderen Menschen und häufig Schwächeren zu helfen und dabei zu erleben, dass diese Hilfe gebraucht und

wertgeschätzt wird sowie schwierige Situationen entlasten oder verbessern hilft, hat sicherlich entscheidend dazu beigetragen, früh Maßstäbe für späteres Gemeinwohl orientiertes Handeln im Forschungsfeld zu setzen.

Dabei waren die Hilfeleistungen in der Regel keine „Einzeltaten“, sondern bedurften der genauen Absprache, Vorbereitung und Unterstützung anderer; es war also kooperatives Miteinander gefordert. Eine Besonderheit war dabei, dass als „Kooperationspartner“ weniger Gleichaltrige in Frage gekommen sind, wie dies eigentlich der Lebensphase entsprechen würde. Eher nahmen Erwachsene, häufig Familienangehörige, diese Position ein. Dies illustriert für das Forschungsfeld, dass die Heranwachsenden eine besondere, der Not entsprechend relativ gleich berechnigte, Rolle im Lebenszusammenhang der Erwachsenen gespielt haben. Sie waren quasi weniger aus dem Erwachsenenleben herausgelöst und als Kinder behandelt, als dies in der Gegenwart der Fall ist (vgl. Preuss-Lausitz u. a. 1995). Diese Erfahrung der gleich berechnigten und ernsthaften Kooperation zumal mit Älteren und Erfahreneren, wird den Einzelnen nachhaltig im Sinne von Engagementbereitschaft- und insbesondere der Befähigung dazu, geprägt haben.

Charakteristisch insbesondere für die späte Kriegs- und folgende Nachkriegszeit war es, dass sich „Restfamilien“ zusammen fanden und im großen Familienverband gemeinsam die Nachkriegszeit bewältigten. Nicht selten waren die Großeltern, z.B. bei Verlust der Eltern, mit integriert und übernahmen wichtige Erziehungsaufgaben. Vorgelebt wurden Werte wie Fleiß, Ordnung, Ehrlichkeit und Hilfsbereitschaft, die in der Familie hohen Stellenwert hatten und an die Kinder/ Enkel weitergegeben wurden. Damit hat eine für die Heranwachsenden wichtige, in diesem Fall die familiäre Bezugsgruppe, klare Standards gesetzt. Diese Standards galten sowohl innerfamiliär als auch für soziale Beziehungsnetze außerhalb der Kernfamilie. Sicherlich wurden so Orientierungs- und Haltepunkte gegeben, die zunächst einmal der besonderen Situation der Nachkriegszeit entsprachen und dementsprechend ihre Bedeutung hatten. Ebenso bedeutete dies Impulse für die weitere Entwicklung der Persönlichkeit, was vor allem moralische und Wertvorstellungen betrifft. Auch hier finden sich wieder Ausgangspunkte für Prägungen, die sehr wahrscheinlich für nachfolgendes Engagement bedeutsam waren.

Erziehung spielte sich für die Befragten zwischen zwei Polen ab, die wesentlich auf die besonderen Umstände der Kriegs- und Nachkriegszeit zurückzuführen waren und weniger auf besonders liberale, antiautoritäre bzw. autoritäre Erziehungsstile. Zum einen wurden die

Heranwachsenden aus der gemeinsamen Notsituation heraus zu Selbstständigkeit (Hilfeleistungen) angeregt und aufgefordert, was ihnen gewissermaßen autonomes Handeln ermöglicht hat. Gleichzeitig gab es wahrscheinlich nahezu autoritäre Richtlinien, die zur Übernahme von Verantwortung und dem Einhalten gewisser Regeln verpflichtet haben.

Die Sozialisationsbedingungen, unter denen diese Generation aufgewachsen ist, erscheinen in mancherlei Hinsicht durchaus widersprüchlich und ambivalent. Die von Preuss – Lausitz aufgestellte These vom „Kontroll – Loch“ ist vor diesem Hintergrund interessant: im Gegensatz zur damals typischen „autoritär – patriarchalischen Sozialisationswelt“ geht man hier davon aus, dass es für Heranwachsende ein hohes Maß an Eigenständigkeit und selbst verantworteter Eigentätigkeit gepaart mit einer vielfach unkontrollierten Offenheit gab (vgl. Preuss – Lausitz 1995). Für das Forschungsfeld wird vermutet, dass ein relativ ausgewogenes Miteinander beider Seiten bestanden hat und damit eine gute Balance zwischen individuellen Spielräumen und verbindlichen Strukturen existierte. Erklärbar wäre so die Bildung und Entwicklung von Persönlichkeit in dem Sinne, als Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung besteht; Verantwortungsübernahme jedoch unter der Voraussetzung, weitgehend selbstständig und autonom handeln zu können. Insbesondere der letztgenannte Aspekt hat für das Untersuchungsfeld im Hinblick auf Engagementaktivitäten besondere Bedeutung und wird noch ausführlich diskutiert werden.

Das Bewusstsein, selbst helfen zu können und innerhalb der Familie füreinander einzustehen, ist von den Befragten mehrheitlich als etwas Besonderes erlebt und als wesentliche Prägung der Kindheit zugeschrieben worden, dies wurde bereits kommentiert. Darüber hinaus existiert ein weiterer Aspekt, der in fast allen Gesprächen deutlich hervorgehoben wurde.

Erneut ging es darum, sich miteinander und für andere zu solidarisieren; in diesem Fall war jedoch nicht das innerfamiliäre Engagement gemeint, sondern ausschließlich die Hilfe nach außen, für Fremde. Viele haben als Kinder und Jugendliche in der Nachkriegszeit erlebt, dass sich Menschen, die weder familiär verbunden, noch miteinander bekannt oder befreundet waren, in vielfältiger Weise unterstützt haben. Auf diese Weise sicherte man gemeinsam das Überleben und Weiterleben; die Heranwachsenden waren auch hier teilweise mit einbezogen bzw. erlebten zumindest die Selbstverständlichkeit dieses Tuns. Erfahren wurde offenbar, dass Hilfe außerhalb des Familien und - Freundeskreises ebenso selbstverständlich sein kann wie innerhalb vertrauter Kreise und dass schwierige Lebenssituationen unter ähnlich Betroffenen gemeinsam gut zu bewältigen sind.

Dies kann durchaus richtungweisende Eckpunkte gesetzt haben, die für spätere Engagement Tätigkeiten im Forschungsfeld typisch sind: der Aufbau von Netzwerken mit ähnlich Betroffenen, um Krisen und Problemlagen gemeinsam besser bewältigen zu können.

Bekannt ist, dass der Verlust von Heimat, Vertrautem und Vertrauten sowie das Erleben von Fremde und Fremdsein als radikaler Einschnitt in die gewohnte Lebenswelt Betroffener, zumal von Heranwachsenden, gilt. Für das Untersuchungsfeld treffen diese Erfahrungen aufgrund des Kriegserlebens in besonders drastischer Weise zu. Was aus diesen Erfahrungen in der Konsequenz für die eigene Lebensführung und dabei insbesondere für persönliches Engagement erwuchs, bleibt weitgehend spekulativ und soll dennoch mit Blick auf die Forschungsfrage diskutiert werden.

Möglicherweise resultieren gerade aus dem Erleben des Alleingelassen, Abgewiesen und Nichtintegriert Werdens Strategien für eigenes (zukünftiges) Verhalten. Es wird für Betroffene vielleicht umso bedeutsamer, sich Partner und Gemeinschaft zu suchen, um sich auf diese Weise zu integrieren und Zugehörigkeit zu erleben. Wahrscheinlich ist, dass die Erlebnisse langfristig nicht im negativen Sinne nachhaltig waren, als sich daraus persönliche Einschränkungen ergeben hätten. Denkbar wären dahingehend Kontaktschwierigkeiten zu anderen (fremden) Menschen, oder die Angst sich (räumlich) zu verändern und letztlich Entscheidungen im Leben zu treffen, die Vertrautes und Bewährtes in Frage stellen.

All dies trifft nach Kenntnislage der Interviewerin auf das Untersuchungsfeld, insbesondere auf die betroffenen Personen, nicht zu. Eher Gegenteiliges scheint hier charakteristisch zu sein. Kennzeichnend sind Kontaktfreude, Offenheit und eine gewisse Unkompliziertheit im Umgang miteinander und mit anderen/ Fremden. Dazu kommt ein hohes Maß an Flexibilität im Lebenslauf in dem Sinne, als vielfach grundlegende Veränderungen im privaten und auch beruflichen Bereich erfolgt sind, die häufig auf Eigeninitiative gründeten und ernst zu nehmende Herausforderungen darstellten. Darüber hinaus suchten und suchen sich Befragte in schwierigen (persönlichen) Situationen Gleichgesinnte bzw. ähnlich Betroffene, um einander helfen zu können und Probleme gemeinsam zu bewältigen. Möglicherweise gelingt das Aufeinanderzugehen auf andere (fremde) Menschen mit mehr Selbstverständnis und Zielgerichtetheit sowie einem guten Maß an Pragmatismus und Realismus; denkbar ist, dass die beschriebenen Erfahrungen dafür mit Auslöser gewesen sind. Auch hier sind sehr wahrscheinlich Ausgangspunkte für späteres Engagement in dem Sinne zu finden, als die

genannten Eigenschaften Engagement (mit) ermöglichen und es in besonderer Weise befördern (können).

6.4 Ergebnisdarstellung: Schule und Ausbildung

Wie haben sie ihre Schul- und Ausbildungszeit erlebt?

Auf welche Weise haben sich Krieg und Nachkriegszeit ausgewirkt?

Das Erleben der Schulzeit ist sehr stark davon geprägt, welchem Jahrgang die Befragten angehören und wie die familiären Verhältnisse beschaffen waren. Insbesondere die zwischen 1935 und 1940 Geborenen haben Schule zum Teil noch während des Krieges und der unmittelbaren Nachkriegszeit erlebt. Dies bedeutete in der Regel eine unzureichende und mangelhafte Ausbildung und lange nachwirkende Einschränkungen und schlechtere Startbedingungen für den weiteren Werdegang. Zunehmend verlor der Schulalltag für die Betroffenen an Normalität und Geordnetheit. Vor allem die Zeit kurz nach dem Krieg war Befragten noch sehr deutlich in Erinnerung. Charakteristisch für Schulen seien chaotische Verhältnisse, traumatisierte Lehrer und nur eingeschränkte Lernmöglichkeiten gewesen. Für männliche Befragte der älteren Jahrgänge verhinderte der Krieg und insbesondere das Soldat sein mit anschließender Kriegsgefangenschaft eine solide und abgeschlossene Schulausbildung oder schränkte diese zumindest ein.

I 04/ m

„Ja, es war alles entsprechend chaotisch und verworren. Wir hatten Lehrer, die waren total traumatisiert. Ich weiß es heute erst, damals hat man das nicht so wahrgenommen. Aber sie haben immer nur vom Krieg erzählt: Tiefflieger von rechts und Tiefflieger von links. Wir waren natürlich fasziniert: jetzt erzählt er wieder. Aber das war kein Lernen, das war wirklich auch chaotisch.“

I 07/w

„Ja, unsere Schule, die war ja auch zerbombt, und das war dann irgendwie behelfsmäßig. Und von meinen acht Jahren Schulbildung war ich bestimmt nur sieben Jahre richtig in der Schule.“

I 02/ w

„Ich habe nur die 8. Klasse damals machen können und bin dann nachher... hab' dann in der Volkshochschule die 10. Klasse gemacht, und dann habe ich auch das Studium machen können. Also, ich denke mal, alles ein bisschen später, aber gemacht habe ich alles noch.“

I 06/ m

„Ich habe das Kriegsabitur bekommen, das wurde nach dem Krieg nicht anerkannt. Ich musste dann in H. eine Direktprüfung machen, dann durfte ich studieren /.../ .“

Besonders in Familien, die nach dem Krieg vor einem Neuanfang standen und diejenigen, wo die Väter erst sehr spät aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrten, erschwerten oder verhinderten die finanziellen Verhältnisse das Absolvieren einer (höheren) Schulausbildung. Dadurch war es einigen nicht möglich, den gewünschten Bildungsweg zu absolvieren und den „Traumberuf“ zu ergreifen.

Für die Frauen des Forschungsfeldes erwies es sich im Vergleich zu den männlichen Befragten als ungleich schwieriger, höhere Bildungsabschlüsse zu erlangen (Abitur, Hochschulabschluss). Entsprechende Wünsche und Ambitionen, die es durchaus gab, waren sowohl auf Seiten der Eltern als auch der Lehrer schwer bzw. überhaupt nicht plausibel zu machen und noch viel weniger durchzusetzen. Begründungen dafür, weder die Hochschulreife erlangen noch studieren zu dürfen, resultierten häufig aus der damals noch vorherrschenden traditionellen Meinung, dass Mädchen/ Frauen sich nicht auf Berufstätigkeit sondern vielmehr auf die Familie konzentrieren sollten, so machten die Interviews deutlich.

I 13/ w

„Also, ich wäre am liebsten weiter zur Schule gegangen, das ging halt nicht. Damals gab es noch Schulgeld, und mein Vater ist, wie gesagt, spät aus der Gefangenschaft gekommen. Und es war eben nicht viel Geld da. Und wir waren zwei Kinder, also musste ich einen Beruf lernen.“

I 05/ m

„Es gab ein Ereignis, was eigentlich so meinen Traum über den Haufen geworfen hat, denn ich wollte eigentlich Schiffbauingenieur werden. Aber das ging nicht, denn das Gymnasium

ging nur bis zur Mittleren Reife, und dann ging's aus finanziellen Gründen nicht mehr. Das wäre eigentlich ideal für mich gewesen, das war ein Traum.“

I 01/ w

„Und ich wollte auch dahin, wo mein Bruder ist, auch auf's Gymnasium. Ich war auch gut in der Schule. Und dann hatte ich 'ne Lehrerin, und die hat wirklich zu meinen Eltern gesagt, dass sie den Sohn doch schon da haben, und das Mädchen muss doch kein Abitur haben. Und richtig diese klassischen Sachen sind da gefallen. Das habe ich damals als ungeheuer ungerecht erlebt. Und da habe ich gesagt: ich will aber.“

Wiederum beschrieb nahezu die Hälfte der Befragten (insbesondere die jüngeren Jahrgänge; 1945 - 1950) den Verlauf ihrer Schulzeit ohne besondere Einschränkungen oder Hindernisse. Es hätte keine Probleme gegeben, und Bildungsmöglichkeiten konnten entsprechend der eigenen Fähigkeiten und familiären Voraussetzungen genutzt werden.

I 02/ m

„Meine Ausbildungszeit ist normal, typisch verlaufen /.../, eine durchschnittliche Entwicklung mit Höhen und Tiefen, wie jeder andere auch.“

I 12/ w

„Die Schule, das ist gut verlaufen. Die ersten zwei Jahre haben wir dann im Dorf gemacht, ich konnte dann noch mal ein Jahr überspringen. Das waren eigentlich schöne Erinnerungen.“

Für das Forschungsfeld ist charakteristisch, dass die knappe Mehrheit (häufig zu einem späteren Zeitpunkt) verbesserte Bildungschancen wahrnehmen konnte. Viele absolvierten einen höheren Schulabschluss (Abitur) sowie ein Hoch/ Fachschulstudium. Nicht immer schloss das Studium direkt an die Schulausbildung an, häufig wurde es zu einem späteren Zeitpunkt als Direkt – oder Fernstudium absolviert. Die Zeit des Studierens wurde im wesentlichen als ein guter und erfüllender Lebensabschnitt mit vielen Anregungen und Aktivitäten beschrieben.

I 14/ w

„Es war bei uns in der Familie keine Frage, dass die Töchter auch studierten. Mein Vater hat großen Wert darauf gelegt und meinte, der Krieg habe ja gezeigt, wie wichtig es sei, dass

Frauen einen Beruf haben. Ich habe dann Architektur studiert und habe das mit viel Freude gemacht.“

I 01/ w

„In der Studentenzeit wurde ich sehr schnell aktiv. /.../ eine Studienreform auf die Beine gestellt haben, vieles verändert haben, haben sehr viel gut in Gruppen zusammen gearbeitet. Da war ich sehr engagiert, ging auch auf Demos.“

I 03/ w

„Ich habe dann Sport und Deutsch studiert. Und ich bin dann nicht über das Abitur direkt ... sondern, es gab ja diese Arbeitet – und Bauernfakultät /.../ und bin in (...) eben dann die sechs Jahre gewesen: zwei Jahre ABF⁷⁸, das war das Abitur und vier Jahre dieses Hochschulstudium.“

Ausschließlich männliche Befragte schilderten ihre Ausbildung und Lehre als eine Zeit, die noch stark von autoritären (militärischen) Strukturen geprägt war und so wenig Spielraum für die eigene Persönlichkeit bot.

I 04/ m

„Ja, dann die Anfangszeit beim (...), das war auch nicht so einfach gewesen. Da hatten wir auch Ausbilder, die waren auch im Krieg gewesen, und die waren mit ihrem ganzen Leben da herein gekommen. Das waren auch ehemalige Offiziere, und das ganze Berufsbild, das war auch geprägt von diesen Menschen. Da war Gehorsam so das erste Gebot, und der Assistent, der war eben niemand.“

I 05/ m

„Prägend aus der Zeit war eigentlich vielmehr das Wort Gehorsam und Anweisungen befolgen. Wenn sie einem jungen Menschen auch noch so unsinnig erschienen.“

⁷⁸ ABF steht für Arbeiter – und Bauernfakultät. Es gab diese Bildungseinrichtungen in der ehemaligen DDR, um Kindern von Arbeitern und Bauern gleiche Bildungschancen zu eröffnen und auf diesem Wege insbesondere den Zugang zum Hochschulstudium zu ermöglichen.

Interpretation

Institutionelle Rahmenbedingungen⁷⁹ hinsichtlich Ausbildung, Bildungszielen und- Inhalten auch mit Blick auf Ausgangsbedingungen für Erwerbsarbeit gestalteten sich für das Forschungsfeld als Ganzes weit gehend kompliziert.⁸⁰ Darüber hinaus existierten normative und überaus traditionelle Erwartungen an die Rolle der Frau, die nicht zuletzt mit Blick auf Ausbildungschancen weiblicher Befragter wirksam wurden. Wiederum waren die beschriebenen Bedingungen einem Wandlungsprozess unterworfen, woraus sich gerade nachkriegsbedingt, vor allem in den 50er und 60er Jahren, deutlich vielfältigere Chancen für den Einzelnen eröffneten (vgl. Kemper 1984; Tidl 1984; Schmidt et al. 1985).

Die Befragten waren mit ihren durchschnittlich 14 bis 18 Jahren in genau der Situation, wo hinsichtlich zukünftiger (beruflicher) Entwicklungen ein erstes Mal die Weichen gestellt werden. Insofern galt auch für sie das Jugendalter im wesentlichen als die Lebensphase, in der Entscheidungen getroffen oder zumindest vorbereitet werden, „... welche Position im sozialstrukturellen Gefüge ein Gesellschaftsmitglied als Erwachsener erhält, wie also die Positionierung (Platzierung) in den zentralen gesellschaftlichen Dimensionen, Einfluss, Einkommen und Prestige sein wird. Der Prozess der Integration in die Erwachsenenengesellschaft ist zugleich immer auch ein Prozess der Auslese, der Selektion für bestimmte Positionen... (Hurrelmann 1994, 88). Wo sich der Einzelne zukünftig in der sozialen Struktur verorten wird, hängt neben den mitgebrachten Voraussetzungen auch davon ab, welche objektiv gegebenen Chancen bestehen und über welche sozioökonomische Basis die Herkunftsfamilie verfügt (ebd.). Die beschriebenen Bedingungen und Entwicklungen im Schul – und Bildungsbereich sind bedeutsame Aspekte für das Verständnis des weiteren Lebensweges von Befragten, was sowohl weitergehende Chancen, Pläne als auch Aktivitäten betrifft. Vermutlich resultieren auch daraus Anhaltspunkte, die im Lebensverlauf freiwillige Tätigkeiten, welche schließlich zum Ehrenamt führten, in vielfältigen Feldern begründen.

⁷⁹ Studien, die retrospektiv Bildungslaufbahnen verschiedener Kohorten untersucht haben, kamen zu dem Ergebnis, dass sich eine ansteigende Teilhabe an weiterführender Bildung vor allem seit Mitte der 60er Jahre verstärkt hat. Während die Bildungsbeteiligung zwischen den Kohorten 1930 und 1950 nur langsam zunimmt, steigt sie zwischen 1950 und 1960 sprunghaft an (vgl. Blossfeld/ Nuthmann 1989).

⁸⁰ Für die knappe Mehrheit des Forschungsfeldes entsprechen die Chancenstrukturen für Bildung und Ausbildung deutlich dem Mittel der Kohorten der zwischen 1930 und 1945 Geborenen. Charakteristisch ist hier eine vergleichsweise geringe Beteiligung insbesondere an weiterführender Bildung, wovon besonders Frauen betroffen waren (vgl. Mayer 1990). Abgesehen von Vorbehalten gegen eine höhere Schulausbildung waren es häufig die kriegsbedingt desolaten materiellen Verhältnisse in den Familien, die einen weiterführenden Schulbesuch unmöglich machten.

Als Erschwernis für eine (hoch-)qualifizierte Ausbildung erwies sich im Einzelfall die bereits erwähnte vorherrschende traditionelle Meinung, dass Mädchen/ Frauen keine fundierte bzw. höhere Schulausbildung benötigten. Insofern waren besonders die biografischen Entwürfe der Mädchen und jungen Frauen für Ausbildung und spätere Berufstätigkeit zu diesem Zeitpunkt nicht oder lediglich eingeschränkt realisierbar. Allerdings galt für die Kohorte der 1939-41 Geborenen, in die sich weibliche Befragte des Forschungsfeldes einordnen lassen, in der für sie relevanten Schul – und Ausbildungszeit bereits eine Bildungsreform. Diese ermöglichte neben verbesserten Zugangschancen für Mädchen ebenso höhere Schulabschlüsse, womit die Bildungsbenachteiligung von Mädchen erstmals zumindest relativiert worden ist (ebd.). Wiederum gilt es gerade für diese Jahrgänge zu berücksichtigen, dass höhere Schulabschlüsse zwar allgemein zu verbesserten beruflichen Startchancen führten, sich die Ausbildung der Frauen jedoch längerfristig nicht in gleicher Weise wie für Männer in besseren beruflichen Positionen niederschlug (vgl. Blossfeld 1985a; Helberger 1982).

Diese Bedingungen spiegelt das Forschungsfeld im wesentlichen wieder. Wiederum lässt sich erkennen, dass die ursprünglich als unzureichend und unvollkommen erlebte Ausbildungsqualität im weiteren Lebensverlauf dazu geführt hat, (Weiter) Bildungsangebote engagiert wahrzunehmen und damit auch Richtungswechsel im beruflichen/privaten Leben einzuleiten. Vor diesem Hintergrund lohnt sich bereits an dieser Stelle eine erste Vorschau auf das Bildungsverhalten der Befragten im Lebensverlauf, da hier ein weiterer bedeutsamer Hinweis auf individuelle Beweggründe für Engagementtätigkeiten erkennbar wird.

Außerordentlich interessant, auch mit Blick auf die Forschungsfrage, ist die Erkenntnis, dass das Untersuchungsfeld ein Qualifikationsanstieg im Lebenslauf charakterisiert, der sich im wesentlichen auf eine bis ins Alter vorherrschende Bereitschaft zur persönlichen Entwicklung respektive Weiterbildung gründet. Dieser gründet zum einen auf beruflicher Fort- und Weiterbildung und darüber hinaus auf dem Interesse und der Bereitschaft an Bildung zu partizipieren, die neben unmittelbarer Rückkopplung zur beruflichen Tätigkeit ebenso persönliche Neigungen und Vorlieben bedient. Weiterhin ist bemerkenswert, dass für alle Befragten auch im (höheren) Alter Bildung im allumfassenden Sinne ein wichtiger Bestandteil des Lebens ist und dabei neben autodidaktischer (Weiter)Bildung vor allem auch institutionalisierte Bildungsprozesse eine Rolle spielen. Insofern hat sich die Phase der Ausbildung und Qualifizierung für viele der Befragten weit über die „übliche“ (zumindest für

die Jahrgänge noch typische) Zeit der Jugend ausgedehnt.⁸¹ Die Mehrheit präsentiert in besonderer Weise die stark ausgeprägte Bereitschaft von Menschen, die in ihren Bildungs- und Ausbildungschancen benachteiligt waren, sich kontinuierlich (weiter) zu bilden.

Mit heutigem Verständnis sprechen wir vom *Lebenslangen Lernen*, was für das Forschungsfeld in geradezu klassischer Weise zutrifft. Die Motivationslagen hierfür können (wie bereits angedeutet) als sehr vielschichtig vermutet werden und gehen weit über das hinaus, was landläufig (insbesondere vor dem Hintergrund der aktuellen Arbeitsmarktsituation) als Anpassungslernen an immer neue berufliche Anforderungen/ Herausforderungen verstanden wird.

Für die Befragten soll die positive Perspektive lebenslangen Lernens mit seinem demokratisch – emanzipativem Potenzial hervorgehoben werden. Das Verständnis orientiert sich in diesem Zusammenhang an Kade/ Seitter (1995), die lebenslanges Lernen betonen

„ ... als Möglichkeit von Lernprozessen für bildungsbenachteiligte und lernungsgewohnte Bevölkerungsschichten, das Wiederanknüpfen an verschüttete bzw. nicht fortgeführte Lernerfahrungen, die Chancen eines Neubeginns an verschiedenen Stellen des formalen Bildungswesens, die Überwindung personaler und gesellschaftlicher Lernhindernisse ... „ (Kade/ Seitter 1995, 57).

Wir finden das Forschungsfeld mehrheitlich in dieser Beschreibung wieder. Es ist wahrscheinlich, dass die als unzureichend empfundene Schulbildung und berufliche Erstausbildung nachfolgende Entwicklungen, auch im ehrenamtlichen/ Engagementbereich wesentlich mit auslöste. Neben der Verwirklichung beruflicher Aspirationen stand und steht das Bedürfnis sowie die Bereitschaft der Mehrheit, sich für neue Tätigkeitsfelder zu qualifizieren. Nur zu bereitwillig wurden bereits frühzeitig Qualifizierungsangebote angenommen, die es ermöglichten, übernommene Tätigkeiten fachlich qualifiziert und kompetent auszuüben. Das führte in der Regel dazu, durch die Außenwelt sowie die Nutzer dieser Aktivitäten als kompetent wahrgenommen und anerkannt zu werden. Vermutlich paarte sich das Bedürfnis nach fachgerechter, quasi professioneller, Ausübung der Tätigkeiten mit

⁸¹ Bereits an dieser Stelle sollen die für das Forschungsfeld charakteristischen Bildungs- und Qualifizierungsprozesse in späteren Lebensphasen zumindest ansatzweise in die Interpretation mit einbezogen werden. Der enge Bezug zu Chancen und Möglichkeiten der Erstausbildung begründet dieses Vorgehen. Ausführlich wird dieses Thema unter dem Schwerpunkt „Lern – und Bildungsprozesse im Erwachsenenalter“ diskutiert.

dem Wunsch, eigenes Qualifikationspotenzial zu entwickeln. Dies ist sicherlich auch als Kompensation zu erlittenen Bildungslücken und Benachteiligung zu verstehen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang zudem, dass sich viele unserer Befragten (darunter mehrheitlich Frauen) bereits sehr früh zusätzliche oder alternative Tätigkeitsfelder suchten. Dort haben sie ihre Interessen, die ursprünglich berufsbestimmend waren, ausgelebt und entwickelt; entwickelt soll auch hier im Sinne fachlicher Qualifizierung verstanden werden. Charakteristisch für diese Tätigkeitsfelder ist, dass sie meist im sozialen, kulturellen und Bildungsbereich angesiedelt waren und dabei im Vordergrund stand, mit und für Menschen etwas zu tun.⁸² Diese Aktivitäten hatten zunächst kaum ehrenamtlichen Charakter, wenn sie sich auch perspektivisch in diese Richtung entwickeln sollten. Zum Teil waren es Nebentätigkeiten, die geringfügig bezahlt worden sind, wobei die Bezahlung in den meisten Fällen sekundär war, also nicht zur Sicherung der materiellen Existenz beitragen musste.

Der Zugewinn an Kenntnissen und Kompetenzen zielte offenbar auch vor diesem Hintergrund darauf, den eigenen Erkenntnishorizont zu erweitern sowie die Handlungskompetenz im eigenen Lebensumfeld zu stärken: in der Rolle als Ehrenamtliche und in der beruflichen und auch in der familiären Rolle (vgl. Meckl 1996).

6.5 Ergebnisdarstellung: Engagement in der Familie Eigenes Engagement⁸³

Haben sie in ihrer Familie bzw. im weiteren Umfeld Menschen erlebt, die sich für andere engagiert haben?

Gibt es diesbezüglich Prägungen und sehen Sie Auswirkungen auf Ihr eigenes Engagement?

Für die große Mehrheit des Forschungsfeldes, sowohl Frauen als auch Männer, trifft zu, dass sie in ihrem Umfeld und vorrangig im engsten Familienkreis in der späten Kriegs- und Nachkriegszeit mit Engagement aufgewachsen sind. Dieses Engagement, das sowohl im

⁸² Die Ausführungen zu diversen Tätigkeitsfeldern erscheinen an dieser Stelle lediglich als knapper Vorgriff auf spätere Lebensphasen, sind jedoch hier notwendig, da sich im Kontext Schulbildung/ Bildungslaufbahn m.E. Begründungen für diese Tätigkeitsfelder finden lassen. Demzufolge wird auf diesen engen Zusammenhang hier ein erstes Mal hingewiesen.

⁸³ Zu Gunsten der inhaltlichen Geschlossenheit der Ergebnisdarstellung und des besseren Verständnisses wird die Chronologie des Interviewleitfadens an dieser Stelle vernachlässigt und bereits der Fragenbereich: Beginn des Ehrenamtes/ Engagements hier in die Darstellung mit einbezogen.

engsten Familienkreis als auch außerhalb der Familie als Selbstverständlichkeit erlebt wurde, hätte Kindheit und Jugend maßgeblich beeinflusst und die eigene Entwicklung nachhaltig geprägt, wurde betont. Das Bedürfnis einander zu helfen und das nicht nur innerhalb der Familie, wurde im Sinne familiären Selbstverständnisses und Tradition erlebt, die von Generation zu Generation weiter getragen wurden. Auch christliche Werte, die die Erziehung mit beeinflussten, haben hier eine wichtige Rolle gespielt. Vor diesem Hintergrund hat Ehrenamtlichkeit für Einzelne eine zusätzliche Begründung und Manifestierung erfahren und ist in dieser Weise für eigene zukünftige Aktivitäten richtungweisend geworden, so die Aussagen. Engagement für andere, sowohl innerhalb als auch insbesondere außerhalb des Familienkreises, war innerfamiliär anerkannt und geschätzt. Mit dieser Wertschätzung ist man aufgewachsen und hat sie als eine wesentliche Prägung für eigenes (späteres) Tun erfahren.

Engagement gestaltete sich in der Kriegszeit und kurz nach dem Krieg vorrangig als Überlebenshilfe nicht nur für Familienangehörige, Bekannte und Freunde sondern auch für Fremde. Vor allem Mütter wurden als diejenigen geschildert, die, während des Krieges und unmittelbar danach lange Zeit auf sich allein gestellt, zusätzlich für andere da waren und geholfen haben. Bereits als Kind sei man hier mit einbezogen gewesen und hätte seinen Beitrag geleistet.

I 10/ w

„Im Krieg war es so, meine Mutter war 100%ig gegen Hitler und hat auch in ihrem Umfeld immer den Mund aufgemacht. Meine Mutter hat jedem Kriegsgefangenen, der ihr über den Weg lief, dem hat sie Brot gegeben, so lange wir das noch hatten. Von meinen Großeltern kannte ich das auch, dieses Tun gegen die Nazis. Wir haben damals eine jüdische Familie unterstützt. Also, das war damals für mich ein Erlebnis, dass man Menschen, denen es nicht so gut geht, hilft. Das hat mich wohl sehr geprägt.“

I 01/ w

„Meine Mutter hatte auch ein mitleidiges Herz. Also, wenn sie erzählte, da haben welche gehungert /.../, da hat sie auch ganz doll für gesorgt.“

I 04/ m

„Ich war immer wieder von Menschen umgeben, die sich für andere engagiert haben. Die ganze Fluchtsituation war auch gezeichnet von Menschen, die uns geholfen haben zu

überleben. Wir waren sehr oft in sehr kritischen und schwierigen Situationen. Von dieser Erinnerung her, da habe ich eine Prägung bekommen.“

I 09/ w

„Alles was es bei uns gegeben hat, das war eigentlich Nachbarschaftshilfe. Da waren so viele Kriegswitwen und Kriegsweisen in unserer Nachbarschaft, da hat man sich gegenseitig geholfen.“

I 12/w

„Mutti ist Missionarstochter gewesen, sie ist in (...) geboren. Und das ganze Erzählen ist davon getragen gewesen, für andere da zu sein. Und als wir dann 1946 hier nach M. kamen, da hat sie sich auch gleich verantwortlich gefühlt. Und da mussten wir natürlich auch mithelfen, das ergab sich eben so; Mutti hatte sich engagiert, und so waren wir als Kinder auch dabei, das war selbstverständlich.“

Das Erleben engagierter Hilfe und Unterstützung beschränkte sich in der Regel nicht auf die Kriegs – und unmittelbare Nachkriegszeit. Insbesondere das ‚Vorbild‘ der Eltern, anderen zu helfen und sich für Belange der Gemeinschaft in unterschiedlichster Form einzusetzen, hätte die eigene Entwicklung nachhaltig geprägt, wurde betont. So hätte man Mütter und Väter erlebt, die sich für andere engagierten und dieser Tätigkeit auch nach dem Krieg viel Bedeutung beimaßen. Häufig waren beide Elternteile engagiert; in erster Linie wurden jedoch die Väter als diejenigen benannt, die „ehrenamtlich“ aktiv waren. Ihnen kommt aus der Sicht weiblicher Befragter eine besondere Rolle zu. Sie waren häufig in exponierter Position in Vereinen und Organisationen tätig und in diesem Kontext für das Gemeinwesen aktiv. Vorwiegend haben sie sich gewerkschaftlich, politisch oder auch in der Jugendarbeit engagiert; charakteristisch war die Mitgliedschaft in Vereinen, bzw. das Ehrenamt war an entsprechende öffentliche Funktionen gekoppelt. Engagierte Mütter waren in Kirchenkreisen, karitativen Einrichtungen oder traditionellen Organisationen und Verbänden wie der Volkssolidarität oder Arbeiterwohlfahrt aktiv. Außerdem halfen und unterstützten sie häufig außerhalb institutionalisierter Zusammenhänge in eher informellen Kreisen, ohne in Funktionen oder Ämter eingebunden zu sein. Eltern hätten in der Regel die Erwartung gehabt, dass Engagement innerhalb der Familie – ausdrücklich auch seitens der Kinder – zur Selbstverständlichkeit werden sollte und die Heranwachsenden in dieser Weise auch mit einbezogen.

I 06/ m

„Ja, meine Mutter war aktiv in der Katholischen Kirche und hat Caritas Betreuung gemacht und ähnliches. Und mein Vater war eigentlich als schlauer Mann steuerkundig, er hat dann immer Steuererklärungen und Behördengänge und Finanzamt und alles mögliche für andere auch gemacht. Das hat mich auch ein bisschen geprägt. Das habe ich so auch mitbekommen und aufgenommen.“

I 03/ w

„Und engagiert hat sich meine Mutter beim (...) im ehrenamtlichen Bereich. Die hat im öffentlichen Dienst gearbeitet, und die haben dann die Sache mit der Volkssolidarität aus Betriebssicht angefangen.“

I 14/ w

„Ich war doch so erzogen vom Vater, dass ich während der Schulzeit in den Ferien auch schon ehrenamtlich tätig war. Und zwar in Kinderheimen, im Krankenhaus und auf Jugendfreizeiten, dort habe ich dann in der Küche geholfen. Also, mein Vater war öffentlich engagiert in (...) und hat es als selbstverständlich erachtet, dass man sich für das Gemeinwohl einsetzt. Und das galt für seine ganze Familie.“

I 02/ w

„Aber mein Vater, der hat sich gewerkschaftlich betätigt, oder parteilich, muss man sagen. Durch den Krieg hat ihn das, glaube ich, so ein bisschen animiert, dass er da was tun muss oder auch will. Da hat er mich so ein bisschen hingelenkt.“

I 01/ w

„Also, in der Schule war es auch schon so. Wenn etwas ungerecht war, habe ich immer den Mund aufgemacht. Also, das habe ich vielleicht auch stark von meinem Vater mit. Der war in der Gewerkschaft, und wenn bei /.../ was schief lief, hatte er /.../ mit der Faust auf den Tisch geschlagen.“

I 13/w

„Mein Vater war irgendwann in einem Schützenverein und hat dann viel Jugendarbeit und so etwas gemacht. Er war dann zum Teil Präsident und hat eben viel für Jugendliche gemacht. Das war so sein zweites Leben.“

Die befragten Frauen⁸⁴ des Forschungsfeldes begannen ihr freiwilliges Engagement überwiegend in den Bereichen Kultur, Sport, Gesundheit und Bildung, dies gilt sowohl für die alten als auch für die neuen Bundesländer. Auffällig ist, dass nahezu ausschließlich diejenigen Frauen, die in ihrer eigenen Familie aktive Unterstützungsleistungen im Sinne von Ehrenamt erlebten, selbst in dieser Weise erzogen wurden und dies auch im Interview hervorgehoben haben, vergleichsweise frühzeitig aktiv wurden. Diejenigen, für die dies nicht oder in geringerem Maße zutrifft, haben sich erst zu einem späteren Zeitpunkt (häufig an persönliches Krisenerleben gebunden) ehrenamtlich engagiert.

I 12/w

„Mutti hat sich engagiert, und wir waren eben auch dabei, das ergab sich eben auch so. Das war selbstverständlich. Und das hat sich dann in der Schule fortgesetzt und in der Oberschule besonders und so weiter.“

I 08/w

„Also, schon immer, ich habe mich schon immer engagiert. ... Dieses sich engagieren ist natürlich auch eine Haltung, die man selber hat.“

I 03/w

„Ehrenamtlich habe ich dann noch relativ früh angefangen, mich um Kinder zu kümmern, die ein bisschen schwierig mit ihrer Entwicklung waren. Und das nannte sich damals Jugendhilfeausschüsse ... Familien besucht, Eltern beraten und so was.“

Häufig war Ehrenamt an die berufliche Tätigkeit angebunden (vorrangig bei Frauen aus den neuen Bundesländern) bzw. resultierte aus der aktuellen privaten Lebenssituation (vorrangig bei Frauen aus den alten Bundesländern) und nahm nicht zuletzt dort seinen Ausgang. Im

⁸⁴ Aufgrund der deutlichen Unterschiede für die befragten Frauen und Männer hinsichtlich ihrer Ehrenamtlichkeit, Motivationen etc., betrachtet die Interpretation beide Gruppen separat.

Zuge beginnender Erwerbstätigkeit gab es, wie bereits im Elternhaus vornehmlich durch Väter erlebt, Personalratsarbeit und Gewerkschaftsarbeit sowie das Engagement in Projektgruppen oder Kommissionen, welches eng an die berufliche Tätigkeit gekoppelt war. Die Übernahme von so genannten Ämtern oder Funktionen war für Einzelne bereits frühzeitig charakteristisch, allerdings nahezu ausschließlich für Frauen aus den neuen Bundesländern. Diese hatten in der ehemaligen DDR häufig klar definierte Funktionen in Organisationen, Parteien bzw. Fachkommissionen inne.

Bei befragten Frauen aus den alten Bundesländern war frühes Ehrenamt bei weitem nicht in dem Maße an Funktionen und Ämter gebunden, wie dies für Frauen aus dem Osten charakteristisch war. Ebenso waren ehrenamtliche Tätigkeiten weniger stark beruflich verortet, was nicht zuletzt damit begründet wurde, dass weniger Frauen kontinuierlich erwerbstätig waren bzw. gerade zu Beginn ihrer ehrenamtlichen Aktivitäten in der Familienzeit waren und sich in diesem Kontext engagierten. Wenn es berufliche Anbindung gab, dann waren berufliche und ehrenamtliche Aktivitäten inhaltlich gleich oder zumindest ähnlich ausgerichtet und ergänzten sich (z.B. im pädagogischen Bereich). Aktivitäten in institutionalisierten Zusammenhängen, wie z.B. Betriebsrat, setzten häufig erst zu einem späteren Zeitpunkt ein.

I 12/w

„Und als ich dann in die Bezirksdirektion kam, da kam jemand auf mich zu und sagte: sie sind ja nicht Genosse, aber irgendwas gesellschaftliches müssen sie ja machen. Das war dann die Revisionskommission, das war so. Und das habe ich dann gemacht, und Kulturobmann habe ich auch noch gemacht.“

I 02/ w

„Ja, ich bin ja dann nachher auch in die Partei eingetreten /.../ da habe ich dann Gruppensekretär gemacht, Parteigruppensekretär. Und wie gesagt, dann kam nachher so eine Phase, wo ich dann auch ein bisschen nachdenklich wurde und alles ein bisschen mehr in Zweifel gestellt habe. Dann habe ich mich in die Kulturrichtung bewegt und dann in unserem Betrieb den Kulturobmann gemacht, nebenbei.“

I 04/ w

„/.../ ich hab' ja Kassierer gemacht. Das ist ja schon Engagement. Das war die DSF, da haben die mich breitgeschlagen. Ich bin sehr spät dazu gekommen, ich hatte mich immer dagegen gewehrt und stand dann aber irgendwo im Wege, als es dann hieß: Kollektiv der Sozialistischen Arbeit. Und da hab' ich dann gesagt, na gut, und da hatten sie mich dann auch gleich. /.../ 10 Jahre waren das.“

I 8/w

„Es war so, dass ich sehr interessiert war an Psychologie und dass ich immer noch zusätzlich zum Alexanderplatz zum Haus des Lehrers gefahren bin und dort Kurse belegt habe. Und so habe ich dann auch beraten können, habe Kurse gemacht, war gewerkschaftlich auch immer engagiert.“

Typisch ist für viele weibliche Befragte bereits zu Beginn ihrer Ehrenamtlichkeit eine deutliche Orientierung in sozialen und karitativen Feldern, wobei das Engagement in der Regel nicht im organisierten/ institutionellen Rahmen stattfand. Eher überwogen kleine informelle Gruppen bzw. Hilfeleistungen für eine klar definierte Zielgruppe; welche sich mehr im privaten Bereich als im öffentlichen Raum vollzogen. Hilfeleistungen im Sinne des bereits beschriebenen sozialen Ehrenamtes resultierten oft aus der privaten/ familiären oder nachbarschaftlichen Situation und reagierten auf bestehende Missstände und Notlagen. Charakteristisch für das Forschungsfeld ist, dass z.B. Frauen mit einer länger ausgedehnten Familienphase in dieser Zeit erstmals aktiv wurden. Ihr Engagement gestaltete sich vorrangig im beschriebenen Sinne, wobei die Aktivitäten häufig in ähnlich „betroffenen“ Kreisen stattfanden, d.h. zum Beispiel gemeinsame Aktionen mit Frauen, die sich als Mütter in einer vergleichbaren Lebenssituation befanden. In ähnlicher Weise trifft dies für Frauen zu, die lediglich geringfügig erwerbstätig waren und dabei in Feldern arbeiteten, in denen sie offenbar nicht die erwartete Befriedigung fanden.

I 10/w

„Und da fing ich eigentlich an, so ein bisschen auch mal was zu machen, was nicht gerade in mein Berufsfeld gehörte, mal eine Nachbarin betreut, dann in der Schule so im Elternbeirat gewesen und so.“

I 01/w

„Ich habe dann als Hausfrau und Mutter sehr schnell mit drei anderen Hausfrauen eine so genannte Müttergruppe gegründet. Da haben wir Frauen uns organisiert, erst mal Spielgruppen organisiert und Treffen für uns ... uns abends auch getroffen und über Erziehungsfragen ausgetauscht.“

Die Mehrzahl der Männer unserer Untersuchung begann, ebenso wie die Frauen, bereits recht früh, sich ehrenamtlich zu engagieren. Aktivitäten derjenigen, die sich frühzeitig engagierten, waren häufig an die berufliche Arbeit gebunden, die entweder den Rahmen gab bzw. inhaltlichen Bezugspunkt bildete. So war ein Engagement im Betriebsrat oder auch in der Gewerkschaft an der Tagesordnung, wobei hier insbesondere familiäre Traditionen (z.B. haben sich bereits Väter jahrelang im Betriebsarbeit engagiert) betont wurden und mit ausschlaggebend waren. Das Engagement, das sich im beruflichen Kontext vollzog, hatte in der Regel einen formalisierten, offiziellen und infolgedessen auch öffentlichen Rahmen. Nicht selten bekleideten die Befragten schon sehr bald bestimmte Funktionen und Ämter, die im Verlaufe ihres Engagements bestehen blieben oder sich weiter entwickelten. Diejenigen, deren Engagement später begann, zum Teil erst mit der Beendigung des Erwerbslebens, waren beruflich sehr stark eingebunden und nutzten freie Zeit vorrangig für die Familie. Vergleichsweise selten fand das Engagement der männlichen Befragten zu Beginn ihrer „Engagementkarriere“ außerhalb bzw. unabhängig von ihrer Erwerbstätigkeit statt, dies unterscheidet Frauen und Männer im Untersuchungsfeld deutlich voneinander. Felder, in denen sie jedoch über den beruflichen Kontext hinaus aktiv waren, sind die Bereiche Sport und Kirche.

I 04/m

„Außer Hobby und so ... in keiner Weise, denn da war keine Zeit und kein Raum und auch kein Interesse. Ich sah da auch keine Notwendigkeit. Ich war aus allen Vereinen ausgetreten, weil ich kein Vereinsmeier bin. Beruflicherseits, an der Uni, da hatte ich einen Lehrauftrag, und das ist Engagement, zuerst hat es da noch ein paar Pfennig gegeben. Und im kirchlichen Sektor habe ich auch das eine oder andere gemacht.“

I 02/m

„In der alten Zeit war ich eigentlich auch neben meiner beruflichen Tätigkeit in vielen Vereinen und Organisationen tätig, wie es damals auch so üblich war. Ich war an leitender Stelle tätig in der Partei, überall, wo Engagement gefordert war.“

„Keine Partei oder Gewerkschaft, ich war schon auch Arbeiter verbunden. Da hab’ ich dann früh schon Arbeitsschutz gemacht, war in der BGL.“

Die Aussagen machen deutlich, dass Engagement für sie etwas Selbstverständliches war und ist. Häufig gehörte es für alle bereits seit Kindheit und Jugend zu ihrem Leben quasi selbstverständlich dazu. Insofern ist es schwierig, sowohl für die Interviewten als auch aus Sicht der Interviewerin, einen konkreten Zeitpunkt bzw. Startpunkt für das persönliche Ehrenamt bzw. Engagement zu benennen. Nicht selten ergeben sich fast nahtlose Übergänge zwischen zunächst einmal recht unverbindlicher und sporadischer Hilfe, die dann relativ schnell mehr Verbindlichkeit, Struktur und Regelmäßigkeit bekommen hat. Engagement im Beruf erstreckte sich zum Teil ins Private, ebenso liefen privates und berufliches Engagement parallel und bedingten oder ergänzten einander.

Charakteristisch für unser Untersuchungsfeld ist außerdem, dass ehrenamtliche Aktivitäten eng mit der eigenen Biografie und hier insbesondere mit biografischen Ereignissen wie Brüchen und Krisen verbunden sind, was wiederum vorrangig die befragten Frauen betrifft.⁸⁵ Diese Ereignisse waren sowohl Auslöser und somit Startpunkt für Engagement, konnten allerdings ebenso bremsen oder sogar einen Endpunkt setzen. Allerdings bedeutete dies in keinem Fall, dass ehrenamtliche Tätigkeit zu einem späteren Zeitpunkt nicht noch einmal aufgenommen wurde, wenn auch mit anderen Zielgruppen und Inhalten. Häufig fiel dies in die Zeit des Ausstiegs aus dem Erwerbsleben und des nachfolgenden Überganges in den Ruhestand.

Auffällig ist, dass viele Aktivitäten, ob in beruflicher oder privater Hinsicht, von den Befragten nicht in dem Sinne als Engagement oder Ehrenamt benannt und vielleicht so selbst auch nicht wahrgenommen worden sind. Hilfeleistungen und Tätigsein unterschiedlichster Art, ob aktiv helfend in der Nachbarschaft, beratend für Problemfälle in Familien, initiiierend und helfend in der Kommune, oder aber unterstützend in Vereinen und Kommissionen, waren für viele in selbstverständlicher Weise an der Tagesordnung. Die Aktivitäten fügten sich fast nahtlos in den Alltag ein und gehörten unmittelbar dazu. Es wurde demzufolge, auch in den Interviews, nicht viel ‚Aufhebens‘ darum gemacht. Manchmal wurden erst in den Gesprächen

⁸⁵ Ausführlich wird dieses Thema nachfolgend unter dem Schwerpunkt: Krise/ Kritisches Lebensereignis diskutiert.

und auf direkte Nachfragen Tätigkeiten in diesen Zusammenhang gestellt und als Ehrenamt oder Engagement bezeichnet.

Zusätzlich machen die Aussagen deutlich, dass es neben vielen Gemeinsamkeiten deutliche Unterschiede zwischen ehrenamtlicher Tätigkeit in den alten und den neuen Bundesländern gibt. In der ehemaligen DDR engagierte man sich beruflicherseits häufig über das ‚übliche Maß‘ hinaus. Das bedeutete Aktivitäten, die einerseits aus der beruflichen Tätigkeit resultierten, andererseits jedoch außerhalb regulärer Arbeitszeit stattfanden. Häufig betraf dies Mitarbeit in Fachkommissionen, Fachausschüssen oder Gruppen, die inhaltlich arbeiteten und bestimmte Entwicklungen im Arbeitsfeld mit voranbrachten.

I 03/ m

„War auch das, was ich mir in Gefangenschaft vorgenommen hab’. Keine Partei aber Gewerkschaft, das war schon auch Arbeiter verbunden. Da war ich dann schon in der BGL, habe Arbeitsschutz gemacht. ... dann die Arbeitsschutz - Inspektion gegründet, da war ich dann ehrenamtlicher Arbeitsschutz – Inspektor. /.../ Weil das dann alles gut lief, hat man mich dann in den Kreisvorstand geschickt. Da habe ich dann eine Arbeitsschutz – Kommission gegründet, die gab es auch noch nicht.“

I 03/ w

„Ehrenamtlich habe ich dann noch relativ früh angefangen mich um Kinder zu kümmern, die ein bisschen schwierig in ihrer Entwicklung waren. Und das nannte sich damals Jugendhilfeausschüsse: Familienbesuche gemacht, Eltern beraten und so was. Es gehörte zur Arbeit dazu. Es war nicht so, ich habe mir etwas gesucht, es ergab sich aus der Arbeit.“

Daneben gab es Engagement in Bereichen, die in der Regel weniger Partei – und Institutionsnah sondern eher in Nischen angesiedelt waren. Vor allem der Raum der Kirchen bot hier Möglichkeiten des Engagements und wurde so auch genutzt. Diese Aktivitäten gründeten laut Aussagen in dem deutlichen und freiwilligen Bedürfnis sich entsprechend persönlicher Fähigkeiten, Interessen und Erfahrungen einzubringen und zu helfen.

I 12/ w

„Ja, dort musste aber in der /.../ eine Gemeinde aufgebaut werden. Ich weiß gar nicht mehr, wie das gekommen ist, dass der Pastor uns angesprochen hat. /.../ und es war mir auch ein Bedürfnis, ich fühlte mich sehr stark der Sache auch verbunden.“

I 02/ w

„ Dann habe ich mich in die Kulturrichtung bewegt und habe dann in unserem Betrieb den Kulturobmann gemacht, nebenbei. Das habe ich sehr gerne gemacht und habe das eigentlich auch fast bis zum Schluss gemacht. /.../ das hat mir sehr viel Spaß gemacht, weil ich auch mit sehr vielen Menschen zusammen kam, und ich musste organisieren.

Für Befragte aus den alten Bundesländern war Engagement bzw. ehrenamtliche Tätigkeit nicht in dem Maße mit dem Arbeitsleben verbunden, wie es für die neuen Bundesländer zutreffend ist. Wenn es beruflich bedingtes Engagement gab, dann z.B. im Betriebsrat oder in diversen beruflich abgeleiteten Interessensfeldern (häufig Arbeit in Kommissionen und Projektgruppen), die wiederum in die Arbeit zurück wirkten. Dies gilt im Vergleich für mehr Männer als Frauen, da insbesondere erstere durchgängig berufstätig waren. Wiederum haben sich auch alle befragten Frauen, die berufstätig waren, innerhalb ihres Arbeitsfeldes überdurchschnittlich engagiert.

Vor allem Betriebsratsarbeit, so wurde deutlich, war eng an familiäre Vorbilder bzw. familiäre Tradition gebunden. In erster Linie waren es hier die Väter, die in diesem Bereich aktiv waren und dahingehend offenbar eine Art Vorbildcharakter hatten.

I 01/w

„Aber es war auch so, dass ich Schule immer auch gern reformiert habe, in der Schule dann Vertrauensarbeit und Gewerkschaftsarbeit geleistet habe, das gehörte dazu. /.../ Elternarbeit immer, mit Eltern gearbeitet, mit Schülern, In- und Ausländern, also, das habe ich aber auch immer gern gemacht.“

I 01/m

„Da hat sich dann nach einer längerer Zeit, das war sehr schwierig in dem Betrieb gewesen, ein Betriebsrat gegründet. Da bin ich dann mit rein gewachsen und habe dann später den

Vorsitzenden eine ganze Reihe von Jahren gemacht. Etwas ähnliches auf einer ganz anderen Schiene hat mein Bruder gemacht /.../. Irgendwie scheint das doch in der Familie zu sein.“

I 07/ w

„/.../ ich war dann auch im Betriebsrat drin, fünf Jahre und dann noch mal bei der Wiederwahl als Nachrücker. Also, sieben Jahre insgesamt Betriebsratsarbeit.“

Stärker ausgeprägt war Engagement in Feldern, die nichts mit der beruflichen Entwicklung zu tun hatten. Dazu gehörten zumeist der kirchliche, familiäre (Elternarbeit in der Schule) und der Gesundheitsbereich. Engagement hatte deutlich freiwilligen Charakter und war ausschließlich durch Interessen, Neigungen bzw. bestimmte Prägungen bestimmt, so die Aussagen.

I 10/w

„Und da fing ich eigentlich an, so ein bisschen auch mal was zu machen, was nicht gerade in mein Berufsfeld gehörte: mal eine Nachbarin betreut, dann in der Schule so im Elternbeirat gewesen und so. Das waren alles ehrenamtliche Tätigkeiten gewesen, was ich alles gern gemacht habe, weil ich gern mit Menschen zusammen gearbeitet habe.“

I 06/m

„Ich hatte praktisch in jedem Jahr die Klassenpflegschaft gehabt, ich war immer stellvertretender Schulpflegschaft Vorsitzender. Dann lebe ich in einer katholischen Gegend, und ich war 10 Jahre Kirchenvorsteher, habe auch mal den Pfarrgemeinderat geleitet, wenn sie wissen, was das ist. “

6.5.1 Interpretation

Die Bedeutsamkeit früher Sozialisationserfahrungen in Kindheit und Jugend (vgl. u. a. Erikson 1973; Hurrelmann 2002; Kohli 1978; Rosenmayr 1978), in der vorausgegangenen Diskussion bereits belegt, zeigt sich hier für das Forschungsfeld erneut. Es existiert ganz offensichtlich ein familiär vorgelebtes und durch Erziehung vermitteltes Wertgefüge, das bereits in Kindheit und Jugend Sinnquellen für Ehrenamtlichkeit entwickelt und sichtlich Maßstäbe für späteres Handeln gesetzt hat.

Hinweise auf familiäre Prägungen ergeben sich unter anderem in der Unterschiedlichkeit, die ehrenamtliche Engagement- und Tätigkeitsfelder von Frauen und Männern kennzeichnet, die einschlägige Literatur verweist darauf (u.a. Backes 1987; Balluseck 1984). Im Forschungsfeld findet sich dies insofern wieder, als die Beschreibungen elterlichen und familiären Engagements deutlich geschlechertypisch charakterisiert und in dieser Weise von den Befragten offenbar auch wahrgenommen worden sind. Wir können hier Hinweise dafür finden, ob und wie weit die beschriebene elterliche Vorbildwirkung z. B. geschlechertypisch wirksam wurde, d.h., in welchem Maße das Engagement der befragten Frauen und Männer als „typisch weiblich“ oder „typisch männlich“ gelten kann.

Untersucht werden an dieser Stelle neben den freiwilligen Tätigkeiten, welche die Befragten zu Beginn ihrer „ehrenamtlichen Laufbahn“ ausgeführt haben ebenso nachfolgende Entwicklungen.⁸⁶ Von Interesse ist dabei, welcher Art Engagement Tätigkeiten waren und wie sie sich charakterisieren lassen, inwieweit sie im formalisierten und institutionalisierten Rahmen abliefen, ob sie mit Funktionen, Ämtern und Einflussnahme verbunden waren und wieweit sie darüber hinaus politisch verankert waren.

Um Ehrenamt als „typisch weiblich“ und „typisch männlich“ klassifizieren zu können, orientiert sich die Interpretation an dieser Stelle an Beschreibungen und Definitionen, die weibliches Ehrenamt primär im Kontext sozialer Unterstützungsleistungen und männliches Ehrenamt eher im politischen Bereich angesiedelt sehen. Diese Zuordnung soll im Kontext der Forschungsfrage Ehrenamt von Frauen und Männern inhaltlich und strukturell unterscheiden helfen, ohne dabei feststehende Kriterien zu formulieren. Dies ist umso weniger beabsichtigt, als die Beschreibungen zum Ehrenamt in etwa die Zeit charakterisieren (70er und 80er Jahre), wo die Befragten als Erwachsene erstmals ehrenamtlich tätig wurden und nachfolgende Entwicklungen für das Forschungsfeld noch nicht berücksichtigt sind.

„Der Anteil von Männern und Frauen in beiden Bereichen ist höchst unterschiedlich. Während das bürgerliche Ehrenamt eher kontrollierende Funktion wahrnimmt, ist die freiwillige Hilfstätigkeit eher auf emotionale Zuwendung angewiesen, um erfolgreich zu sein. Folgerichtig sind im bürgerlichen Ehrenamt mehr Männer, in der freiwilligen sozialen Arbeit mehr Frauen anzutreffen ...“ (v. Balluseck 1984, 396).

Das häufig zitierte *soziale Ehrenamt* zielt in erster Linie auf die praktische, unmittelbare persönliche Hilfeleistung für andere Menschen (z.B. Hausarbeit, emotionale Unterstützung). Demzufolge gilt Ehrenamt als unbezahlte, freiwillige soziale Dienstleistung entsprechend der Arbeit in der eigenen Familie, in Selbsthilfeinitiativen oder beruflicher Sozialarbeit (vgl. Schmidt 1984). Nach v. Balluseck ließe sich dies unter dem Begriff „unbezahlter Sozialarbeit“ subsumieren, während hingegen das „echte oder tatsächliche Ehrenamt“ als unbezahlte organisatorische und politische Tätigkeit gilt. Frauen – Ehrenamt gilt als zumeist unmittelbare praktische Arbeit, die, da sie selten mit einem Amt im eigentlichen Sinne verbunden ist, eher im Verborgenen bleibt und somit dem weiblichen Ehrenamt quasi der öffentliche Raum fehlt (vgl. v. Balluseck 1984; 1984a).

Backes hat in diesem Kontext in „Frauen und soziales Ehrenamt“ darauf hingewiesen, dass „... die unsichtbar bleibende soziale ehrenamtliche Arbeit u. a. Frauenarbeit ist, dass es sich dabei zwar auch um ein Stück sozialer ‚Partizipation‘ handelt, dass diese jedoch weitaus geringer sei als beim eher männlich besetzten politischen Ehrenamt“ (Backes 1987, 114 f.). Auch das soziale Ehrenamt sei zunehmend mehr mit fachlichem Wissen verbunden, wobei jedoch insbesondere diese Arbeit ein hohes Maß an formal nicht erlernbaren Kompetenzen, wie Menschenkenntnis, Wärme und Improvisationsvermögen erfordere. Ehrenamtliche Tätigkeit in diesem Verständnis fand bzw. findet auch aktuell häufig in der alltäglichen Lebens- und Wohnumwelt sowie in Verbänden der Wohlfahrtspflege, in Kommunen, Kirchengemeinden und Initiativen statt. Im Gegensatz zum politischen Ehrenamt meint es mehr die praktische Hilfe in Form des direkten Umgangs mit anderen und weniger eine Beteiligung an Verwaltungs-, Entscheidungs- und Planungsaufgaben (ebd.).

Das Politische Ehrenamt, welches vorwiegend von Männern ausgeübt wird, gilt als das hierarchisch übergeordnete und befasst sich nicht unmittelbar mit praktischer sozialer Arbeit. Die Anbindung an Vorstände, Aufsichtsräte und sonstige Entscheidungsgremien „... ist zwar ehrenamtlich, bringt aber faktisch „Ehre“ im Sinne von gesellschaftlichem Ansehen, Macht oder Vorteilen für das berufliche Weiterkommen“ (ebd., 119). Verbunden ist dies in der Regel mit deutlichen materiellen und immateriellen Gratifikationen: eine höhere Aufwandsentschädigung, das Leisten der Aktivitäten zumindest anteilig in der Erwerbsarbeitszeit, soziale Anerkennung und Prestigezuwachs können hoch sein.

Betrachtet man die Darstellung elterlicher Engagementtätigkeiten, finden wir diese Beschreibungen und Charakterisierungen eindeutig wieder. So waren die Väter eher in

Bereichen aktiv, die funktionalisiert und institutionalisiert waren, wo unter anderem öffentliche Wirksamkeit mit gewissen Entscheidungskompetenzen verbunden war und es häufig eine politische Komponente gab. Die Mütter hingegen agierten in der unmittelbaren praktischen Arbeit mit Hilfebedürftigen, die weniger auf Außenwirkung zielte und nur sehr selten im verbandlichen oder politisch orientierten und damit öffentlichen Rahmen stattfand. Diese Erkenntnisse aus dem Untersuchungskontext sprechen für eine deutliche Arbeitsteilung im sozialen Ehrenamt, die (zumindest) als Charakteristikum für die 50er, 60er und auch 70er Jahre in Deutschland gelten kann (vgl. v. Ballusek 1984).

Analysieren wir wiederum das frühe Engagement im Forschungsfeld, so ergibt sich bereits an diesem Punkt ein differenzierteres Bild. Interessant ist, dass nahezu ausschließlich diejenigen, die in ihrer eigenen Familie aktive Unterstützungsleistungen im Sinne von Ehrenamt erlebten und in dieser Weise erzogen wurden, vergleichsweise frühzeitig selbst aktiv wurden (dies meint nicht die zum Teil „verordneten“ Ämter und Funktionen in der ehemaligen DDR). Diejenigen, für die dies nicht oder in geringerem Maße zutrifft, wurden erst zu einem späteren Zeitpunkt (häufig an persönliches Krisenerleben/ Auslöser von außen gebunden) ehrenamtlich aktiv.

Wir finden hier einen deutlichen Hinweis darauf, wie wirksam elterliche/ familiäre Vorbilder und Erziehung für das eigene ehrenamtliche Engagement sein kann. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist für die Studie, dass Engagementtätigkeiten bei denjenigen, die als Kinder entsprechend geprägt worden sind, nicht an einen äußeren Anlass gebunden sind. Offenbar wird mit der familiären Wertevermittlung ein gewisses Selbstverständnis für diese Tätigkeiten mittransportiert, so dass es im Einzelfall keines „besonderen Auslösers“ von außen bedarf, um im und für das Gemeinwesen aktiv zu werden.

Eine weitere bedeutsame Erkenntnis ist, dass sich (frühes) freiwilliges Engagement inhaltlich *zunächst* am elterlichen Vorbild orientierte, das machen die verschiedenen Aktivitäten deutlich. Wiederum trifft in keinem Fall eine bedingungs- und widerspruchslose Orientierung am elterlichen ehrenamtlichen Handeln zu. Es gab offenbar keine „blinde“ Identifikation bzw. Übernahme elterlicher oder familiär geprägter Sinnhaftigkeiten und Handlungsschemata sondern eher ein Ausprobieren und sich Erproben in zunächst bekannten und relativ vertrauten Feldern. Die befragten Frauen des Forschungsfeldes begannen ihr freiwilliges Engagement überwiegend in den Bereichen Kultur, Sport, Gesundheit und Bildung; dies gilt sowohl für die alten als auch für die neuen Bundesländer. Perspektivisch gesehen und im

Lebensverlauf betrachtet, verändern und differenzieren sich die Engagementtätigkeiten vieler, d.h. neben Bewährtem, familiär Geprägtem und Traditionellem kommen neue zusätzliche Handlungsfelder hinzu, die zumeist auch biografische Relevanz bekommen.⁸⁷

Im Zuge der beginnenden Berufstätigkeit gab es, wie bereits im Elternhaus vornehmlich durch Väter erlebt, Personalratsarbeit und Gewerkschaftsarbeit sowie das Engagement in Projektgruppen oder Kommissionen, welches ebenfalls eng an die berufliche Tätigkeit gekoppelt war. Die Übernahme so genannter Ämter oder Funktionen war für Einzelne bereits frühzeitig charakteristisch, allerdings nahezu ausschließlich für Frauen aus den neuen Bundesländern. Diese hatten in der ehemaligen DDR häufig klar definierte Funktionen in Organisationen, Parteien bzw. Fachkommissionen inne. In keinem Fall ist allerdings bekannt, dass hier Leitungsfunktionen ausgeübt worden sind. Da Engagement in der ehemaligen DDR zum einen eng an berufliche Tätigkeit sowie an berufliches Fortkommen gebunden war und dahingehend häufig von vornherein im streng formalisierten/ institutionalisierten Rahmen stattfand, soll dieser Aspekt nicht im Sinne der in der Literatur beschriebenen geschlechertypischen bzw. atypischen Tätigkeiten interpretiert werden. Wiederum kann die Art des Engagements durchaus als geschlechertypisch gelten, war es doch ausschließlich im kulturellen, pädagogischen und sozialen Bereich (Berufsfelder) angesiedelt.

Bei befragten Frauen aus den alten Bundesländern war frühes Ehrenamt bei weitem nicht in dem Maße an Funktionen und Ämter gebunden, wie dies für Frauen aus dem Osten charakteristisch war. Außerdem waren ehrenamtliche Tätigkeiten weniger stark beruflich verortet, was unter anderem auch darin begründet ist, dass weniger Frauen kontinuierlich erwerbstätig waren bzw. gerade zu Beginn ihrer ehrenamtlichen Aktivitäten in der Familienzeit waren. Wenn es berufliche Anbindung gab, dann waren berufliche und ehrenamtliche Aktivitäten inhaltlich gleich oder zumindest ähnlich ausgerichtet und ergänzten sich (z.B. im pädagogischen Bereich). Aktivitäten in institutionalisierten Zusammenhängen, wie z.B. Betriebsrat, setzten häufig erst zu einem späteren Zeitpunkt ein.

Typisch für unser Forschungsfeld ist, dass Frauen bereits zu Beginn ihrer Ehrenamtlichkeit stark in sozialen und karitativen Feldern tätig waren, dies jedoch selten im organisierten Rahmen stattfand. Eher überwogen kleine informelle Gruppen bzw. Hilfeleistungen für eine

⁸⁷ Der Verlauf und die Entwicklung ehrenamtlicher Tätigkeit im Lebensverlauf wird nachfolgend ausführlich behandelt.

klar definierte Zielgruppe; welche sich jedoch eher im privaten Bereich denn im öffentlichen Raum vollzogen. Hilfeleistungen im Sinne des bereits beschriebenen sozialen Ehrenamtes resultierten oft aus der privaten/ familiären oder nachbarschaftlichen Situation und reagierten auf bestehende Missstände und Notlagen. Charakteristisch ist darüber hinaus, dass z.B. Frauen mit einer länger ausgedehnten Familienphase in dieser Zeit erstmals aktiv wurden. Ihr Engagement gestaltete sich vorrangig im beschriebenen Sinne, wobei die Aktivitäten häufig in ähnlich „betroffenen“ Kreisen stattfanden, d.h. zum Beispiel gemeinsame Aktionen mit Frauen, die sich als Mütter kleiner Kinder in einer vergleichbaren Lebenssituation befanden. In ähnlicher Weise trifft dies für Frauen zu, die lediglich geringfügig erwerbstätig waren und daneben in Feldern arbeiteten, wo sie offenbar mehr persönliche Befriedigung fanden.

Backes' These zur Erklärung weiblichen Ehrenamts „... als eine Art Pufferarbeitsverhältnis zwischen Haus – und Erwerbsarbeit im Hinblick auf gesellschaftliche Reproduktion und Vergesellschaftung ...“ (Backes 1987, 173) trifft für die befragten Frauen der Studie im wesentlichen zu, zumindest, wenn man das Engagement zeitlich punktuell betrachtet. Dies wird für die weitere Diskussion relevant sein wird.

So hatten im Forschungsfeld ehrenamtliche Aktivitäten während der Familienzeit offenbar zunächst vorrangig kompensatorische Funktion, als das Dasein als „Hausfrau und Mutter“ oder auch nur sehr geringfügige Arbeitsverhältnisse zumindest dauerhaft nicht befriedigt haben. Dies finden wir in Erkenntnissen und Beschreibungen aus einschlägiger Literatur bestätigt. Gemeint ist vor allem im mittleren Lebensalter ein Unausgelastet – Sein durch Hausarbeit verbunden mit fehlender bzw. eingeschränkter Kommunikation nach außen.⁸⁸ Die bei ausschließlicher Hausarbeit erlebten eingeschränkten Möglichkeiten der „... individuellen psychischen, emotionalen und sozialen Reproduktion der Frauen ...“ sollen im Ehrenamt ausgeglichen werden, welches durchaus als eine Strategie des Ausweichens und der Kompensation gelten kann (ebd., 174). Dazu kommt, bezogen auf Arbeitsverhältnisse, die als unbefriedigend erlebt werden, das Suchen nach Elementen, die im „Haupt – Arbeitsverhältnis“ fehlen oder überhaupt zu kurz kommen, wie z.B. weibliche kommunikative und soziale Kompetenzen, Selbstbestätigung und Sinnfindung. Das bedeutet, dass Frauen die sowohl familiär als auch zusätzlich (geringfügig) erwerbstätig eingebunden

⁸⁸ Der Aspekt des Ehrenamtes als Kompensation versus eigenständiges biographisches Projekt für ein unerfülltes „Dasein als Familienfrau/ Hausfrau“ wird nachfolgend noch ausführlich diskutiert.

sind, sich nicht ausgelastet fühlen; Nicht - Ausgelastet – Sein soll hier verstanden werden als Ausübung individuell nicht befriedigender Arbeit.

Frauen des Forschungsfeldes spiegeln eindeutig Problemlagen wieder, die von Backes beschrieben werden. Wiederum greift die Auffassung des Ehrenamtes als Kompensation und Lückenfüller für die Mehrheit zu kurz, betrachtet man die Entwicklung ehrenamtlicher Aktivitäten im biographischen Verlauf; darauf soll bereits an dieser Stelle hingewiesen werden. Das Ehrenamt kann seinen zunächst sehr funktionalen und eher randständigen Status vollständig verlieren und zunehmend zu einem ganz individuellen, sinnhaften und erfüllenden Projekt werden, dies zeigt das Forschungsfeld in beeindruckender Weise.⁸⁹

Für die männlichen Befragten ergibt sich hinsichtlich der von ihnen ausgeübten ehrenamtlichen Tätigkeiten ein etwas anderes Bild. Ähnlich wie für die Frauen des Forschungsfeldes, gilt auch für sie das elterliche Vorbild in Bezug auf Ehrenamtlichkeit. Die Mehrzahl der Männer des Forschungsfeldes begann darüber hinaus, ebenso wie die Frauen, bereits recht früh, sich ehrenamtlich zu engagieren. Diejenigen, deren Engagement später begann, zum Teil erst mit der Beendigung des Erwerbslebens, waren beruflich sehr stark eingebunden und nutzten freie Zeit vorrangig für die Familie, so wurde deutlich. Aktivitäten derjenigen, die sich frühzeitig engagierten, waren häufig an die berufliche Arbeit gebunden, die entweder den Rahmen gab bzw. inhaltlichen Bezugspunkt bildete. So war ein Engagement im Betriebsrat oder auch in der Gewerkschaft an der Tagesordnung, wobei hier insbesondere familiäre Traditionen (z.B. jahrelang im Betriebsarbeit engagierte Väter) betont wurden und mit ausschlaggebend waren. Das Engagement, das sich im beruflichen Kontext vollzog, hatte in der Regel einen formalisierten, offiziellen und infolgedessen auch öffentlichen Rahmen. Nicht selten bekleideten die Befragten schon sehr bald bestimmte Funktionen und Ämter, die im Verlaufe ihres Engagements bestehen blieben oder sich weiter entwickelten. Vergleichsweise selten fand das Engagement der männlichen Befragten zu Beginn ihrer „Engagementkarriere“ außerhalb bzw. unabhängig von ihrer Erwerbstätigkeit statt, dies unterscheidet Frauen und Männer im Untersuchungsfeld deutlich voneinander. Felder, in denen sie jedoch auch bereits frühzeitig über den beruflichen Kontext hinaus aktiv waren, betreffen die Bereiche Sport und Kirche.

⁸⁹ Dieser Aspekt wird ausführlich in den Kategorien Übergang in die Nachberuflichkeit/ den Ruhestand und nachberufliche Tätigkeitsfelder diskutiert.

Eine Erkenntnis hinsichtlich *früher Engagementtätigkeiten* im Forschungsfeld ist, dass sich Frauen und Männer in dem Punkt unterscheiden, als weibliche Aktivitäten in der Tendenz informell und mit vergleichsweise geringer oder auch gar keiner Außenwirkung respektive öffentlicher Anerkennung verbunden waren, wobei für die männlichen Befragten genau Gegenteiliges gilt. Wir finden hier einen entscheidenden Hinweis darauf, wie für das Forschungsfeld zumindest zu Beginn der Ehrenamtlichkeit weitgehend geschlechterspezifische Handlungsmuster, wie sie auch in der Literatur deutlich werden, gegolten haben. Dieses Ergebnis soll zum einen im Kontext der Prägung durch die Eltern interpretiert werden, die auch im Sinne geschlechter- und rollenspezifischer Vorbilder wirksam wurden. Darüber hinaus werden die bereits beschriebenen individuellen Lebenslagen der Einzelnen (insbesondere der Frauen) wesentlich bestimmend für diese Entwicklungen gewesen sein.

Das Vorbild und damit die Prägung durch die Familie enthält eine weitere Komponente, die offenbar für ehrenamtliches Engagement der Befragten mit grundlegend gewesen ist und vor allem auch dauerhaft wirksam war: eine Erziehung im Sinne von und zu christlichen Werten. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, in welchem Maße durch Erziehung Motivationen für Ehrenamtlichkeit befördert wurden und was dem zugrunde liegt. Dem wurde in den Gesprächen nicht explizit nachgegangen, wiederum klangen bei den Befragten verschiedene Begründungen zumindest an. So ging es darum, vor dem Hintergrund religiöser Bindung im unmittelbaren und weiteren Lebensumfeld aktiv mitgestalten zu wollen, Lebenssinn zu finden und aus persönlicher Betroffenheit heraus zu agieren. Daneben war es wichtig, Menschen kennen zu lernen, in Gemeinschaft zu sein und Erfahrungen sowohl weiterzugeben als auch selbst neue Erfahrungen zu machen.

In unserer Gesellschaft gelten Ehrenamtlichkeit, Selbsthilfe und Arbeit in Initiativen seit langem als wesentliche Merkmale des Engagements von Christen. Kirchliche Gemeinden und Verbände gelten als wichtige Orte, wo soziale Integration und Vergemeinschaftung gepflegt werden.

„Die Programmatik des bürgerschaftlichen Engagements ähnelt Vorstellungen, die christliche Sozialethik von der Partizipation des Menschen am Gemeinwesen und seinen Institutionen formuliert.“ (Hobelsberger 2006 in *Lebendige Seelsorge* 3/2006, 165f.)

Dabei findet das Engagement von Christen bei weitem nicht nur innerhalb der Kirche statt, sondern auch in Parteien, Gewerkschaften, Verbänden und Initiativen. Deutlich wird für das

Forschungsfeld, dass die benannten Beweggründe, auch wenn sie christlich geprägt sind, sehr viel mit denen anderer Befragter gemein haben. Nicht zuletzt wieder spiegeln sie Trends, wie sich Motivation und Art und Weise ehrenamtlichen Tuns über die Jahre verändert haben, was offenbar auch den kirchlich/ religiösen Kontext betrifft. Befragungen des Diakonischen Werkes bei Menschen, die als Christen innerhalb und außerhalb der Kirche ehrenamtlich tätig sind, unterstreichen die im Untersuchungskontext gemachten Aussagen. Dabei wird betont, dass sich die Kirche immer noch schwer tut „... andere Beweggründe als altruistische anzuerkennen ...“ (Diakonisches Werk 1998). Ausgehend von den klassischen Geboten der Gottesliebe und Nächstenliebe wiederum sei zunehmend auch die Eigenliebe eine durchaus berechnete Motivation, die soziales Handeln auslösen kann.

„Es gibt viele Quellen für Motivation, anderen zu helfen, und man sollte sie alle pfleglich behandeln. Dabei ist es allerdings weder notwendig noch sinnvoll, soziales Verhalten in Stellung zu bringen gegen persönliche Entfaltung und gegen die Selbstverwirklichung des Menschen. Solidarität und Individualismus zusammenzudenken und auch praktisch zusammenzubringen wird dagegen immer mehr zu einer wichtigen Voraussetzung für eine soziale Kultur des konkreten Helfens, aber auch der abstrakten Solidarität“ (Dettling 1998, 76).

6.6 Ergebnisdarstellung: Gründung einer eigenen Familie

Haben sie geheiratet und eine eigene Familie gegründet, wann war das?

Charakteristisch für die Gesamtheit des Forschungsfeldes ist der recht frühzeitige Eintritt in die Ehe als auch der Beginn der Elternschaft. Im Durchschnitt waren die Frauen 20 bis 23 Jahre alt und die Männer 25 bis 27 Jahre. In ähnlicher Weise gilt dies für die Geburt von Kindern (zeitlich betrachtet), wobei drei Befragte kinderlos geblieben sind. In den wenigsten Fällen war der Entschluss zur Familiengründung längerfristig geplant. Kinder sind häufig noch während oder kurz nach der Ausbildung/ dem Studium geboren worden.

I 02/ m

„Ich hab’ 1972 geheiratet, habe meine Frau in B. kennen gelernt, beim Studium. Wir waren, wie man so sagt, ein Studentenehepaar.“

I 13/ w

„Ja, also, es war sehr unspektakulär alles, es ging so ganz normal, wie man sich das so vorstellt. Mit 21 haben wir uns verlobt ... und `65 haben wir geheiratet, da war ich 25.“

I 10/ w

„ ... dann habe ich einen Mann kennen gelernt, und das war eine große Liebe, und ich wurde schwanger mit 22. Dann habe ich geheiratet und bekam unser Kind.“

I 12/ w

„Und dann hat es auch gar nicht lange gedauert, da stellte sich dann raus, wir müssen beide heiraten. Dann haben wir natürlich noch ein bisschen schneller geheiratet, das musste sein, aber es war ja sowieso geplant. Und da war ich 22, das war für damalige Verhältnisse schon ganz vernünftig.“

Nahezu alle Befragten haben eine Familie gegründet und Kinder bekommen; für zwei Frauen und zwei Männer trifft dies nicht zu. Insbesondere Frauen begründeten ihre Kinderlosigkeit damit, sich bewusst zwischen Familie und Beruf zugunsten des letzteren entschieden zu haben. Männliche Befragte verwiesen auf mangelnde Gelegenheit und Zeit für Familiengründung.

Im Durchschnitt gehörten zwei Kinder zur Familie, selten auch drei oder vier Kinder; die Ein-Kind-Familie gab es recht selten. Die befragten Frauen sind häufig im Alter zwischen 22 und 25 Jahren das erste mal Mutter geworden. Ein zweites oder drittes Kind folgte in der Regel recht schnell. Diejenigen Frauen, die sich im Alter zwischen 28 und 34 Jahren für ein erstes Kind entschieden haben, taten dies bewusst zu diesem späteren Zeitpunkt, hatten sich mittlerweile beruflich etabliert und in neuen Partnerschaften gelebt. Aus ähnlichen Gründen entschieden sich Frauen im Alter von 33 bis 39 Jahren (bezogen auf die Untersuchungsgruppe) für ein zweites oder drittes Kind. Für die Männer ergab sich die Vaterschaft etwas später, sie waren meist Mitte bis Ende 20.

I 07/ w

„Ja, und ein 3/4 Jahr später ist dann unsere Tochter geboren, und zwei Jahre später kam dann unser Sohn auf den Monat genau. Und ein 3/4 Jahr später kriegte ich noch eine Tochter, die war vielleicht nicht ganz geplant, ist aber auch egal.“

I 03/ w

„Im letzten Studienjahr kam unsere älteste Tochter und drei Jahre später die jüngere.“

I 06/ w

„Wir waren dann so, dass wir erstmal selber erwachsen werden wollten. Und wir haben zwei Wunschkinder, erst nach neun Ehejahren, wir wollten also nicht mit Kindern beginnen.“

I 09/ w

„Und dann habe ich meinen zweiten Mann kennen gelernt, und den habe ich dann fein geheiratet. Und 1974 und 1978 kriegten wir zwei Söhne, da war ich schon älter.“

Für das Forschungsfeld ist auffällig, dass ungefähr die Hälfte der Befragten ein oder auch zweimal im Leben eine Scheidung erlebt hat. Insbesondere für die Frauen ist dies relevant, die Hälfte von ihnen ist hiervon betroffen. Die Aussagen der Frauen verdeutlichen, dass sie in erster Linie diejenigen waren, die sich für eine Trennung bzw. Scheidung entschieden haben. So sind Ehen bzw. Partnerschaften, zu denen meist bereits Kinder gehörten, gescheitert und führten zu Neuorientierungen. Erstaunlich sind Scheidungen nach sehr langen Ehejahren, so haben sich zum Beispiel Frauen nach 27 oder 34 Ehejahren von ihren Partnern getrennt.

I 10/ w

„Die Ehe hat dann 14 Jahre doch noch gehalten, und als meine Tochter 12 war, habe ich mich von meinem Mann getrennt.“

I 02/ w

„Mit 23 habe ich geheiratet, und die Ehe wurde nach 34 Jahren geschieden.“

I 05/ w

„Sieben Jahre verheiratet, dann habe ich ihm einen Tritt gegeben. Wir waren zu jung. Mit 22 Jahren, liebe Güte noch.“

„Ich habe geheiratet, habe eine Tochter. Bin aber geschieden, wir hatten uns auseinander gelebt. Ich habe jetzt ein freundschaftliches Verhältnis zu meiner Frau.“

6.6.1 Interpretation

Den außerordentlich vielfältigen Auslösern für Engagementtätigkeiten ist, das wurde bereits begründet, in den persönlichen Lebensumständen der Befragten nachzuspüren. Um also Entscheidungen und Entwicklungen der einzelnen Personen des Forschungsfeldes so genau wie möglich nachvollziehen zu können und dabei insbesondere die konkreten Bedingungen, Ursachen und Motivationen für die Aufnahme von Ehrenämtern nachzuzeichnen, verspricht auch der Zeitpunkt der Familiengründung sehr aufschlussreich zu sein. Wiederum soll Zeitpunkt hier nicht ausschließlich auf einen sehr engen Zeitraum begrenzt verstanden werden sondern eher prozesshaft als Einleitung und Beginn einer Familienphase, die einen Großteil des Lebens der Befragten mitbestimmt, wenn nicht bei Frauen sogar dominiert hat.

Da die Gründung und Entwicklung von Familien immer auch vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Modernisierungs- und Wandlungsprozesse geschieht und geschlechtsspezifische Zuständigkeiten innerhalb der Familie durch kulturelle Muster mit geprägt werden, wird sich die nachfolgende Interpretation in diesem theoretischen Kontext bewegen (vgl. Born/ Krüger 2003). Interessant dabei ist, ob und in welchem Umfang für die Frauen und Männer des Forschungsfeldes ein eher traditionelles Familien – und Lebensmodell gilt und inwiefern es einen Zusammenhang zur Aufnahme ehrenamtlicher Tätigkeiten gibt.

Für alle Befragten unseres Forschungsfeldes gilt, dass die Entscheidung für bzw. gegen Familie, was sowohl Eheschließung als auch die Erziehung eigener Kinder betrifft, nachhaltig prägend war und den gesamten Lebenslauf, vor allem berufliche Entscheidungen und Entwicklungen, beeinflusst hat. Dies trifft deutlicher für die betroffenen Frauen als für die Männer zu.

Diejenigen, die sich für eine eheliche Gemeinschaft sowie für Kinder entschieden, haben in jedem Fall Verantwortung in neuen Rollen als Ehepartner und Elternteil übernommen. Diese Rollen sind im Einzelfall durchaus als besondere Herausforderung zu betrachten. Zum einen waren die Betroffenen bei der Geburt des ersten Kindes vergleichsweise jung, befanden sich

noch in der Ausbildung/ im Studium und lebten in zum Teil schwierigen finanziellen Verhältnissen. Anstehende Aufgaben, insbesondere in jungen Familien mit Kindern, sind in der Regel mit Unterstützung der Partnerinnen und Partner bewältigt worden. Im Einzelfall gab es zusätzliche Hilfe aus dem engeren Familien – oder Freundeskreis. Für die Frauen des Forschungsfeldes ergibt sich in ihrer „Funktion“ als Mutter eine besondere Verantwortlichkeit hinsichtlich der Familie und dabei insbesondere der Kindererziehung.

Für nahezu alle Befragten kann schließlich davon ausgegangen werden, dass das Ereignis der Familiengründung, auch längerfristig betrachtet, neue und zum Teil schwerwiegende Schwerpunktsetzungen für die eigene Lebensplanung mit sich brachte. Frauen und Männer des Forschungsfeldes unterscheiden sich wesentlich voneinander, da keiner der männlichen Befragten in der Erwerbstätigkeit familiär bedingte Einschnitte oder Veränderungen zu bewältigen hatte. Vorrangig Frauen waren dagegen unvermittelt gefordert, familiäre und Erwerbsarbeit miteinander zu verbinden, was in der Regel beruflicherseits zu Kompromissen und neuen Arrangements führte. Andererseits galt es im Einzelfall die Entscheidung zu treffen, zumindest für einen bestimmten Zeitraum, nicht mehr erwerbstätig zu sein und eine längere Familienphase zu absolvieren. Diese Entscheidungen sind nicht in jedem Fall freiwillig getroffen worden, sondern spiegeln gesellschaftliche Bedingungen respektive Rollenklischees wider. Familienphasen beschränken sich für die befragten Frauen in den wenigsten Fällen ausschließlich auf Aktivitäten innerhalb der Familie. Zusätzliches außerfamiliäres Engagement bzw. die stundenweise Ausübung geringfügig bezahlter Tätigkeiten war selbstverständlich und bildete nicht selten den Ausgangspunkt für die spätere Übernahme von Ehrenämtern.

Für das Forschungsfeld gelten, betrachtet man die Altersgruppen respektive die gesellschaftlichen Verhältnisse, durchaus traditionelle Formen für die Gründung und Entwicklung von Familie. Wiederum existieren große Unterschiede hinsichtlich persönlicher und vor allem weiblicher Lebensplanung in den alten und neuen Bundesländern. Darüber hinaus relativiert sich ein geschlechtsspezifisches Verständnis von Rollenverteilung, betrachtet man den Lebenslauf der Befragten in seiner Gänze, wo vor allem das Alter mit vielfältigen Aktivitäten noch einmal eine herausragende Rolle spielt⁹⁰.

⁹⁰ Dieser Punkt wird ausführlich u. a. im Schwerpunkt: Aktivitäten in der nachberuflichen Lebensphase diskutiert werden.

Die Gründung einer eigenen Familie kann unter zeitlichem Gesichtspunkt für die Geburtskohorten der zwischen 1935 und 1940 Geborenen, denen die Mehrheit der Befragten angehört, als durchaus charakteristisch gelten und entspricht exakt den Verhältnissen jener Zeit (vgl. Mayer 1995). Für diese Jahrgänge trifft in annähernd gleicher Weise zu, dass sie Stationen des Lebenslaufs innerhalb einer bestimmten Zeitspanne und zu ähnlichen Zeitpunkten durchlaufen haben (Institutionalisierung des Lebenslaufs).⁹¹ Biographische Schritte und Übergänge, die nicht durch Gesetze u. ä. festgelegt werden, finden zu ähnlichen Zeitpunkten in der Biographie statt, wie Soziologen und Demographen beschreiben. Diese synonym als *Statuspassage* bezeichneten Übergänge bzw. Lebensereignisse stehen für bestimmte Kriterien der Entwicklung und Entfaltung im Lebenslauf, wo sich das Individuum von einem Status in einen anderen bewegt, was zugleich mit neu gesetzten bzw. zu setzenden Prioritäten in der Lebensführung und der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen einhergeht.

Studien weisen erstaunlich synchrone Handlungs- und Verhaltensmuster innerhalb bestimmter Altersgruppen nach, die das Forschungsfeld sehr klar wieder spiegelt: hier sind sowohl frühes Heiratsalter als auch frühzeitige Elternschaft anzuführen (vgl. u. a. Mayer/ Brückner 1989). Ebenso zeichnet sich diese Generation durch frühe Selbstständigkeit aus; in unserem Kontext das frühzeitige Verlassen des Elternhauses, was in der Regel mit eigener Haushaltsgründung⁹² einherging. Diese Ergebnisse lassen für die große Mehrheit der Befragten die so genannte Normalbiographie⁹³ unterstellen, was zumindest die benannten Lebensereignisse betrifft. Nachfolgende persönliche Entwicklungen insbesondere bei Frauen (die in einem anderen Schwerpunkt diskutiert werden) gelten gleichwohl als Indikatoren für einen deutlichen Wandel in den individuellen biografischen Entwürfen.

⁹¹ Das Forschungsprojekt „Lebensläufe und gesellschaftlicher Wandel“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (Mayer/ Brückner 1989) zog repräsentative Stichproben der Geburtsjahrgänge zwischen 1919 und 1961, wobei für den Untersuchungskontext vor allem die Jahrgänge 1929-1931; 1939-1941 sowie 1949-1951 interessant sind. Festgestellt wurde hier, dass das Heiratsalter der Frauen ab der 1930er bis zur 1950er Kohorte kontinuierlich von 30 Jahren gesunken ist und dann einen „Niedrigstand“ von 21 Jahren erreichte. Ähnlich verhielt es sich bei den Männern von anfänglich 28 Jahren und pegelte sich dann bei 25 Jahren ein. Das Lebensalter bei der Geburt des ersten Kindes fiel bei Frauen von 26 auf unter 24 Jahren der 40er Kohorte; bei Männern von 30 auf 27 Jahre.

⁹² Das Lebensalter bei erster Haushaltsgründung betrug bei Frauen der 20er Kohorte noch 28 Jahre und senkte sich kontinuierlich auf das Alter von 21 Jahren in der 60er Kohorte; ähnlich verläuft der Trend bei Männern: von 30 Jahren der 20er Kohorte bis zu 23 Jahren in der 60er Kohorte (vgl. Mayer/ Brückner 1989).

⁹³ Die Normalbiographie wird im Untersuchungskontext als Konstrukt verstanden, welches als Orientierungsmuster dienen soll, um die biographischen Verläufe innerhalb des Forschungsfeldes beschreibbar zu machen.

Begründungen für das frühzeitige mit eigener Familiengründung einhergehende selbstständig und erwachsen Werden der befragten Frauen und Männer sind sicherlich mit im Umstand des Kriegs- und Nachkriegserlebens zu finden. Das Erleben von Flucht, Vertreibung und „zerstörten“ Familien wird die Entscheidung bestärkt haben, eine eigene Familie zu gründen und damit die Geborgenheit erleben zu können, die man selbst als Kind und Heranwachsender vermisst oder nur eingeschränkt erlebt hatte. Auch die früh gelernte Selbstständigkeit, bereits als Kind mit für die eigene Familie sorgen und Verantwortung für andere übernehmen zu müssen, mag mit Auslöser dafür gewesen sein, selbst in einer eigenen Familie sowohl für die Partnerschaft als auch für Kinder selbst verantwortlich sein zu wollen – und dies auch zu können. Dieser Aspekt hat für die Forschungsfrage besondere Bedeutung, stellt man hier einen Zusammenhang mit früher Selbstständigkeit und Verantwortungsübernahme und späterem Engagement dar

Von Interesse ist darüber hinaus, wie sich das Engagement von Frauen und Männern, die bereits früh Eltern wurden, von denjenigen unterscheidet, die sich erst später oder überhaupt nicht zu diesem Schritt entschlossen haben. Bereits an diesem Punkt lässt sich feststellen, dass insbesondere diejenigen Frauen, die sich spät bzw. nicht für Kinder entschieden, auch vergleichsweise spät mit ihrem Engagement begonnen haben. Sie waren entweder beruflich außerordentlich engagiert und haben Verschiedenes ausprobiert oder sich während der (späten) Erziehungszeit ausschließlich ihren Kindern und der Familie gewidmet. Für die Männer hingegen ist dieser Aspekt weniger relevant, war ihr Engagement doch weitaus weniger vom familiären Eingebundensein abhängig, als dies für die Frauen feststellbar ist.

Faktoren, die sowohl den Zeitpunkt als auch gewisse formale „Verbindlichkeiten“ in der Familiengründung mit beeinflussen, werden in Herkunftsstatus, Klima im Elternhaus, Kinderwunsch, Konfession und Bildungsniveau gesehen. Studien machen im Trend deutlich, dass Bildung den Eintritt in traditionelle Formen der Partnerschaft (Familiengründung mit Kindern und Eheschließung) zumindest verzögert; demzufolge in Bevölkerungsdurchschnitten die Neigung zur Eheschließung mit steigendem Bildungsniveau monoton sinkt (vgl. Diekmann 1987; Papastefanou 1987).⁹⁴

⁹⁴ Der negative Effekt des Bildungsniveaus auf Eheschließung und Familiengründung lässt sich im Vergleich bestimmter Geburtskohorten verdeutlichen. So stieg das Bildungsniveau der zwischen 1929-31; 1939-41 und 1949-51 Geborenen deutlich an, was fast parallel dazu führte, dass die Neigung zu Heirat und Kindern kontinuierlich abnahm, was wiederum mehr Frauen als Männer betrifft (ebd.)

Wiederum kommen wir für das Forschungsfeld zu der Erkenntnis, dass es keinerlei Hinweise darauf gibt, dass die Entscheidung zur Gründung einer Familie, die in unserem Kontext sowohl Eheschließung als auch Kinder meint, mit dem Bildungsniveau der Betroffenen korreliert. Es haben sich Frauen und Männer sowohl mit als auch ohne Abitur, mit Berufsausbildung als auch Studium und Hochschulabschluss für bzw. gegen Familie entschieden, wobei auch keine zeitlichen Präferenzen der einen oder anderen Gruppe erkennbar sind. Die Familiengründung erfolgte quasi völlig unspezifisch zum Bildungsniveau zu gleich frühen oder auch späteren Zeitpunkten.

Es bleibt dahingehend bloße Mutmaßung, inwiefern ein späterer Zeitpunkt der Familiengründung (Geburt von Kindern) die berufliche Entwicklung Betroffener anders hätte verlaufen lassen. An diesem Punkt kann lediglich spekuliert werden, welchen Bildungsweg insbesondere diejenigen Frauen eingeschlagen hätten, bei denen in den Interviews deutlich wurde, dass ihre Ausbildung/ Berufswahl nicht unbedingt ihrem Wunschberuf entsprochen hat; immerhin hätten sich mehrere ein Studium zumindest vorstellen können. Diese Frauen, die jeweils sehr früh Mütter geworden sind, hätten eventuell doch einen Hochschulabschluss realisiert, wenn sie zu einem späteren (geplanten) Zeitpunkt Kinder bekommen hätten.

Um so bedeutsamer erscheint der Zusammenhang zwischen nicht oder nur unzureichend wahrgenommenen frühen Bildungs- und Entwicklungschancen und nachfolgenden Aktivitäten. Engagement und eine Vielzahl verschiedener (Weiter) Bildungs- und Qualifizierungsprozesse haben insbesondere die Lebensläufe derjenigen maßgeblich geprägt, die als Jugendliche oder junge Erwachsene persönliche Wünsche und Ziele zurückstellen mussten.⁹⁵

6.7 Ergebnisdarstellung: Auswirkungen des Familienlebens

Was hat sich für sie durch die Heirat und insbesondere durch eigene Kinder verändert?

Welche Auswirkungen hatte dies auf ihre Berufstätigkeit?

Existiert ein Zusammenhang zur Aufnahme ehrenamtlicher Tätigkeiten?

⁹⁵ Der Aspekt Weiterbildung/ Qualifizierung wird im Kontext lebenslangen Lernens in einem nachfolgenden Schwerpunkt ausführlich behandelt.

Für alle Befragten, die eine Familie gegründet und Kinder bekommen haben, lässt sich feststellen, dass sich ihr Leben wesentlich verändert hat, was insbesondere die Erwerbstätigkeit betrifft. Es wurden hinsichtlich der eigenen Person aber auch im familiären und außerfamiliären Umfeld andere/ neue Prioritäten gesetzt, was im Einzelfall bedeutete, dass sich bisherige Gewohnheiten und Selbstverständlichkeiten zumeist grundsätzlich geändert haben. Dies trifft wiederum wesentlich deutlicher für die betroffenen Frauen als die Männer zu, wobei es außerdem merkbare Unterschiede zwischen den alten und neuen Bundesländern gibt. Diejenigen Befragten, die in Partnerschaften, jedoch ohne Kinder lebten, waren kontinuierlich erwerbstätig und haben ihren Beruf als bedeutsamen Bestandteil ihres Lebens empfunden, vor allem Frauen betonten dies. Mit Blick auf Engagementaktivitäten läßt sich in Einzelfällen ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt der Familiengründung, der Entscheidung für die Unterbrechung der Erwerbsarbeit und der Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten erkennen.

Charakteristisch für weibliche Befragte sind Familien bedingte berufliche Auszeiten. Diese Phasen, ausschließlich von Frauen/ Müttern als Familienzeiten genutzt, variierten zwischen Frauen aus den alten und neuen Bundesländern beträchtlich, was die Zeitdauer angeht. So haben sich Frauen aus der ehemaligen DDR in der Regel dafür entschieden, maximal ein bis zwei Jahre Familienarbeit zu leisten. Im Anschluss haben sie sich in der Regel wieder in einer Vollzeitstelle gearbeitet, wobei die aufgenommenen Tätigkeiten nicht immer der Ausgangsqualifikation entsprachen und berufliche Karrieren nur noch bedingt realisierbar waren.

I 02/ w

„Der Sohn, der war anderthalb Jahre zu Hause, dann nachher ist er in die Krippe gekommen noch kurz und dann in den Kindergarten. Und ich bin meiner Arbeit nachgegangen, habe den ganzen Tag gearbeitet. Mein Mann auch.“

I 03/ w

„Beide Kinder sind in Krippe und Kindergarten gewesen und sind in Ordnung, gesund. Ich hätte zu Hause bleiben können. Aber ich glaube, wenn man so jung ist und ein Leben anfangen will ...“

I 04/ w

„Ja, die berufliche Tätigkeit, das war eigentlich schade. Aufgrund dessen, dass ich meinen Sohn bekam, konnte ich nicht zum Fortbildungslehrgang nach L., der dauerte ein 3/4 Jahr. Und dadurch, dass wir nun beide Wartungsingenieure waren, hatten wir nun ein Problem damit, so dass ich dann umgeschult habe und bin dann in die Verwaltung gegangen.“

I 12/ w

„Allerdings musste ich da auch schon einsehen, dass ich nicht alle beruflichen Möglichkeiten, die sich geboten haben, dass ich die nicht werde nutzen können. Ich habe also auch keine leitende Stellung übernommen, das hatten wir so festgelegt. Ich habe dann nachher auch halbtags gearbeitet, das war ja ein Entgegenkommen des Betriebes damals.“

Frauen aus den alten Bundesländern haben sich, was sowohl Dauer als auch Gestaltung der Familienzeiten betrifft, anders orientiert. Für sie galten im Durchschnitt Familienzeiten von mindestens fünf bis max. neun Jahren, woran sich in den wenigsten Fällen wieder eine volle Erwerbstätigkeit anschloss. Die Aussagen zeigen, dass Frauen ihre Mutter/ Hausfrauenrolle als zunehmend weniger erfüllend erlebt haben und sie sich zunehmend Tätigkeitsfelder im außerfamiliären Bereich gesucht haben. Insofern wurden im Unterschied zu Frauen aus der ehemaligen DDR die Familienzeiten nicht ausschließlich für die Familie genutzt, sondern es gab zusätzliche und parallele Beschäftigungsfelder, die sich zunehmend im ehrenamtlichen Bereich entwickelten. Aktivitäten waren außerordentlich vielfältiger Natur und zeigen, wie intensiv Frauen bestrebt waren, sich zusätzliche, neue und vor allem auch persönlich herausfordernde Felder zu erschließen.

I 13/ w

„Und als wir dann von B. hierher gezogen sind, da war das dann vorbei. Das lag einfach daran, es gab hier keine Kindertagesstätten, die eben so sind, dass man dort sein Kind länger lassen kann. Drei Stunden reichen da nicht, und ich hatte weder eine Oma noch eine Tante hier, also, ich konnte nicht arbeiten. Da musste ich notgedrungen aufhören. Aber Gott sei dank gab es die VHS, und da habe ich wieder Französisch weiter gemacht und Englisch Konversation, dann Spanisch, und so habe ich mir dann die Zeit vertrieben.“

I 09/ w

„Es war fürchterlich. Also, ich war stolz auf meine Kinder, ich habe auch gern die Hausarbeit gemacht. Aber es hat mir immer was gefehlt, ich war nur noch die Hausfrau. Ich habe aufgehört zu arbeiten, weil wir gemeint haben, eine Mutter gehört ins Haus. ... Später, als dann das zweite da war, habe ich halbtags gearbeitet ... Hauptsache, ich durfte mal aus dem Haus raus und hatte mal was anderes als nur Essen kochen, Wäsche waschen und so was.“

I 06/ w

„Zu der Zeit habe ich auch einen halben Tag gearbeitet, vormittags in der Bank und nachmittags das Kind abgeholt, das hätte auch geklappt. Aber da war mir dann die Familie wichtiger, wir wollten ja sowieso noch ein zweites Kind haben, und da wollte ich sowieso dann zu Hause bleiben. Und dann haben wir das so gemacht.“

I 01/w

„Mit meiner Tochter habe ich dann aufgehört und mich beurlauben lassen, das wurden neun Jahre. ... Diese neun Jahre zu Hause, also mit der Hausfrauenrolle, da musste ich mich erst finden. Das war nicht ganz so einfach, und ich war es auch nicht. Ich habe dann als Hausfrau und Mutter sehr schnell mit drei anderen Hausfrauen eine so genannte Müttergruppe gegründet, ... Spielgruppen organisiert und Treffen für uns ... über Erziehungsfragen ausgetauscht, dann haben wir Verkehrsberuhigungsinitiativen gemacht als Mütter ... dann haben wir eine Frauenbörse damals gemacht im Rathaus ...“

Da die Frauen in der Regel wieder erwerbstätig sein wollten, unternahmen sie große Anstrengungen und zeigten sich außerordentlich flexibel. So waren Neuorientierungen, Umschulungen bzw. Qualifizierungen auch im Alter von 40 bis 50 Jahren durchaus an der Tagesordnung.

I 06/ w

„Als das zweite Kind dann in der Schule war, habe ich über das Arbeitsamt begonnen, Computer nachzuholen. Ich habe erst vorsichtig mit einem Hausfrauenkurs angefangen ... habe dann Schreibmaschine gelernt, Kaufmännische Buchhaltung, Deutsch. Dann bin ich voll eingestiegen in die Arbeit, habe dann eine neue Tätigkeit gemacht im Versandbüro, ich wollte dann voll arbeiten.“

I 07/ w

„Und da habe ich ein halbes Jahr gesucht, ich war so deprimiert. Finde ich in der Zeitung ein Inserat ..., die suchten jemanden für nachmittags, auch mit EDV Kenntnissen, na ja, die hatte ich nicht so. ... Und dann haben mich so junge Kollegen, also mein Alter war das nicht, die haben mich angelernt. Es war für mich total neu, es war für mich die größte Veränderung überhaupt. Ich war 52. Da habe ich mir mein erstes Auto selbst gekauft, ich musste 35 km fahren.“

Niemand von den befragten Männern, weder aus den alten noch aus den neuen Bundesländern, hat aufgrund von Familienzuwachs die Erwerbstätigkeit unterbrochen, zeitlich vermindert oder sie familienfreundlich(er) gestaltet. Wiederum haben sich Männer aus der ehemaligen DDR hinsichtlich der Kindererziehung und Beteiligung an der Familienarbeit deutlich in der Pflicht gefühlt und Verantwortung übernommen, das haben Interviews deutlich gemacht.

I 04/ m

„ ... und dann haben wir zwei Kinder bekommen. Meine Frau war Krankenschwester gewesen, sie hatte dann eben mit den Kindern genug zu tun. Es war damals auch so noch nicht die Zeit, wo /.../. Und sie hat auch nicht die Sehnsucht gehabt, dann weiter zu arbeiten. Das war damals so. Sie blieb zu Hause. Das war dann so alles auch in Ordnung. ... Verändert hat sich mit der Familie für mich, also, die Familie hat unter der Situation gelitten, gelitten ist ein bisschen zu groß gesagt. Aber sie musste sich eben auch damit abfinden, weil ich eben auch sehr leidenschaftlich im Beruf war und eben sehr viel unterwegs war. /.../ Und all die Jahre hat meine Frau Meisterleistungen vollbracht, das alles mit den Kindern und so.“

I 02/ m

„Sicherlich, mit Familiengründung ändert sich einiges. Das Ganze war sehr positiv. Man muss sich in bestimmten Dingen abstimmen, man muss sich in einzelnen Fragen unterordnen. Da sind natürlich auch Probleme mit verbunden. Familie, drei Kinder, beide berufstätig, meine Frau hatte auch studiert /.../. Deshalb bin ich es gewohnt, dass, wenn man Kinder hat und der Partner arbeitet, beide zupacken müssen, eine enge Arbeitsteilung in der Familie bestehen muss.“

Frauen (zwei Befragte), die kinderlos geblieben sind, haben auch in Partnerschaften Enttäuschungen erlebt und lebten zum Zeitpunkt der Befragung allein. Ihr Leben bestimmte über weite Strecken, so die Aussagen, ihre Arbeit und die damit verbundene berufliche Entwicklung.

I 05/ w

„Vielleicht unbewusst, dass ich mich in meine Arbeit geworfen habe, weil ich keine Familie hatte“

I 14/ w

„Ich war immer berufstätig und irgendwie ... habe ich mich für Kinder nicht entscheiden können.“

Die Frage danach, ob und in welchem Umfang die Familienzeit Auslöser für ehrenamtliche Aktivitäten war, muss zumindest für die Frauen aus der ehemaligen DDR abschlägig beantwortet werden. Die vergleichsweise sehr kurze Unterbrechung der Erwerbstätigkeit wurde ausschließlich für die Familie genutzt. Gleichwohl war es Praxis, dass das Ehrenamt mit der sich anschließenden Erwerbstätigkeit quasi einherging, waren doch in der ehemaligen DDR gesellschaftliche Arbeit/ Funktionen eng an die berufliche Tätigkeit gekoppelt. Für Frauen aus den alten Bundesländern ist ein eindeutiger und unmittelbarer Zusammenhang zwischen Familienzeit und beginnendem ehrenamtlichen Engagement festzustellen, wie bereits beschrieben wurde.

6.7.1 Interpretation

In zahlreichen Studien wurden die Auswirkungen der individuellen Entscheidung für Partnerschaft und Kinder auf andere Lebensbereiche wie z.B. den Bildungsweg, die Erwerbskarriere, persönliche und soziale Entwicklungen und Orientierungen untersucht (vgl. u. a. Marini, Shin und Raymond 1989; Grennstein 1989, Tölke 1989; Buhr, Strack und Strohmeier 1987; Gloger – Tippelt 1987). Belegt wird in weit gehender Übereinstimmung, dass Familienentwicklung sowie alle damit korrespondierenden Lebensbereiche einem kulturellen und strukturellen Wandel unterworfen sind. Einerseits sind deutliche und nachhaltige Veränderungen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen und Männern zu verzeichnen, was zu veränderter Partizipation von Frauen in ehemals Männer dominierten

gesellschaftlichen Bereichen führt. Wiederum bedeutet dies nach wie vor gesellschaftliche und institutionelle Rahmenbedingungen für Familiengründung– und Entwicklung, die vielfach noch auf die traditionelle Geschlechterrollendifferenzierung ausgerichtet sind.

Dies zeigt bezogen auf Deutschland, dass trotz vielfältiger familienpolitischer Programme und Maßnahmen, Widersprüchlichkeiten im Hinblick auf die Beteiligung von Frauen und Männern an der Entwicklung der Familien existieren. Es gilt (weiterhin), dass für die einzelne Frau Elternschaft nur bedingt wenn überhaupt mit Erwerbsarbeit vereinbar ist, da die Arbeitswelt nach wie vor zu geringe Anpassungsleistungen bezüglich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf vorweisen kann. Männer in ihrer Rolle als Väter wiederum sind eher diejenigen, die auch nach der Familiengründung weiterhin deutlich stärker erwerbsorientiert sind, d.h. dass die Haus– und Familienarbeit für sie eher als Ausnahmesituation gelten kann und ihre Berufskarrieren demzufolge eine weitaus größere Kontinuität und Stabilität aufweisen als die der Frauen (ebd.).

Für die Mehrheit des Forschungsfeldes, sowohl Frauen als auch Männer, trifft die vorab beschriebene geschlechterspezifische Charakteristik grundsätzlich zu. Grundsätzlich meint im Kontext der Studie eine Zeitspanne, die häufig eng mit dem Zeitpunkt der Geburt und des Aufwachsens der Kinder bis zum frühem Jugendalter einhergeht. Über die Perspektive des Lebenslaufs betrachtet relativiert sich dieser Aspekt jedoch, was nachfolgend noch differenzierter ausgeführt wird.

Im Ansatz orientiert sich die Studie, insbesondere unter Berücksichtigung der Generationenzugehörigkeit unseres Forschungsfeldes, an der von Elisabeth Beck - Gernsheim aufgestellte These vom „halbierten Leben“⁹⁶. Sie formuliert das Bestehen von zwei Welten: der Frauenwelt und der Männerwelt, wobei die deutliche Trennung zwischen beiden betont wird. Die Welt der Frauen definiert sich dabei weit gehend über die Familie, die Welt der Männer hingegen über den Beruf. Wir können dem im Kontext der Untersuchung soweit zustimmen, als sich die Mehrheit der befragten Frauen und Männer über einen bestimmten

⁹⁶ Die Formulierung bezieht sich auf den Titel der Veröffentlichung von Beck-Gernsheim (1980): „Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf – Frauenwelt Familie.“ Hier wurde mit dem Konzept des ‚weiblichen Arbeitsvermögens‘ der Besonderheit von Frauen Erwerbsarbeit erstmals größere Aufmerksamkeit zuteil. Darüber hinaus hat das Konzept in der Frauenforschung eine Diskussion darüber (mit) ausgelöst, wie Frauenarbeit theoretisch zu fassen ist und bekam damit zumindest eine Art Katalysatorfunktion zugeschrieben, auch wenn die Grenzen des Begriffs im nachhinein in vielfachen Diskussionen deutlich aufgezeigt worden sind.

Zeitraum ihres Lebens deutlich Geschlechterrollen konform im Sinne von Familien- bzw. beruflicher Orientierung verhalten hat.

Gleichwohl greift diese These für den Untersuchungskontext (über die Lebensperspektive betrachtet) zu kurz und lässt insbesondere die Vielfältigkeit und Überlagerung der familiären und beruflichen Ebene in der Lebenswirklichkeit der Befragten (vorrangig bei Frauen) außer acht. Die Studie kommt zu der Erkenntnis, dass insbesondere für die Frauen eine Vielfalt von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen, auch informeller Art, existierten, die mit herkömmlichen Kategorien nicht mehr fassbar sind.

Im Sinne der Forschungsfrage geraten dabei insbesondere Aktivitäten im Bereich des Ehrenamts und freiwilligen Engagements in den Blickpunkt. Nach Aussagen Befragter haben diese zunächst mit eher unverbindlichem Status begonnen (u. a. bei Frauen in der Familienzeit), sich jedoch nach und nach mit klar definierbarem Aufgabengebiet, Zeitpool und Verantwortlichkeiten etabliert.

Berücksichtigt man die Parallelität von familiären und außerfamiliären Tätigkeitsbereichen, lassen sich für das Forschungsfeld keine klaren Abgrenzungen finden. Weder zeitlich noch nach Art der Tätigkeit ist eine deutliche Trennung von familiärer und beruflicher Phase erkennbar. Es gilt vielmehr eine Doppel – Konstruktion von familiären Aufgaben und Erwerbstätigkeit vorrangig für Frauen, wobei diese nicht nur Dopplung im rein quantitativen Sinne als ein „Nebeneinander und Nacheinander“ meint. Eher zielt Dopplung hier auf die Wechselseitigkeit beider Bereiche sowie ihre gegenseitige Beeinflussung, das haben Aussagen deutlich gemacht.

Die Beschreibung der Frau als „Grenzgängerin“ (Eckart 1988, 36), die tagtäglich in zwei oder sogar mehr Welten eingebunden ist und sich in diesen bewegt, trifft für die weiblichen Befragten zu. Diese Parallelwelten unterliegen jeweils unterschiedlichen Regelungen und Strukturen, die häufig widersprüchlich sind. Sie werden von Frauen ambivalent erlebt und fordern spezifische Strategien zur ihrer Bewältigung (ebd.).

Hier lohnt sich ein differenzierter Blick auf die weiblichen Biographien unserer Studie, die Parallelitäten und Überlagerungen von familiärer Arbeit und Tätigkeiten außerhalb der Familie aufweisen⁹⁷.

Die Lebensverläufe ostdeutscher Frauen aus dem Forschungsfeld, die hier unter dem Fokus Familiengründung - und Entwicklung zunächst in einem recht engen Zeitfenster betrachtet werden, entsprechen dem Frauenbild, welches der Geschlechterkultur der DDR zugrunde lag: die Frau, die sowohl erwerbstätig (werktätig) als auch Mutter als auch Hausfrau war. Dies bedeutete zum einen die vollständige Integration der Frauen in die Erwerbstätigkeit, gleichzeitig aber auch ihre (traditionelle) Zuständigkeit für die familiäre Reproduktion (vgl. Nickel 1991; Schäfgen/ Spellerberg 1998; Schenk/ Schlegel 1993).

Im Kontext von Familiengründung und Kindererziehung existierte in der DDR parallel dazu eine Auffassung von Kindheit als eigenständiger Phase, die besonderer Betreuung und Förderung auch *außerhalb der Familie* bedurfte; dahingehend waren Erziehung und Betreuung von Kindern großteils als öffentliche Aufgabe definiert (Kinderbetreuung in Kinderkrippen/ Kindergärten/ Hort). Dass trotz allen Eingebundenseins in den Beruf doch die Frauen in erster Linie für Familie zuständig waren, wird auch im Untersuchungskontext zumindest an Einzelfällen deutlich.

Grundsätzlich waren Frauen diejenigen, die sich innerhalb der Familie für Erwerbsunterbrechung oder Teilzeit entschieden haben, was in der DDR auch ausschließlich Frauen zugestanden war. Dazu kommt, dass sich auch wieder ausschließlich die Frauen entschlossen haben, mögliche berufliche Entwicklungen/ Karrieren/ Positionen nicht oder nur in begrenztem Umfang wahrzunehmen und zu besetzen. Sie waren es, die nach der Geburt eines Kindes alternative Arbeitsbereiche gewählt haben, die familienfreundlicher gestaltbar waren (dies meint allerdings in keinem Fall eine geringer qualifizierte Tätigkeit).

Die Interviews haben gezeigt, und dies gilt für alle Befragten aus den neuen Bundesländern, dass es in Partnerschaften durchaus selbstverständlich war, Familienarbeit, also auch Kindererziehung, miteinander auszuhandeln. Das bedeutete im konkreten Alltag eine Aufgabenteilung zwischen Frauen und Männern, quasi die gemeinsame arbeitsteilige

⁹⁷ Zwischen Befragten aus den alten und den neuen Bundesländern und insbesondere bei den Frauen existieren zum Thema Familie deutliche Unterschiede. Aus diesem Grund konzentriert sich die Interpretation der Daten nacheinander auf die Problematik neue und alte Bundesländer.

Bewältigung von Familie. Dies spricht auch im Forschungsfeld dafür, dass die familiäre Lebensführung im Kontext traditioneller Rollenteilung den Charakter der Selbstverständlichkeit (partiell) verloren hat und stattdessen Aushandlungsprozesse zwischen den Partnern selbstverständlich(er) geworden sind (vgl. Born/ Krüger 2001).

Ergänzend dazu sind die Aussagen der männlichen Befragten aus den neuen Bundesländern von Interesse. Auch sie haben deutlich gemacht, dass die Gründung der eigenen Familie und dabei vor allem die Geburt von Kindern Konsequenzen hatte, wobei es vor allem galt, innerhalb der Partnerschaft andere Prioritäten zu setzen. Die Veränderungen galten, und dies unterscheidet befragte Männer deutlich von den Frauen, in erster Linie innerfamiliär bzw. für die eigene Person. Betont wurde in diesem Fall das Positive der neuen Erfahrung, mit einer eigenen Familie und insbesondere eigenen Kindern zu leben. Es gab eine neue Rolle auszufüllen bzw. zu erlernen, die des Vaters; was auch mehr Verantwortlichkeit innerhalb der Familie bedeutete. Dieses Mehr an Verantwortung wurde allerdings nicht vordergründig auf die eigene Person als Ehemann und Vater bezogen, sondern verstand sich offenbar eher im partnerschaftlichen Sinne: als geteilte Verantwortung beider Partner.

Keiner der befragten Männer sah sich weder zum Zeitpunkt der Familiengründung noch später in der Position des „Versorgers“ der Familie. Wie bei den befragten Frauen, galt es auch aus der männlichen Perspektive offenbar als selbstverständlich, dass beide Partner (abgesehen von den bereits erwähnten kurzen Unterbrechungen/ Babyjahr der Frauen) erwerbstätig waren und so in gleichen Teilen zum Familienunterhalt beigetragen haben.

Das Stereotyp vom Mann als „Familienernährer“ hat im Kontext der Studie, was Befragte aus der ehemaligen DDR betrifft, keinerlei Gültigkeit. Wenn die Rolle des Haupternährers innerhalb der Familie zutreffend war, dann beschränkte sich diese maximal auf die Familienphase, wobei sie aktive Vaterschaft keineswegs ausgeschlossen hat (vgl. Cyprian 1996; Geissler/ Oechsle 1990). Insofern haben wir es hier mit einem vergleichsweise modernen Rollenverständnis des Mannes zu tun: dem des Partners und Vaters innerhalb der Familie. Gleichwohl bedeutet dies, dass der Beruf für die Männer, die dann Familienväter waren, weiterhin Priorität besessen hat, dies wurde in den Interviews auch übereinstimmend betont. Hinsichtlich der beruflichen Entwicklung gab es keinerlei Veränderungen, z.B. Stellenwechsel, Karriereverzicht oder verkürzte Arbeitszeit, wie dies für die Frauen zutreffend war.

Für Befragte aus den *alten Bundesländern* ergibt sich mit der Gründung einer eigenen Familie und den daraus folgenden Konsequenzen für die persönliche, respektive berufliche Entwicklung, ein völlig anderes Bild. Davon sind jedoch auch hier in erster Linie Frauen betroffen. Sie waren diejenigen, die sich fast ausnahmslos für eine Unterbrechung der Erwerbstätigkeit entschieden haben bzw. entscheiden mussten und zum überwiegenden Teil über viele Jahre für ihre Familie und insbesondere für die heranwachsenden Kinder engagiert waren.

Die Aussagen verweisen sowohl auf die unterschiedlichen gesellschaftliche Bedingungen als auch auf ein anderes Selbstverständnis zum Thema Familie sowie Betreuung und Erziehung von Kindern. Für die befragten Frauen aus den alten Bundesländern mag dies insofern als charakteristisch gelten, berücksichtigt man die Altersspezifik im Untersuchungskontext. Gestalteten sich Familienbildungsprozesse in der ehemaligen DDR in einer Weise, die Ausbildung/ Studium und Erwerbstätigkeit mit der Familiengründung kompatibel machte und entsprechend synchron von Frauen bewältigt wurde, so galt dies Modell nicht oder nur sehr eingeschränkt in Westdeutschland. Erwerbsarbeit und Familienarbeit wurden, zumindest über einen gewissen Zeitraum, voneinander getrennt. Für die Frauen des Forschungsfeldes waren dies ca. fünf bis neun Jahre, die sie in erster Linie ihrer Familie widmeten und nicht erwerbstätig waren.

Zumindest für diese Phase orientiert sich die Interpretation in Anlehnung an Pfau – Effinger (1998) am so genannten „Vereinbarkeitsmodell der Versorgerehe“, welches als modernisierte Form der traditionellen Versorgerehe gelten kann. Wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden ist, „... dass die Ehe am deutlichsten für die Phase der aktiven Elternschaft als Versorgerehe konzipiert ist ...“ (ebd., 185). Während sich die Frauen demzufolge als aktive Mütter um ihre Kinder (und Ehemänner) kümmern, haben letztere den Status als Ernährer der Familie inne, für die der Beruf weiterhin höchste Priorität besitzt.

Dieses Szenario charakterisiert recht treffend die Bedingungen, die in den Interviews geschildert worden sind. Arbeitsteilung innerhalb der Familie, von Frauen und Männern aus der ehemaligen DDR als selbstverständlich beschrieben, hat es in diesem Umfang offenbar in den alten Bundesländern weitaus weniger oder gar nicht gegeben. Vielmehr haben wir das Bild der „rundum verantwortlichen“ Ehefrau und Mutter vor Augen, welche für ein weitgehend traditionelles und familienzentriertes Frauenleitbild steht (vgl. Born et al. 1996; Oechsle 1998).

Dem liegt nicht zuletzt ein Leitbild von Kindheit als einer eigenständigen und betreuungsintensiven Phase zugrunde, welches dem in der ehemaligen DDR ähnelt. Allerdings erscheint Kindheit hier weitaus stärker individualisiert in der Weise, als Kinder einer „... umfassenden *individuellen* Förderung bedürfen, *alle Bedürfnisse* eines Kindes ernst zu nehmen sind und das Kindeswohl entsprechend eine Betreuung in *privaten Haushalten* erfordert ...“ (vgl. Pfau – Effinger 1998). In diesem Sinne existiert(e) auch das traditionelle Bild der „guten Mutter“ was Berufstätigkeit zwar nicht ausschloss, wiederum jedoch nahe legte, dass „... die gute Mutter zum Kinde gehört ...“ (ebd., 185f.).

Zu berücksichtigen ist hier, dass die institutionellen und organisatorischen Gegebenheiten für die Kinderbetreuung in den alten Bundesländern bei weitem nicht dem Standard entsprechen und in den 60er/ 70er Jahren noch weniger entsprochen haben, als dies für die ehemalige DDR gegolten hat.⁹⁸ Insofern wurde eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung manifestiert, die eine Trennung von Erwerbsarbeit und Familie nahe gelegt, wenn nicht sogar gefordert hat. Nahezu folgerichtig erscheinen im Forschungsfeld die Familien bedingten Erwerbsunterbrechungen westdeutscher Frauen/ Mütter, die sich häufig zu andauernden Familienzeiten entwickelten und wiederum den beruflichen Einstieg in der Folge schwierig oder sogar „unmöglich“ machten.

An genau diesem Punkt ergibt sich der für die Forschungsfrage relevante Zusammenhang zwischen familiären und (erstmalig) ehrenamtlichen Aktivitäten. Es werden Entwicklungen im Forschungsfeld sichtbar, die dem ersten Eindruck einer traditionell Familien zentrierten Lebensplanung⁹⁹ der befragten Frauen zwar nicht widersprechen, diesen zumindest aber in Frage stellen.

Dabei kommt unsere Studie zu Erkenntnissen, die über bisher Bekanntes hinausgehen.

⁹⁸ Noch in den 80er Jahren lag der Versorgungsgrad bei Krippen in den alten Bundesländern bei nicht einmal 3%, für Kindergärten zwar bei ca. 80%, wobei jedoch auch hier kaum Ganztagsplätze zur Verfügung standen. Darüber hinaus gab es für die familienbedingte Erwerbsunterbrechung zu der Zeit (60er/ 70er Jahre) keinerlei arbeitsrechtliche noch finanzielle Absicherung; z.B. Arbeitsplatzgarantie oder Erziehungsgeld als Lohnersatzleistung wie in der ehemaligen DDR. Insofern setzte eine Erwerbsunterbrechung immer auch die Existenz eines Familienernährers voraus (vgl. BMFS 1994).

⁹⁹ Die traditionell familienzentrierte Lebensplanung gilt als Konzept, welches die Modernisierung zurück weist: Frauen versuchen, eine Lebensführung im Rahmen der traditionellen Frauenrolle aufrechtzuerhalten. Sie sehen sich entsprechend als Frau in die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung eingebunden, die sie als biologisch determiniert verstehen. Insofern gilt die Integration ins Erwerbsleben nicht als eigenständiges Element der Lebensplanung, sie ist gegenüber dem privaten Lebensbereich immer zweitrangig (vgl. Geissler, Oechsle 1996).

Betrachten wir, abgesehen von der für die Studie relevanten langen Lebensspanne, lediglich die Familienphase, so hat sich die Einstellung der Frauen (West) zu Familien- und Lebensplanung bereits während dieses Zeitraumes verändert. Begann sie für die Mehrheit noch im Sinne einer nahezu ausschließlichen „Familienzentrierung“, so veränderte sich das Selbstverständnis zunehmend in Richtung einer modernisierten familienzentrierten Lebensplanung¹⁰⁰. So wurde begonnen, möglichst passgenaue Lösungen zu finden, die sowohl der familiären *als auch* der individuellen Lebenssituation entsprechen konnten. Es mussten in jedem Fall Wege ausgehandelt und erprobt werden, wie z.B. die Familienarbeit mit erneuter Erwerbstätigkeit (geringer wöchentlichen Stundenumfang) vereinbar war. In diesem Zusammenhang sollen vor allem die ehrenamtlichen Tätigkeiten betont werden, die neben der Erwerbstätigkeit für befragte Frauen gerade während der Familienzeit bedeutungsvoll waren. Ehrenamtlichen Aktivitäten soll hier der gleiche Stellenwert beigemessen werden, wie ihn Erwerbstätigkeit bereits besitzt. Bedeutet doch sowohl das eine wie das andere genaue Planungs- und Aushandlungsprozesse, wenn es darum geht, Familie und Außerfamiliäres miteinander zu vereinbaren.

Das zitierte Konzept der modernen Familienzentrierung konzentriert sich auf das Nacheinander von Familien- und Erwerbsphase und erfasst, nach Datenlage der Studie, lediglich einen kleinen Ausschnitt der Möglichkeiten, die Frauen während der Familienphase wahrnehmen (können). Insofern werden mit dem Konzept individuelle Entwicklungen und biographische Entscheidungen nicht ausreichend differenziert berücksichtigt.

Ging es den befragten Frauen doch nicht nur um ein Nacheinander oder die Parallelität von Familie, Beruf und Ehrenamt. Vielmehr stellten Betroffene die persönliche Entwicklung sowie ihr eigenes Rollenverständnis- und Verhalten immer wieder auf den Prüfstand, woraus in der Konsequenz häufig tiefgreifende und nachhaltige Veränderungen in der Lebensführung resultierten.¹⁰¹

So waren die Frauen gefordert, beginnend mit der Familienphase, auf sich verändernde persönliche aber auch gesellschaftliche Verhältnisse zu reagieren, sich auf diese einzustellen

¹⁰⁰ In der modernisiert familienzentrierten Lebensplanung haben Ausbildung und Beruf sowie eine individualisierte Beziehung zu den Kindern ausgeprägten Stellenwert. Berufstätigkeit vor der Familiengründung ist sehr wichtig. Es wird für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine biographische Lösung angestrebt und gefunden, die häufig in einem Nacheinander beider Lebensphasen mündet (ebd.).

¹⁰¹ Weiterführende Aussagen zu diesem Punkt werden an entsprechender Stelle in der Untersuchung gemacht, da hier vor allem die Perspektive der für die Studie untersuchten Lebensspanne der Betroffenen interessant ist.

und entsprechende Strategien für Arrangements und Neuorientierungen zu entwickeln und in diesem Sinne „individualisierte Lebensplanung“¹⁰² zu betreiben. Grundsätzlich weisen diese Prozesse ein hohes Maß an Selbstreflexivität auf, wird doch die eigene Person respektive der momentan eingenommenen Rolle als Partnerin, Ehefrau und Mutter etc. in ihrer Sinnhaftigkeit immer wieder hinterfragt.

Betroffene erlebten sich zum einen in ihrer Rolle als Mütter/ Familienfrauen eng und fast alternativlos an ihre Familie gekoppelt und mit den damit einhergehenden Aufgaben durchaus ausgelastet. Wiederum fühlten sie sich in der ausschließlichen Familien Welt begrenzt und in ihrem Wirkungskreis sowie damit verbundenen Möglichkeiten eingeschränkt. Vormalig beruflich aktive, engagierte und erfolgreiche Frauen führten ein Leben, das von der Erwerbsarbeit vollständig getrennt war, was auch bedeutete, dass Anerkennung nahezu ausschließlich an Leistungen für die Familie bzw. eine entsprechende ‚Zugehörigkeit‘ zum männlichen Partner und dessen beruflichen/ gesellschaftlichen Status gebunden war.

Die Ambivalenzen von Frauen werden vor diesem Hintergrund als Ausdruck (zumindest zeitweiser) biographischer Unsicherheit gedeutet. Sie konnten berufliche Kompetenzen und Ressourcen nicht nutzen, was nach längerer Dauer der Familienzeit für sie problematisch wurde und in der Konsequenz dazu führte, nach neuen Betätigungsfeldern möglichst außerhalb der Familie zu suchen. Ehrenamtlichen Aktivitäten kommt hier die Funktion zu, sowohl Ausweg als auch (neue) Herausforderung sein zu können.

Die Untersuchung kommt zu dem Erkenntnis, dass Ehrenamtlichkeit hier ganz offensichtlich Funktionen erfüllte, die eher der Erwerbsarbeit zugeschrieben werden. Demzufolge werden Orientierung und Handeln von Individuen gegenüber der Erwerbsarbeit durch folgende zwei Perspektiven bestimmt; die der Arbeitskraftperspektive und die der Subjektperspektive. Geht es bei ersterer darum, die eigene Arbeitskraft zu erhalten, was neben der Sicherheit des Arbeitsplatzes auch die Einkommenshöhe betrifft, so umfasst die Subjektperspektive vor allem die ganzheitliche Berufssituation und hier insbesondere den kommunikativen und Sinnbezug von Erwerbsarbeit (vgl. Schumann 1989). Insbesondere für und von Frauen wird die Subjektperspektive als außerordentlich bedeutsam eingeschätzt. Zielt diese doch auf

¹⁰² Der individualisierten Lebensplanung liegt kein gegebener Lebenslauf und kein Modell zugrunde; das Konzept repräsentiert eher ein vollkommen flexibles Muster. Charakteristisch ist die selbstreflexive Struktur des Handelns in allen Bereichen, wonach biographische Entscheidungen immer wieder neu reflektiert werden. Altersnormen und ‚normale‘ Verläufe sind weitgehend irrelevant; Bezugspunkt für biographisches Handeln ist die Entwicklung des eigenen Selbst (vgl. Geissler, Oechsle 1996).

soziale Kontakte und Anerkennung außerhalb der Familie, womit Erwerbsarbeit der Stellenwert von Selbstverwirklichung zukommt. Insbesondere die Chance neuer sozialer Kontakte, Sinnhaftigkeit als auch der Wertschätzung des Tuns waren im neu entdeckten ehrenamtlichen Feld für die befragten Frauen bedeutsam.¹⁰³ Ehrenamtlichkeit ist so im Forschungsfeld ein Aktionsfeld geworden, das offenbar besonders für Frauen aufgrund individuell sich verändernder Lebenslagen (Familienzeit) hohe biographische Relevanz besitzt.

Die Daten zeigen ebenso, dass für Frauen in Ostdeutschland ehrenamtliche Aktivitäten und Familie in keinem vergleichbar direkten Zusammenhang. Die sehr kurzen beruflichen Auszeiten wurden ausschließlich Familie und Kindern gewidmet, wobei für außerfamiliäre Aktivitäten wahrscheinlich weder Zeit übrig noch vorgesehen war. Es wird den Frauen bewusst gewesen sein, unmittelbar nach Familienzeit/ Babyjahr wieder voll erwerbstätig zu sein, was den Spielraum für Ehrenamtlichkeit klein gehalten hat.

Wiederum ist in diesem Kontext erneut erwähnenswert, dass Ehrenämter als gesellschaftliche Arbeit/ Funktionen neben der Erwerbstätigkeit für die Mehrzahl der weiblichen Befragten nahezu selbstverständlich wurden. Die Übernahme gesellschaftlicher Funktionen in der ehemaligen DDR war weniger optional, sondern hatte eher den Charakter einer „freiwilligen“ Verpflichtung. Da alle befragten ostdeutschen Frauen (nach kurzer Babypause) erneut in Vollzeitstellen erwerbstätig waren und sich zudem beruflich entwickelt haben, gehörten gesellschaftliche Aktivitäten in quasi selbstverständlicher Weise dazu.

Der häufig vertretenen Meinung, dass Ehrenamtlichkeit, wie sie in den alten Bundesländern Tradition hat und die in der ehemaligen DDR geleistete gesellschaftliche Arbeit nicht miteinander vergleichbar wären, schließt sich die Studie nicht an. Auch wenn gesellschaftliche Aktivitäten in der ehemaligen DDR mit anderen, in der Regel ideologisch verbrämten Begründungsmustern, einhergingen, rechtfertigt dies nicht die ‚Abwertung‘ des Engagements bzw. dessen ‚Zweitklassigkeit‘.

Gesellschaftlicher Arbeit in der ehemaligen DDR, die von der Mitarbeit in Fachausschüssen über Kultur- und Parteiarbeit bis hin zum Engagement in der Kirche reichte, wird im Verständnis unserer Studie eindeutig ehrenamtlichen Charakter zugeschrieben, wurde sie

¹⁰³ Ausführlicher wird dieses Thema im nachfolgenden Schwerpunkt diskutiert.

doch außerhalb regulärer Arbeitszeit sowie unentgeltlich geleistet und zielte vorrangig auf das Gemeinwohl.

Frauen, die sich hier engagierten, waren nicht nur im Sinne der bereits beschriebenen „Doppel – Konstruktion“ gefordert, wo Familie und Beruf parallel liefen. Vielmehr bewältigten sie eine „Dreifach – Konstruktion“, zu der neben der Erwerbstätigkeit die Familienarbeit gehörte und die darüber hinaus ehrenamtliche Aktivitäten (gesellschaftliche Arbeit) mit einschloss.

Für die männlichen Befragten aus den neuen Bundesländern trifft dies in ähnlicher Weise zu, wobei betont werden muss, dass bei ihnen nicht in dem Sinne von einer dreifachen Arbeitsbelastung gesprochen werden kann, da sie familiär (bei aller partnerschaftlichen Arbeitsteilung) nicht vergleichbar involviert waren wie die Frauen. Es gibt bei ihnen keinen Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen dem Zeitpunkt der Familiengründung und der Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten.¹⁰⁴ Wiederum war wie bei den Frauen auch für die Männer berufliche Entwicklung eng mit der Übernahme ehrenamtlicher (gesellschaftlicher) Funktionen verbunden, dies galt in bereits beschriebener Weise nahezu als Selbstverständlichkeit. Diese Einschätzung soll allerdings in keinem Fall den Umfang des persönlichen Engagements mindern oder in Frage stellen.

Auch bei den männlichen Befragten aus den alten Bundesländern ergibt sich kein unmittelbarer Zusammenhang zwischen Familiengründung und ehrenamtlichen Aktivitäten. Sie alle waren beruflich stark engagiert, dies ließ nicht in jedem Fall Raum für Engagement außerhalb der Erwerbstätigkeit. Gleichwohl war die Mehrzahl aktiv, häufig wurde Betriebsratsarbeit geleistet oder es gab Engagement im Sport bzw. in der Kirche. Der trotz hoher beruflicher Arbeitsbelastung (viele waren in leitenden Positionen) vergleichsweise große Aufwand für das Ehrenamt macht zumindest in punkto Familie eins deutlich: Von ihrer familiären Situation (alle hatten Kinder) waren die Männer bei weitem nicht in dem Maße „betroffen“, wie dies für die Frauen gilt. Dieser Umstand trug sicherlich mit dazu bei, dass sich die Befragten trotz hoher Erwerbsarbeitszeit deutlich uneingeschränkter ehrenamtlich betätigen konnten. Erhebungen zu Engagementquoten/ Beteiligung in Deutschland spiegeln genau dieses Ergebnis aus geschlechtsspezifischer Sicht wieder (vgl. Freiwilligensurvey 1999 und 2004, Repräsentativerhebung/ Frauen und Männer, Jugend, Senioren, Sport).

¹⁰⁴ Die Freiwilligensurvey (1999, 2004) formulieren in diesem Zusammenhang sg., dass für Männer die familiäre (Ver-) Bindung inhaltlich weniger Bedeutung für die Ausübung ihrer freiwilligen Aktivitäten hat und diese vielmehr u. a. von beruflichen und politischen Bezügen beeinflusst wird.“

Abschließend gelangen wir bei diesem Schwerpunkt zu der Erkenntnis, dass das Ehrenamt im Zusammenhang mit Familiengründung vorrangig für Frauen aus den alten Bundesländern ein lohnendes und mögliches Betätigungsfeld darstellt, ohne dabei als „Notlösung“ zu funktionieren. Sich für andere und mit anderen und dabei vor allem außerhalb der Familie zu engagieren soll als Ausdruck der sich wandelnden Lebensentwürfe von Frauen, insbesondere der Generation des Forschungsfeldes, begriffen werden. Freiwilligenarbeit von Frauen ist nicht von ihrem familiären Bezugsrahmen zu trennen und erscheint gewissermaßen als Reaktion auf eine spezifische persönliche Lebenssituation; wobei die Zeit der Familiengründung als prädestiniert erscheint.

Für die Ehrenamtlichkeit von Frauen sind in diesem Zusammenhang Sinngabungsprozesse erkennbar, die diesen Aktivitäten einen außerordentlich hohen persönlichen Stellenwert verleihen. Ein Agieren in Feldern, weit gehend unabhängig von familiären Aufgaben und Gegebenheiten sowie ausgehend von den eigenen Interessen und Bedürfnissen schaffte neues Selbstwertgefühl, welches klar an Anerkennung von außen gebunden war. Damit verbunden war die Aufhebung von empfundener Isolation und die Schaffung eines neuen und vor allem eigenen Interaktionsraumes.

Die hier gewonnenen Einsichten haben für die Forschungsfrage große Relevanz, eröffnet sich doch gleichsam ein Einblick in weibliche Lebensführung als einer möglichen Verquickung familiärer, beruflicher und ehrenamtlicher Aktivitäten und Entwicklungen

6.8 Ergebnisdarstellung: Qualifikation und Weiterbildung

Haben Sie sich beruflich weiter gebildet und qualifiziert sowie außerhalb des Berufes neue Interessensfelder erschlossen?

Ausnahmslos alle Befragten haben deutlich gemacht, dass Weiterbildung und Qualifizierung notwendiger und selbstverständlicher Bestandteil ihrer beruflichen Tätigkeit waren. Es ging für viele mit ihrer beruflichen Entwicklung/ Karriere einher, sich neuen Anforderungen zu stellen und Weiterbildungsangebote zu nutzen. Für Frauen und Männer trifft dies in gleicher Weise zu. Zusätzliche und weiterführende Bildungsbedarfe resultierten häufig (insbesondere bei Ingenieur- und technischen Berufen) aus den steigenden Anforderungen der EDV Technik, die einen ‚aktuellen Stand‘ im Beruf erforderten.

Deutliche Unterschiede existieren zwischen den Befragten aus den alten und neuen Bundesländern. Bei einem durchaus vergleichbar hohen Stellenwert, den berufliche Qualifizierung jeweils besaß, dominierten in der ehemaligen DDR zentral gesteuerte, organisierte und inhaltlich ausgerichtete Weiterbildungsprogramme neben einer außerordentlich vielfältigen und differenzierten Weiterbildungs- und Angebotsstruktur in den alten Bundesländern¹⁰⁵.

Die in der ehemaligen DDR betriebsinterne Weiterbildung charakterisierte neben der Regelmäßigkeit ein ebenso hoher Verbindlichkeitsgrad, was die Auswahl für den Einzelnen durchaus einschränkte. Dies trifft für Befragte aus den alten Bundesländern nur bedingt zu; deutlich wird hier ein vergleichsweise höheres Maß an Eigeninitiative – und Verantwortung. Man war gefordert, auch im beruflichen Kontext persönliche Interessen und Bedürfnisse deutlich zu machen und durchzusetzen sowie mehr eigene Ressourcen (zeitlich, materiell) aufzuwenden.

I 02/ w

„Ja, also, die betriebseigenen Lehrgänge, da bin ich fortlaufend gewesen. Und so lange, wie ich in der Technik drin war, war das sowieso Gang und Gäbe. /... / Sie wissen ja selber, wie die Entwicklung gegangen ist, die Technik schlug sich unheimlich schnell um, es wurde so schnell, auf einmal war der Computer da und die großen Rechenanlagen ...“

I 04/ w

„Ja, es war aber auch noch anders vor der Wende, weil da auch noch die betrieblichen Weiterbildungen liefen. So dass man sich privat eigentlich gar nicht so gekümmert hat.“

¹⁰⁵ Die Weiterbildungslandschaft in der Bundesrepublik erfuhr insbesondere in den 70er Jahren einen deutlichen Schub durch die Verabschiedung von den Weiterbildungs- und Erwachsenenbildungsgesetzen in den meisten Bundesländern. Die Folge war in der Regel eine enorme Ausweitung des Weiterbildungsangebotes bis in die 80er und 90er Jahre hinein (vgl. Faulstich 1996).

I 09/ w

„ Ich habe z.B. viele PC Schulungen gemacht, damit ich da versiert war. Ich bin hier in A. nebenbei an die Universität gegangen, das war Management. Das habe ich dann über zwei/ drei Jahre gemacht. Da war ich dann Gasthörer, habe aber auch noch Zertifikate gemacht.“

I 06/ m

„ Im Urlaub bin ich nach V. gefahren, zweimal vier Wochen hintereinander und konnte mich dann ausreichend verständigen. Ein paar Jahre später war S. dran, da bin ich nach M. gegangen, um Spanisch zu lernen Wenn man in einer solchen Firma eine bestimmte Position erreicht hat, dann wird man entweder ausgebootet oder man bleibt am Ball.“

I 04/ m

„Ich hatte dann auch Vorgesetzte, die das so auch anregten. Ich war da immer auch sehr neugierig, man lernte immer was dazu. Ich war da fasziniert, immer neue Menschen kennen zu lernen. Und Führungsaufgaben, das war mir ja auch nicht in die Wiege gelegt, das musste ich ja auch erst wieder lernen, um auch andere wieder zu animieren. In der 80er Jahren ging das dann los mit der Weiterbildung, das hat auch Spaß gemacht.“

Qualifizierung war für die einzelnen verschieden motiviert, wobei Unterschiede erneut besonders zwischen Frauen und Männern bestehen. Befragte aus den alten Bundesländern reagierten u. a. auf die zunehmend angespannte Arbeitsmarktlage, die vor allem für Frauen immer prekärer wurde. Sie waren diejenigen, die aufgrund beruflicher Um – oder Neuorientierung (häufig nach der Familienphase) noch einmal eine neue Berufsausbildung absolvierten, Zusatzqualifikationen erworben oder ein Studium aufgenommen haben. Häufig flankierten Qualifizierungsmaßnahmen auslaufende Familienzeiten oder Phasen der Erwerbslosigkeit.

Neben dem Interesse an neuen Betätigungsfeldern zielte Weiterbildung ebenso auf Chancen beruflicher Neu- und Umorientierung. Auslöser waren neben der Veränderung der familiären Verhältnisse (Selbstständigkeit der Kinder) ebenso private Krisen, wie z.B. Trennung vom Partner oder schwerwiegende Krankheiten.

I 01/ w

„ Und ich habe gedacht, wo die Kinder aus dem Haus sind, die studieren jetzt beide, da kann ich ja wieder die Stunden erhöhen ... und so eine Beratungssache hätte mir noch mehr Spaß gebracht. Ich habe an die Zukunft und auch an das Alter gedacht und gedacht, damit könntest du alt werden. Und dann gab es eine neue Ausbildung zu einer so genannten Schriftsprachberaterin, die sollte Kollegen beraten im Deutschunterricht mit lese- und rechtschreibschwachen Schülern ...“

I 10/ w

„ ... und als meine Tochter dann 12 war, habe ich mich von meinem Mann getrennt. Dann habe ich nebenbei angefangen mich fortzubilden, habe an der VHS Kurse besucht, wollte die Bilanzbuchhalterprüfung machen ... Ich habe dann in einer Bank angefangen, habe dort eine Ausbildungsphase mitgemacht, habe dann in der Bank gearbeitet, das hat mir Spaß gemacht.“

I 05/ w

„ /.../ nach dem Abi wollte ich ja studieren /.../, dann nach dem Krieg, das war alles schwierig. Und dann bekam ich immer meinen Vater vorgehalten: dein Vater hat das Abitur mit ‚sehr gut‘ gemacht, der hat seinen Ingenieur mit ‚sehr gut‘ gemacht. Und dadurch war ich innerlich ein bisschen ehrgeizig. Ich habe dann noch mal BWL studiert, drei Jahre, aber, wie gesagt, nicht zu Ende. Aus purem Interesse habe ich auch noch Journalistenkurse belegt, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Marketing. ... Weil es mir Spaß gemacht hat, diese ganzen Kurse und Seminare zu belegen. Aber das hatte auch alles mit meinem Beruf zu tun.“

Nicht zuletzt die Wende löste für alle ostdeutschen Befragten vielfältige Veränderungen aus, die insbesondere auch ihre berufliche Entwicklung betrafen. So wurden Qualifizierung und Weiterbildung für unterschiedliche Berufszweige verbindlich, da viele, in der ehemaligen DDR erworbenen, Abschlüsse nicht oder nur zum Teil anerkannt worden sind. Alle Befragten bewältigten, nicht zuletzt um ihre Arbeitsplätze zu sichern, ein enormes Pensum an beruflicher Weiterbildung, wobei hoher persönlicher Einsatz und Eigeninitiative gefordert waren. Diese Phase wurde weit gehend übereinstimmend als Herausforderung aber auch Belastung empfunden, standen doch neben fachlichen und sozialen Kompetenzen ebenso langjährige Erfahrungen des Einzelnen grundsätzlich zur Disposition.

Darüber hinaus gehörte es für viele, die ehrenamtlich tätig waren, dazu Qualifizierungsangebote für das Ehrenamt zu nutzen.

I 02/w

„Dann Studium, ja, obwohl ich nicht gern ins Büro wollte, ich bin dann in die Personalabteilung gekommen. Das war eine schwere Umstellung, aber ich habe sie auch nicht bereut. Sie war einmal verschuldet durch die Familie, das hätten wir nicht gepackt, mein Mann war auch sehr viel unterwegs. Angefangen habe ich mit 38, das ging, weil das ein Fernstudium war, und das ging über fünf Jahre.“

I 03/ w

„Ich ging in die Frauensonderklasse und habe dann noch einmal ein Diplomstudium gemacht, das war neben Unterricht noch möglich. /.../ Es ging um Leitungsfunktionen, ich habe mich dann auf die Funktion des Direktors vorbereitet. An der Akademie habe ich dann auch mitgearbeitet, es ging um Didaktik und Methodik des Unterrichts bei den Lehrern. /.../ Ja, immer auch so ein bisschen neugierig auf das, was könnte sein und was klappt.“

I 08/ w

„ Ich bin nach der Wende dann noch mal zwei Jahre nach P. gefahren und habe direkt an diesem Institut mich noch mal weiter gebildet und Zertifikate abgelegt. ... Und dann habe ich weiterhin, jetzt auch nach bundesdeutschem Recht, dieses 200 Stunden Programm gemacht, um dann wirklich auch Kita, Hort und dergleichen leiten zu können, was ich dann auch gemacht habe /.../.“

I 03/ m

„Dann habe ich mein Meisterstudium gemacht und mit „Gut“ bestanden, erstaunlicherweise. /... / 42 war ich. Dann habe ich auch noch Ingenieurstätigkeit ausgeübt, und da hab' ich dann auch noch Lehrgänge gemacht.

I 03/ m

„ Im Sport war ich natürlich auch Trainer, habe dann noch die Sportschule besucht im höheren Alter. /.../ Die Sportschule habe ich dann in G. gemacht, Übungsleiter nannte sich das.“

I 08/ w

„Ansonsten bin ich sehr viel zu Gewerkschaftsschulungen unterwegs gewesen. Sie haben einen dann auch ausgebildet für Buchlesungen oder für Bildbesprechungen. Das habe ich dann einfach weiter vermittelt.“

Neben beruflich qualifizierender Weiterbildung wurden ebenso Bildungsangebote außerhalb des beruflichen Kontextes genutzt. Aktivitäten zielten hier vor allem auf die Entwicklung und Ausprägung sprachlicher und musischer Fähigkeiten und Kenntnisse. Genutzt wurden diese Angebote vorrangig von Frauen während familienbedingter beruflicher Auszeiten (alte Bundesländer). Man tat bewusst etwas ‚für sich‘, knüpfte soziale Kontakte und erschloss sich Inhalte und Räume neben bzw. außerhalb des eigentlichen Berufs- und Familienlebens.

I 10/ w

„ Ich war irgendwie eine Fremde, die da vom Norden kam. Und dann habe ich angefangen, was könnte ich eigentlich noch machen. Und da bin ich zu so einem Frauentreffen gegangen, bin viel in die VHS, habe Bildungskurse besucht, habe mich für Malerei interessiert, für Literatur und alles, was so geboten wurde.“

I 13/ w

„/.../ also, ich konnte nicht arbeiten. Da musste ich notgedrungen aufhören. Mein Mann ist viel unterwegs gewesen, und ich saß hier ganz allein, das war auch nicht schön. Aber es gab Gott sei Dank die VHS, und da habe ich wieder Französisch weiter gemacht und Englisch Konversation, dann Spanisch. Und so habe ich mir dann die Zeit vertrieben.“

6.8.1 Interpretation

Die Diskussion um Weiter(Bildung) und Qualifizierung im Kontext der Studie nimmt das Konzept des lebenslangen Lernens in den Blick, welches seit seiner Einführung in den 60er Jahren bildungspolitisch diskutiert wird. Der Spannungsbogen von Einschätzungen und Wertungen reicht weit; wobei wir uns auf zwei Perspektiven konzentrieren, die für das Forschungsfeld Relevanz besitzen.

Aus *positiv – affirmativer Perspektive* wird das demokratisch – emanzipatorische Potenzial des Lernens betont: der lebenslange Lernprozess fungiert als Medium subjektiver

Weltaneignung und Träger von Möglichkeiten persönlicher Entfaltung, Entwicklung und Steigerung sowie der Realisierung biographischer Projekte.

Die *distanziert – ablehnende Perspektive* deutet lebenslanges Lernen als Obligation, gesellschaftlichen Zwang und soziale Zumutung, was permanente Umstellungsbereitschaft von Individuen aufgrund ökonomisch begründeter und individuell nicht steuerbarer Anpassungsnotwendigkeiten zur Folge hat (vgl. Knoll 1974; Becker 1980; Dewe 1997).

Der Bildungsbegriff wird in diesem Kontext zweidimensional verwandt; er zielt zum einen auf Bildung im eher traditionellen Sinne als Entwicklung und Vervollkommnung der eigenen Persönlichkeit und zum anderen auf Bildung im Sinne von Qualifikation. Hier klingt bereits die „Veränderung des Bildungsbegriffs“¹⁰⁶, die dieser durch die Jahre erfahren hat (und weiterhin erfährt), deutlich an. Beschrieben und kritisiert wird der skizzierte Paradigmenwechsel als eine Verengung von Bildung auf Qualifikation, die Bildung zunehmend vereinseitigt in Richtung eines wirtschaftsorientierten Bildungsbegriffs. Etabliert hat sich in diesem Sinne Bildung als „ ... berufliche Bildung, Weiterbildung, Lernen für den Beruf, lebenslanges Lernen im und für den Beruf oder auch Qualifizierung ... „ (Griese 1998, 45).

Folgt man diesem Gedanken, zielt Bildung, was sowohl Anbieter als auch Nutzer meint, zunehmend und immer ausschließlicher auf berufliche Verwertbarkeit. Fraglich ist vor diesem Szenario, das mittlerweile Realität geworden ist, in welchem Umfang der Einzelne darüber hinaus an Bildungsangeboten partizipiert oder diese zumindest nachfragt, wenn sie denn nicht (mehr) mit Blick auf berufliche Qualifikation/ Weiterentwicklung/ Karriere verwertbar scheinen.

Diese Frage ist für unsere Untersuchung besonders interessant, geht es doch bei den Befragten neben berufsbezogener Qualifizierung vor allem um solche Bildungsaktivitäten, die außerhalb des beruflichen Kontextes genutzt wurden und darüber hinaus die nachberufliche Lebensphase bestimmen. Wir haben es hier mit Lernenden zu tun, die über die gesamte

¹⁰⁶ Der Soziologe Strzelewicz (1984) hat von der Veränderung des Bildungsbegriffs gesprochen, als er dessen offenen und demokratischen Charakter vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Krisen und staatlicher Haushaltsprobleme vor allem mit Blick auf die Entwicklung in den 90er Jahren in Gefahr sah und entsprechende Einschränkungen befürchtete: „Man sollte auf keinen Fall den Finanzfachleuten überlassen, was Bildung ist und was Bildung nicht ist“ (ebd., 34).

Lebensspanne lern interessiert- und bereit sind und mit zunehmendem Alter ihr Lernen selbst bestimmen möchten.

Das Bildungsverhalten im Untersuchungskontext soll in verschiedener Hinsicht diskutiert werden; mit Blick auf ökonomische Zwänge und berufliche Notwendigkeiten, die rein persönliche Befriedigung von (Lern)Interessen sowie die Nutzung von Bildungsangeboten für ehrenamtliches Engagement. Wir verfügen aufgrund des eingenommenen Blickwinkels der Studie über Informationen zu den überaus vielfältigen Bildungsaktivitäten der Befragten in unterschiedlichsten Lebenssituationen:

Frauen

- als nicht – bzw. teilerwerbsfähige Hausfrauen
- als Mütter in der Elternzeit
- in Vollzeit – und Teilzeittätigkeiten
- als Arbeitslose
- als Vorruehändlerinnen
- als Erwerbsunfähige
- als Rentnerinnen/ Pensionärinnen
- als Ehrenamtliche/ bürgerschaftliche Engagierte

Männer

- in Vollzeittätigkeiten
- als Vorruehändler
- als Erwerbsunfähige
- als Rentner/ Pensionäre
- als Ehrenamtliche/ bürgerschaftlich Engagierte

In jeder dieser Lebenssituationen respektive der dort individuell eingenommenen Rolle hat Bildung, dies wird zumindest unterstellt, ein anderes Ziel gehabt. So ging es für den Einzelnen immer wieder neu darum, sich für private/ familiäre/ berufliche/ nachberufliche Erfordernisse und Herausforderungen vorzubereiten, mit Entwicklungen und Veränderungen Schritt zu halten, sich anzupassen oder auch zu verändern und Chancen wahrzunehmen.

„Es scheint sich alles gegen ferne Ziele, lebenslange Entwürfe, dauerhafte Bindungen, ewige Bündnisse, unwandelbare Identitäten zu verschwören. Ich kann nicht langfristig auf meinen

Arbeitsplatz, meinen Beruf, ja nicht einmal auf meine eigenen Fähigkeiten bauen; ich kann darauf wetten, dass mein Arbeitsplatz wegrationalisiert wird, dass mein Beruf sich bis zur Unkenntlichkeit verändert, dass meine Fähigkeiten nicht länger gefragt sind“ (Süddeutsche Zeitung, 16./17.11.1993, 17).

Diese Einschätzung ist zum einen aktueller denn je und veranschaulicht andererseits sehr genau die Situation von Befragten, betrachtet man sie über die Lebensspanne. Überraschend ist mit Blick auf das Forschungsfeld, dass wir es hier mit einer Generation zu tun haben, für die Lebensplanung- und Entwürfe noch vergleichsweise dauerhaft angelegt und planbar waren. Wiederum haben wir es mehrheitlich mit Biografien zu tun, die sehr bunt und vielfältig erscheinen und dem Einzelnen ein hohes Maß an Veränderungsbereitschaft und Flexibilität unterstellen.

Aufgrund kontinuierlicher innovativer Neugestaltung von Arbeitsmitteln, Arbeitsorganisation, Technologien und Arbeitsinhalten sind in Ausbildung und Studium erworbene Kenntnisse mittlerweile nach fünf bis zehn Jahren veraltet, Tendenz steigend. Dies bedeutet für Arbeitnehmer aller Branchen ständiges Weiterlernen, um mit den neuen Entwicklungen mithalten zu können, ohne von ihnen überrollt zu werden. Insbesondere der Informations- und Kommunikationstechnik liegt ein hohes Innovationspotential zugrunde, das mit großer Veränderungsgeschwindigkeit Produktion und Arbeitsplätze umgestaltet. (vgl. Dettbarn-Reggentin/ Reggentin 1992). Propagiert wird vor diesem Hintergrund die Lern – bzw. Wissensgesellschaft¹⁰⁷, wo berufliche und betriebsbezogene Qualifizierung betont wird, um so der “ ... lebenslangen Erneuerung des Humankapitals” nachzukommen (Gass 1996, 11).

Hier finden wir *eine* Begründung für die hohe Bildungskonstanz im Forschungsfeld, zumindest für diejenigen, die langfristig erwerbstätig waren, war eine kontinuierliche Teilnahme an Qualifizierungsangeboten erforderlich. Fortlaufendes Anpassungs- Um- und Neulernen wurde zu einer lebensbegleitenden Selbstverständlichkeit für die Mehrheit; sowohl für Frauen als auch Männer in den neuen und den alten Bundesländern. Berufliche Qualifizierung zielte dabei vorrangig darauf, mit den vielfältigen Entwicklungen und Neuerungen im eigenen Arbeitsfeld Schritt halten zu können und war weniger darauf gerichtet, sich vollkommen neue Einsatzfelder zu erschließen oder Karriere zu machen. Letzteres gilt allerdings nicht oder nur eingeschränkt für die männlichen Befragten.

¹⁰⁷ Bezugspunkt ist hier ist das Weißbuch “Lehren und Lernen” der EU von 1995.

Aufgrund der bereits beschriebenen Unterschiede in der Weiterbildungspraxis Ost und West stellt sich die Frage, ob sich Befragte in den alten und neuen Bundesländern dahingehend voneinander unterscheiden? Denkbar wäre, dass Befragte aus den neuen Bundesländern nicht in vergleichbarem Maße gefordert gewesen wären noch es gelernt hätten, sich selbstständig um Weiterbildung zu bemühen und Eigeninitiative zu entwickeln.

Unzureichend berücksichtigt würde jedoch ein Aspekt, der auch für die Weiterbildungspraxis in der ehemaligen DDR ebenso zutreffend war. Es gab Möglichkeiten zur (beruflichen) Qualifizierung/ Bildung, die außerbetrieblich angesiedelt waren und deren Nutzung u. a. vom Interesse und den persönlichen Voraussetzungen des Einzelnen abhängig waren. Darüber hinaus war der gesellschaftliche Umbruch in der DDR Anlass, Qualifizierungsprozesse in nicht gekanntem Umfang zu absolvieren und völlig neue Bildungserfahrungen zu machen.

Der mit der Wende ausgelöste so genannte „Anpassungsprozess an den wirtschaftlichen Strukturwandel und die soziale Marktwirtschaft des Westens“ bedeutete für die Betroffenen neben einer Vielzahl neuer Chancen mindestens ebenso viele Risiken (Häußermann/ Gerdes 2000, 65). Was die Situation so außergewöhnlich machte, immerhin gab und gibt es vergleichbare Prozesse auch in anderen Staaten, war das enorme Tempo der Veränderungen. Bürgerinnen und Bürger der DDR mussten sich innerhalb kürzester Zeit, zumal unter den Bedingungen eines politischen Systemwechsels, auf neue bzw. veränderte Arbeitsbedingungen einstellen. Dies bedeutete unter anderem berufliche Qualifikation, wo es darum ging, sowohl fachliches Wissen als auch soziale Kompetenzen zu erweitern, anzupassen und zu trainieren. Weiterbildungsmaßnahmen zielten je nach Profession (wobei es kein Berufsfeld gab, das nicht in irgendeiner Weise betroffen gewesen wäre) dahin, sich auf Betriebsorganisation, technische (EDV) Ausstattung, ein insgesamt verändertes know how, neue Begrifflichkeiten etc. einzustellen (ebd.).

Der Umstand, dass ostdeutsche Befragte Weiterbildungspraxis sowohl in zwei verschiedenen politischen und Wirtschaftssystemen als auch einer politischen Umbruchsituation erlebt haben, regt mit Blick auf die vorab gestellte Frage noch einmal zu einem differenzierten Blick an. Der teilweisen „Gängelung“ in der ehemaligen DDR standen mit der politischen Wende Bildungs- und Qualifizierungsprozesse neuer Art gegenüber. Neben dem einerseits verpflichtenden Charakter waren diese durch ein vergleichsweise hohes Maß an Optionalität und persönlichem Engagement gekennzeichnet. Den Befragten gelang es trotz ambivalenter Haltung offenbar gut, mit diesen neuen Anforderungen umzugehen und sie anzunehmen. Sie

mögen als persönliche Herausforderung empfunden worden sein und als Chance auf einem sich plötzlich wandelnden Arbeitsmarkt.

Für Ostdeutsche gilt ebenso wie für westdeutsche Befragte ein bis ins Alter ungebrochen hohes persönliches Interesse an (Weiter)Bildung. Insbesondere vor dem persönlichen Erfahrungshintergrund von Bildungspraxis vor, während und nach der Wende in der DDR erscheinen die individuellen Beweggründe in den neuen Bundesländern äußerst vielschichtig und haben hohe biographische Relevanz.¹⁰⁸

Es reicht demzufolge bei weitem nicht aus, Bildungsinteresse und Partizipation an Bildung vordergründig auf deren (beruflich) verwertbaren Nutzen zu beschränken. Ebenso greift die Auffassung zu kurz, dass ausschließlich punktuelle oder äußere Ereignisse des Lebenslaufs Anlass zum Weiterlernen und zur Weiterbildung wären. Wichtiger erscheint mit Breloer (1997) die „innere Grammatik“ des Lebenslaufs mit allem verbundenen Wandel von Fähigkeiten und Bedürfnissen, die immer wieder Ausgang für neue Lernprozesse ist. Betont wird vor diesem Hintergrund ebenso, „... dass sich gerade Biographien als diejenigen sozialen Orte erweisen, in denen sich wie in einem Brennglas für die Gegenwart kennzeichnenden Erfahrungen von Unsicherheit, Uneindeutigkeit und Risiko beobachten lassen ...“ (u. a. Kade/ Seitter 1996b, 45; Beck/ Beck-Gernsheim 1994; Kade 1996). Dahingehend fordert die Gestaltung der eigenen Biographie mit all ihren Unwägbarkeiten, Um- und Neuorientierungen wiederholt Lernprozesse, die abgesehen von beruflicher Qualifikation dazu dienen, bestehende Wissensbestände zu sichern, Gewissheiten zu vermitteln, kulturelle Orientierungen und Lebensformen anzubieten (ebd.). Die verstärkte Orientierung des erwachsenenpädagogischen Diskurses auf biographietheoretische Begründungen für lebenslange Lernprozesse scheint in ganz besonderer Weise für die Frauen und Männer des Forschungsfeldes zuzutreffen.

Bereits zum Thema *Schule und Ausbildung in der Kriegs – und Nachkriegszeit* ist erkennbar geworden, dass eine wesentliche Begründung für die aktive und lebenslang andauernde Nutzung von (Weiter) Bildungsangeboten für die Mehrheit u. a. in ihren Bildungsdefiziten zu suchen ist, die aus Krieg und Nachkrieg resultierten. Dies trifft für Frauen und Männer in ähnlicher Weise zu, wobei sich der Umstand einer als defizitär empfundenen (Aus) Bildung bei befragten Frauen aufgrund geschlechterspezifischer Benachteiligung noch einmal

¹⁰⁸ Ausführlich wird dieser Aspekt folgend im Schwerpunkt Wende Erfahrung diskutiert.

potenziert. Neben der vor diesem Hintergrund bereits diskutierten Teilnahme an ausschließlich beruflich orientierten Qualifizierungsmaßnahmen, sind gerade aus der als defizitär empfundenen eigenen Bildung Angebote genutzt worden, die nicht auf berufliche Qualifikation zielten.

Bildung für Erwachsene, wobei wir hier aufgrund der Relevanz für das Forschungsfeld vor allem die befragten Frauen in den Blick nehmen, kann in sehr unterschiedliche Richtungen wirken und dabei bestimmte Funktionen erfüllen. Eine qualitativ angelegte Studie zum Thema „Bildungsbedürfnisse von Familienfrauen in der Erwachsenenbildung“ (Meckl 1996) beschreibt verschiedene Typen von Teilnehmerinnen, die mit ihrer Kursteilnahme spezifische Ziele verfolgen und Bildungsangebote entsprechend ihrer (aktuellen) Lebenssituation verwerten. Daraus lassen sich Rückschlüsse hinsichtlich konkreter Erwartungshaltungen an Bildungsangebote ziehen, nach denen Erwachsenenbildung u. a.

- als Hilfe bei der Suche nach umfassender Lebensorientierung
- als Hilfe bei der Suche nach persönlicher Stabilität
- als Feld der Selbstverwirklichung
- als geistige Herausforderung
- als Hilfe zur Erlangung größerer Professionalität im gegebenen Lebensumfeld gelten und darauf gerichtete Bedürfnisse bedienen kann bzw. bedienen soll. (ebd.)

Diese Beschreibung soll für unsere Diskussion Anhaltspunkt sein, erfasst sie doch sehr genau Beweggründe, an Bildung zu partizipieren und berücksichtigt dabei insbesondere die für Frauen charakteristischen biographischen Phasen. Die Interviews mit vielen weiblichen Befragten der unserer Studie verweisen auf ähnliche Ausgangssituationen, wo es darum geht, Lebenspläne zu verändern oder auch völlig neu zu entwerfen.

Waren Frauen bestrebt, sich nach längerer erwerblicher Auszeit beruflich neu zu orientieren, stand für andere die *persönliche Stabilisierung* im Vordergrund. Für das Forschungsfeld wiederum kann festgestellt werden, dass beide Aspekte in der Regel kaum voneinander zu trennen sind sondern sich vielmehr bedingen. Frauen, die als Hausfrauen/ Ehefrauen und Mütter Sicherheiten in Bezug auf ihren klar abgesteckten Tätigkeits- und Aktionsradius hatten, haben diese Sicherheit/ das Selbstverständnis für eigene Fähigkeiten und Kompetenzen außerhalb dieser Sphäre zunehmend in Zweifel gezogen. Sie waren zumindest verunsichert, was sie außerhalb der Familie noch zu leisten imstande wären. Diese Selbstzweifel, verbunden mit dem Wunsch, wieder neuen Lebenssinn und Inhalt zu finden,

fürten häufig zur Nutzung von Bildungsangeboten, wo berufliche Ziele/ Wünsche (neu) ausgelotet werden konnten. Der Wunsch nach Wertschätzung und steigendem Selbstwertgefühl ist natürlich nicht in der unmittelbaren Kursrealität realisierbar, wiederum kann und soll das neu Gelernte und Erfahrene eine Investition für die Zukunft bedeuten: mehr und neue Eigenständigkeit außerhalb der Familie, das meint im Kontext der Studie sowohl eine berufliche Zukunft als auch Tätigkeitsfelder im ehrenamtlichen Bereich.

Selbstverwirklichung war für befragte Frauen, und dies in ganz unterschiedlichen Lebenssituationen, außerordentlich bedeutungsvoll. Bildung bekam in diesem Zusammenhang offenbar die Funktion, persönlich empfundene Defizite auszugleichen (siehe Ausführungen zu Schulzeit/ Ausbildung), während bzw. nach der Familienzeit Raum für individuelle Vorhaben zu schaffen, bereits ausgeübte Tätigkeiten fachlich fundierter erfüllen zu können (Ehrenamt), sich mit zunehmendem Alter/ im Alter lang gehegte Wünsche und Vorhaben zu erfüllen oder auch noch einmal etwas Neues zu wagen. Es hatten sich bei vielen Erfahrungen angesammelt, die sowohl aus dem privaten als auch dem beruflichen oder ehrenamtlichen Bereich stammten. In der Regel waren dies jedoch Kenntnisse und Fähigkeiten, die nicht mit einer formalen Qualifikation nachgewiesen werden konnten, wie zum Beispiel einem Zertifikat, einer Prüfung oder Teilnahmebescheinigung. Um also den Dingen „mehr Gewicht“ zu verleihen, in der Konsequenz fachlich fundiert agieren zu können und Anerkennung zu finden, vielleicht auch noch einmal einen (neuen) beruflichen Einstieg zu finden, waren Bildungsangebote stark nachgefragt.

Bildungsteilnahme als *geistige Herausforderung* zielt noch einmal in eine andere Richtung; die wiederum eng mit anderen Faktoren verbunden ist. Insbesondere während längerer Familienzeiten (im Forschungsfeld zwischen fünf und neun Jahren) sowie bei Nichtberufstätigkeit haben sich Frauen offenbar geistig wenig gefordert bzw. unterfordert gefühlt. Die „Stupidität des Alltags“ wurde laut Aussagen als zunehmend belastend empfunden und führte u. a. dazu, sich neue geistige Betätigungsfelder zu suchen. Ziel war es hier, eine Art Gegengewicht zur Familie zu finden, welches gern als geistige Herausforderung angenommen wurde. Aus dieser Situation heraus wurden Bildungsangebote, ob Sprach- und EDV Kurse an der VHS oder auch die Teilnahme an künstlerischen und gesundheitsorientierten Kursen wichtig. Es entstand dadurch, dass haben die Aussagen deutlich gemacht, wieder mehr Zutrauen in die eigene (geistige) Leistungsfähigkeit, das Empfinden, vielseitiger gefordert zu sein und eigene Stärken, Talente und Interessen einsetzen und nutzen zu können. Wiederum waren Familienzeiten nicht der einzige Auslöser; auch aus

170

der beruflichen Tätigkeit heraus suchten Frauen neue Herausforderungen und qualifizierten sich für anspruchsvollere Tätigkeiten.

Bildung wurde auch dann nachgefragt, wenn es darum ging, mehr *Professionalität im gegebenen Lebensumfeld* zu erreichen. Kurse waren inhaltlich nicht wesentlich anders ausgerichtet, als dies ansonsten der Fall war; sie wurden lediglich anders verwertet. Frauen strebten dabei nicht unbedingt an, Neues zu versuchen und sich privat oder beruflich andere Felder zu erschließen. Eher sah man so die Möglichkeit, den eigenen Horizont zu erweitern und in bereits vertrauten Bereichen (beruflich und außerberuflich) kompetenter/professioneller handeln zu können. Sicherlich spielte auch hier neben der Stärkung des eigenen Selbstwertgefühls die Anerkennung von außen eine maßgebliche Rolle. Qualifizierteres Handeln konnte zu deutlich mehr Selbstsicherheit im eigenen Tätigsein führen und dies wiederum Standsicherheit im vertrauten Lebensumfeld bedeuten. Neben dem häuslichen Bereich wurde ebenso der öffentliche Raum anvisiert, wo neu erworbene oder erweiterte Kompetenzen selbst bewusst eingebracht wurden.

Wir scheinen es hier zu einem ganz überwiegenden Teil mit Bildungsteilnehmern zu tun zu haben, die vielseitig interessiert, selbstbewusst und zielstrebig ihre Bildungsinteressen verfolgen. Sie haben es Zeit ihres Lebens verstanden, sich für ihre individuelle Lebenssituation (privat und beruflich) Angebote zu suchen und diese in ihrem Sinne zu nutzen, wobei das Erwachsenenalter und Alter besonders hervorzuheben sind.

Vor diesem Hintergrund existiert ein Aspekt, der das Forschungsfeld in besonderer Weise charakterisiert: die Suche nach geistiger Herausforderung im Alter. Ausnahmslos alle Befragten nahmen und nehmen Bildungsangebote wahr; dies betrifft alle Jahrgänge, vom 55Jährigen jüngsten Befragten bis zum mit 78Jährigen Ältesten. Dieser Aspekt wird ausführlich in den Kapiteln *Übergang in den Ruhestand/ Aktivitäten seit dem Ruhestand* diskutiert werden.

Da für die Forschungsfrage der Zusammenhang zwischen Bildungsteilnahme und ehrenamtlichen Aktivitäten von besonderem Interesse ist, soll dieser Schwerpunkt hier noch einmal explizit thematisiert und interpretiert werden.

Es besteht bei der Mehrheit der Befragten ein deutlicher Zusammenhang zwischen Weiterbildungsbereitschaft- und Teilnahme sowie deren „Verwertung“ im ehrenamtlichen Kontext. Es wurden freiwillig zusätzliche Qualifizierungen genutzt, die außerhalb des

beruflichen Kontextes, z.B. durch die Gewerkschaft oder große Wohlfahrtsverbände, angeboten wurden. Den auf diese Weise erworbenen Zuwachs an Wissen und Fähigkeiten brachten Befragte häufig für ihre ehrenamtlichen Aktivitäten ein.

Mit solcherart ‚freiwillig‘ erworbenen Zusatzqualifikationen, unter anderem im pädagogischen und beratenden Bereich, auf dem Gebiet des Arbeitsschutzes oder spezieller EDV technischer Neuerungen, engagierten sich Befragte ehrenamtlich in Feldern, für die sie einerseits Interesse hatten und wo es außerdem Bedarf gab: beispielsweise als Ingenieur im Arbeitsschutz, als Lehrer und Erzieher im Bereich der Jugendhilfe, im Vorschulbereich und der Elternarbeit sowie für beratende Tätigkeiten auf kommunaler Ebene.

Für die männlichen Befragten relativiert sich dieses Ergebnis, zumindest was die Zeit der Erwerbstätigkeit betrifft. In erster Linie wirkte Weiterbildung bei den Männern im Sinne beruflicher Qualifizierung in den unmittelbaren Arbeitsbereich zurück. Größere fachliche Kompetenz bedeutete zwar auch die Übernahme neuer Aufgabenbereiche, doch dies weniger als bei Frauen auf ehrenamtlicher Basis sondern in zumeist höher angesiedelten Positionen. Wiederum waren auch die Männer parallel zur Erwerbstätigkeit ehrenamtlich aktiv, häufig zählte Betriebsratsarbeit, Engagement in der Kirche oder Elternarbeit dazu.

„Da die Anforderungen an ehrenamtlich Tätige im Sinne von mehr Professionalisierung zunehmen, sind entsprechende Bildungsangebote unerlässlich“ (Schmidt-Scherzer et al. 1994, 67). Ausschließliches Erfahrungswissen wird mittlerweile als unzureichend empfunden, was für ehrenamtlich Tätige bedeutet, sich nicht nur auf eigene Erfahrungen verlassen zu können bzw. zu wollen. Bereits der Freiwilligensurvey (1999) sagte in diesem Sinne aus, dass immerhin ungefähr die Hälfte freiwillig Tätiger eine besondere Art von Schulung oder Vorbereitung für die Ausübung freiwilliger Tätigkeiten für dringend notwendig hält, der FWS 2004 bestätigt diesen Trend.

Anforderungen an Qualifikation und Kompetenzen umfassen dabei ein breites Spektrum. Neben persönlichen Fähigkeiten und so genannten Schlüsselqualifikationen, werden u. a. Fachwissen, Organisationstalent und Führungsqualitäten als notwendige Voraussetzungen für Ehrenamtlichkeit benannt, was wiederum bedeutet, dass diese Inhalte weiterbildungsrelevant sind. Daneben wird auch dem Einbringen beruflicher Erfahrungen viel Wert beigemessen (ebd.).

Ebendiese Einschätzungen und Erkenntnisse treffen für das Forschungsfeld in besonderer Weise zu; neben dem zunehmenden Selbstverständnis ehrenamtlichen Engagements wurde auch Qualifizierung für das Ehrenamt immer selbstverständlicher. Dies wird umso deutlicher, berücksichtigt man die zeitliche Perspektive der Studie. Ehrenamtliche Aktivitäten Befragter profitierten zunehmend von deren Teilnahme an Bildungsangeboten. Dabei hat sich, über längere Zeit betrachtet, eine Entwicklung vollzogen. War es ursprünglich üblich, dass aus Weiterbildung ehrenamtliche Tätigkeit resultierte, wurden zunehmend Bildungsangebote für spezielle Tätigkeitsfelder im ehrenamtlichen Bereich nachgefragt, in denen Aktive bereits über einen längeren Zeitraum erfahren waren.

Sicherlich lag auch hier die Motivation zugrunde, im gegebenen Lebensumfeld professioneller handeln zu wollen und Bildung für ehrenamtliche Tätigkeiten zu verwerten. Das häufig vorherrschende, ‚erst einmal beginnen und helfen, wo man gebraucht wird‘ reichte ab einem bestimmten Zeitpunkt nicht mehr aus. Offenbar wuchs bei Einzelnen immer mehr der Widerspruch, einerseits gemeinnützig tätig und dazu durchaus auch befähigt zu sein; andererseits jedoch nahezu ausschließlich aus dem persönlichen Erfahrungsschatz zu schöpfen. Dies führte zu dem Empfinden, nicht ausreichend qualifiziert zu sein, jedoch mit entsprechender Weiterbildung fachlich fundierter und sicherer agieren zu können. Für ehrenamtliches Tun bestand und besteht im Forschungsfeld eindeutig der Anspruch, kompetent und professionell handeln zu wollen. Alle Befragten eint, dass sie hohe Ansprüche an sich selbst stellen und fachliche Kompetenz in *jedem*, sowohl dem beruflichen als auch dem ehrenamtlichen, Tätigkeitsfeld grundlegend für das eigene Handeln ist.¹⁰⁹

Vor dem Hintergrund bereits diskutierter Unterschiede, die im Untersuchungsfeld geschlechterspezifisch immer wieder relevant sind, lohnt erneut ein differenzierender Blick auf die befragten Frauen und Männer. Männer waren ähnlich wie Frauen bestrebt, sich für ehrenamtliche Tätigkeitsfelder zu qualifizieren, um fachlich kompetent agieren zu können.¹¹⁰ Allerdings ergibt sich für das Forschungsfeld in Bezug auf diesen Punkt ein differenzierteres Bild.

¹⁰⁹ Die Freiwilligensurvey 1999 und 2004 zeigen, dass die Mehrzahl Engagierter spezielles Fachwissen zur Ausübung ehrenamtlicher Tätigkeiten für notwendig hält. Demzufolge wurde ein hoher Bedarf an Kursen und Seminaren ausgemacht, die Engagierte für ihre Tätigkeiten qualifiziert (vgl. Freiwilligensurvey 1999/ Freiwilliges Engagement in Deutschland/ Band 3)

¹¹⁰ Der Freiwilligensurvey 1999 zeigt auf, dass Männer doppelt so häufig wie Frauen angeben, Fachwissen zur Wahrnehmung ihrer Aufgaben zu benötigen. Dies spiegelt sich auch in ihrer Teilnahme an entsprechenden Kursen wieder: Angebote haben Männer im Vergleich zu Frauen häufiger und mehrmalig genutzt (ebd.).

Wir können insbesondere für die Frauen des Forschungsfeldes eine hohe und beständige Weiterbildungsbereitschaft- und Teilnahme für ehrenamtliche Aktivitäten feststellen, die quasi lebensbegleitend stattfand. Die Männer setzten in der Regel erst mit dem Ruhestand ein. Begründungen ergeben sich vermutlich vor allem aus deren beruflicher Situation. Sie waren im Unterschied zu den Frauen dauerhaft in Vollzeitstellen tätig, so dass vergleichsweise wenig Zeit für außerberufliche Aktivitäten verfügbar war. Außerdem haben viele, wenn sie in berufsnahen Feldern ehrenamtlich tätig waren, mehr von ihrem beruflichen und Fachwissen profitieren können, als dies für die Frauen zutrifft (Familienzeit, Teilzeitstellen). In diesem Zusammenhang wird vermutet, dass befragte Männer ein im Vergleich zu den Frauen deutlich stärkeres Selbstbewusstsein aufbrachten, auch außerhalb ihres beruflichen Umfeldes kompetent und professionell agieren zu können.

Wenn wir bei Frauen von lebensbegleitender Weiterbildung sprechen, so meint dies auch, dass Bildungsprozesse nicht von vornherein mit einem bestimmten „Verwertungsziel“ einhergingen. Eher ergaben sich aus den verschiedenen Lebens – und beruflichen Situationen immer wieder neue Optionen und Notwendigkeiten, die von Bildungsmaßnahmen flankiert wurden. Es existiert(e) keine „Einbahnstraße“ - Weiterbildung für das Ehrenamt - sondern eher ein Pool an Möglichkeiten. So wie ehrenamtliche Aktivitäten Bildungsmaßnahmen nach sich zogen, resultierte auch aus Weiterbildung Ehrenamtlichkeit. Es ergibt sich damit ein Bild höchst vielschichtiger und flexibler Bildungsmotivation- und Teilnahme für Frauen, welches deren (berufs-)biographische und ehrenamtliche Entwicklung wieder spiegelt.

Aus Kenntnis der Biographien, insbesondere im Zusammenhang mit der Entwicklung der ehrenamtlichen Tätigkeit der Einzelnen, kommen wir zu folgender Erkenntnis. Ursprünglich vorrangig persönlich motivierte Beweggründe für die Teilnahme an Kursen/ Bildungsangeboten haben sich über die Lebensspanne verändert. Gab es während der Berufstätigkeit klare Prioritäten dahingehend, als Bildung vorrangig qualifizierenden Wert hatte, so verlagerte sich der Qualifizierungsaspekt zunehmend zu Gunsten von allgemeiner- und Persönlichkeitsbildung. Es ist ein vielfältiges Nebeneinander von Bildungsaktivitäten im Forschungsfeld erkennbar, denen Frauen und Männer nachgingen- und gehen und mit denen sie sowohl sehr persönliche Interessen/ Ambitionen verwirklichen als auch Gemeinwohl orientierten Nutzen ziehen (siehe nachfolgende Ausführungen zu Aktivitäten seit dem Ruhestand).

6.9 Ergebnisdarstellung: Krisen und Zäsuren im Leben¹¹¹

Gab es Krisen in Ihrem Leben?

Wie haben Sie diese bewältigt, welche Auswirkungen hatten diese, und was hat sich daraufhin in Ihrem Leben verändert?

Das Erleben und Bewältigen von Krisen charakterisiert die große Mehrheit des Forschungsfeldes, wobei Frauen und Männer ähnlich stark betroffen sind. Häufig lösten Krisen nachhaltige Veränderungen aus; neben dem privaten war ebenso der berufliche Bereich involviert. Die Frauen des Forschungsfeldes haben häufiger Krisen im persönlichen und familiären Bereich erlebt, wohingegen die Männer eher Situationen aus dem Berufsalltag schilderten.

Auslöser für Krisen finden sich in nahezu allen Lebensbereichen, wobei die Befragten beginnend mit der Kindheit bis ins Alter betroffen waren und sind. Krisen entstanden aus Trennungs- und Verlustsituationen (Eltern, Kinder, Partner); lebensbedrohliche Krankheiten spielten eine wesentliche Rolle, aber auch berufliche Entwicklungen lösten Krisen mit weit reichenden persönlichen Konsequenzen aus.

Häufig wurden krisenhafte Situationen als sehr schwerwiegend und gefährlich/ grenzwertig erlebt. Dies schloss im Einzelfall wiederum nicht aus, dass sich auf diesem Weg Chancen ergaben, dem eigenen Leben noch einmal eine veränderte oder neue Richtung zu geben. Es erschlossen sich Tätigkeitsfelder, die als Sinn erfüllend erlebt wurden und häufig im ehrenamtlichen Bereich angesiedelt waren.

Die Männer des Forschungsfeldes beschreiben krisenhafte Erlebnisse vorrangig im beruflichen und außerfamiliären Bereich. So gab es immer neue berufliche Herausforderungen, die ein hohes Maß an Energie und persönlichem Engagement gefordert haben. Spezielle Arbeitsfelder und Aufgaben brachten Auseinandersetzungen und Spannungen im Kollegenkreis mit sich, die als schwierig, jedoch im Ergebnis meist stärkend empfunden wurden. Aussagen zeigen, dass Krisen als produktiv erlebt, aus Auseinandersetzungen gelernt und längerfristig beruflich profitiert wurde. Notwendige

¹¹¹ In einem zweiten, sich anschließenden, Abschnitt wird Krise explizit vor dem Hintergrund des Erlebens zeitgeschichtlicher Ereignisse diskutiert. Da dies für das Forschungsfeld lebensgeschichtlich außerordentlich bedeutsam ist, wird dieses Thema noch einmal gesondert behandelt.

Veränderungen, die häufig an berufliche Entwicklungen/ Übernahme von Führungspositionen gebunden waren, machten Ortswechsel notwendig, die auch zu innerfamiliären Konsequenzen führten. Die häufig anstehende (vorübergehende) Trennung von der Familie (Wochenendehe) verlief nicht immer unproblematisch, zumal in der Regel noch minderjährige Kinder zum Haushalt gehörten.

I 04/ m

„Wenn sie in einem großen Produktionsprozess mit jemandem verhandelt werden, zuerst ist das dann ganz toll. Sie arbeiten dann ein halbes Jahr zusammen, in so einem Team sind häufig so 40 Menschen. Und wenn die dann so ganz anders sind, wie sie selbst sind Und sie selbst müssen aber aufpassen, dass das alles funktioniert und so, das ist dann schon schwierig, und dann gibt es unglaubliche Spannungen. Da habe ich einiges erlebt, es hat mich nicht umgebracht, ganz im Gegenteil. Gefährdet fühlte ich mich nie. ... Es hat sich dadurch auch Verständnis entwickelt für Menschen, die schwierig sind, die einfach eine ganz andere Struktur haben, die auch andere Vorstellungen haben.“

I 01/ m

„ Für mich ein bisschen schwierig war der Übergang für die Familie, weil, der Sohn war in der Endphase der Schule, ging in die Ausbildung. Und dann haben wir damals gesagt, gut, ich mach' das alleine. Ich bin dann nach D. gegangen, die Familie, Frau und Kind, ist hier geblieben. Und das haben wir dann drei 1/2 Jahre gemacht. /.../ das war eine Belastung, und das musste sein. Aber das war auch positiv.“

In wenigen Fällen schilderten männliche Befragte krisenhafte Situationen in ihrem Leben, die sie sowohl physisch als auch psychisch schwerwiegend belastet haben und die als lebensbedrohlich (Suizidgedanken) erlebt worden sind. Die Auslöser waren unterschiedlicher Art: das Kriegserleben als junger Mann und Soldat im Zweiten Weltkrieg, häufig das Erleben von eigener Krankheit oder auch Mobbing im Beruf. In allen geschilderten Fällen beschrieben sich die Betroffenen als außerordentlich belastet und in ihrer Lebensqualität längerfristig stark eingeschränkt.

Um diese Situationen zu bewältigen wurde in der Regel Hilfe von außen notwendig, z.B. psychologische Beratung und Betreuung. Sowohl das krisenhafte Erleben als auch der Weg aus der Krise wirkten sich nachhaltig für die weitere Lebensführung aus. So existiert hier ein

ganz wesentliche Auslöser insbesondere für die männlichen Befragten, sich nachberuflich für das Gemeinwohl zu engagieren.

I 03/ m

„Ich war im Urlaub gewesen, und da habe ich so einen Langhaarigen kennen gelernt mit kurzen Hosen und ein nettes Mädchen dazu. Und der hat mich ausgefragt, ich sag' jetzt mal, Wessi, von B. war der. Und wir waren uns irgendwie beide sympathisch. ... Bis ich dann rausgehört habe, dass der Psychologe war. Und dann habe ich ihm gesagt, dass ich schlecht träume, dass ich von Gefangenschaft und Krieg träume, dass mich das schwer belastet. Und da hat er gesagt: du musst darüber schreiben und darüber sprechen. Dann hab' ich mit mal angefangen, mehr über das zu sprechen, worüber man jahrelang hat schweigen sollen, müssen, dürfen. In der DDR war das ja nicht üblich.“

I 05/ m

„Meine einzige bedrohliche Situation war mein Ausscheiden aus dem Beruf. Ich wurde nämlich vom B. persönlich mit Mobbing überzogen vom Allerfeinsten und in allen Variationen. Das war also eine fürchterliche Situation, ein schreckliches Jahr war das, noch mal durchmachen möchte ich das nicht. Aber ich war damals auch bei einer Therapeutin in Behandlung, denn das war einfach nicht mehr zu schaffen. /.../ Und dann habe ich zu der Therapeutin gesagt, wenn ich noch mal in das /.../ muss, dann fahre ich mit dem Auto die nächste Brücke runter. Und dann ist also was ganz Tolles passiert, dann wurde also mein Rentenantrag einmal abgelehnt, dann habe ich Widerspruch eingelegt, und dann rief mich also eine Ärztin von der BFA an und sagte: sie können unbesorgt sein, ihre Geschichte läuft positiv raus. Das habe ich noch nie erlebt, so was. Das war wie eine Befreiung.“

Besonders auffällig erscheint, und dies gilt vor allem für die Frauen, dass es in ihrem Leben mehrere aufeinander folgende schwerwiegende Erlebnisse und Entwicklungen gegeben hat. Diese gehören insbesondere in den persönlichen Bereich und betreffen die Trennung vom Partner durch Scheidung oder Tod, Probleme im Umgang mit heranwachsenden Kindern und lebensbedrohliche langwierige Krankheiten. Die Frauen waren als akut Betroffene in der Regel zwischen 30 und 50 Jahren alt und lebten in Folge der Krisen über einen sehr langen Zeitraum mit Konsequenzen, die das eigene Leben nachhaltig veränderten.

Viele waren in der Folge ohne Partner und lebten allein. Krankheiten lösten Erwerbs – bzw. Berufsunfähigkeit aus oder führten dazu, im Beruf nicht mehr 100%ig leistungsfähig zu sein und nur noch mit begrenztem Stundenumfang oder mit veränderten Aufgaben arbeiten zu können. Betont wurde sehr häufig, wie hilfreich Unterstützung durch Familie und Freundeskreis. Zusätzlich war es im Einzelfall notwendig, Hilfe von außen (Therapien, Selbsthilfegruppen) in Anspruch zu nehmen. Diese professionelle und kompetente Begleitung machte es möglich, die zum Teil (lebens-) bedrohlichen Situationen überstehen und bearbeiten zu können.

I 10/ w

„ Dann hatten wir beide das Pech, dass meine Tochter sich mit ihm nicht gut verstanden hat, und nach 8 Jahren haben wir uns getrennt. Das ging von mir aus die Trennung, denn meine Tochter war inzwischen magersüchtig, und ich litt entsetzlich. Sie war 15 Jahre alt, und sie stand mit einem Bein wirklich immer im Grab. Es waren furchtbare Jahre für mich. Und da sie nicht bereit war, eine Therapie zu machen, bin ich immer zum Psychologen gerannt, habe Selbsterfahrungsgruppen gemacht /.../“

I 08/ w

„ Ja, eine Scheidung stand bevor. Ich persönlich verstand die Welt nicht mehr. Und meine Freunde haben mir einfach geholfen, mich zu festigen. Ich habe das auch geschafft, aber es hat einige Zeit gedauert.“

I 12/ w

„Ich war ganz aktiv bis 1978, und dann kriegte ich einen Schlaganfall. Und danach musste ich mich dann auch von vielen Tätigkeiten verabschieden, gearbeitet habe ich dann aber auch wieder. Ich war ungefähr 1,5 Jahre krank, so lange hat es gedauert. /.../ Da habe ich auch wieder viel zurück gekriegt, dann, als es mir so schlecht ging, gerade auch von meinem Mann. Ja, mit meiner Behinderung, ich hatte dann ja auch Erwerbsunfähigkeit und war all die Jahre beim Neurologen in Behandlung.“

I 13/ w

„Okay, meine Krebserkrankung hat schon eine Veränderung gebracht. ... Ich muss sagen, in meiner Familie war ich sehr gut aufgehoben, die hat mir sehr sehr viel geholfen. Aber

irgendwann bei so einer Krankheit, auch bei einer so schweren Krankheit, kommt so eine Zeit, wo das im Bekannten – und Verwandtenkreis abgehakt ist. Und dann fängt man an zu suchen, versucht irgendwie, damit fertig zu werden. /.../ Ich habe es eben versucht, sehr viel darüber zu wissen und sehr viel Informationen zu holen. Dadurch bin ich auch in diese Selbsthilfegruppe gekommen.“

Krisen spielten sich jedoch nicht ausschließlich im persönlichen Bereich ab. Ebenso gab es Ereignisse von außen, die für die betroffenen Frauen starke seelische und körperliche Erschütterungen mit sich brachten und in einigen Fällen als Krankheitsauslöser interpretiert worden sind. Insbesondere berufliche Entwicklungen und das Ereignis der Wende (für Befragte aus den neuen Bundesländern) waren hier maßgeblich. Frauen in gehobenen Positionen sind beruflich (das betrifft ausschließlich Befragte aus den alten Bundesländern) mit Mobbing konfrontiert worden, was grundsätzlich zum Ausstieg aus dem Beruf bzw. der Tätigkeit führte. In pädagogischen Berufen kam es zu Übergriffen, die dauerhaft Konflikte und Belastungen auslösten und im Extremfall zur Berufsunfähigkeit geführt haben. Die Schilderungen in ihrer Gesamtheit verdeutlichen, wie sehr Betroffene über lange Zeit versucht haben, mit den Situationen konstruktiv umzugehen und „verträgliche Lösungen“ zu finden.

I 14/ w

„Also, total schwierig war die Situation schon als Frau in der Stadtplanung. Ich war eine der ersten Frauen, die überhaupt auf diesem Feld arbeiteten, das war eigentlich ein ausgesprochener Männerberuf. /.../ und ich bin dann in den Öffentlichen Dienst gegangen und war hier die erste Frau in H., und da habe ich große Probleme gehabt. /.../ und das ging so weit, dass männliche Mitarbeiter nicht unter mir arbeiten wollten. Eine Frau in dieser Position, die über andere entscheidet, konnte nur schwer akzeptiert werden. /.../ Und das dauerte einige Jahre, bis ich mir darüber klar wurde, was da eigentlich ablief. Ich bin dann ausgeschieden aus dem Öffentlichen Dienst /.../ habe dann die Freiberuflichkeit probiert und hatte damit viel Erfolg.“

I 09/ w

„Ja, und da war ich so ungefähr 50, und da arbeitete ich ja im Management, in der Industrie. Und da ging es los, Frauen so um die 50, die wurden eigentlich als Bedrohung betrachtet, außer sie waren Sekretärinnen oder so kleine Büroangestellte. Aber, wenn sie etwas

darstellten, dann war das für die Männer schwierig. Und da ging das berühmte Mobbing los, so nach dem Motto: jetzt machen wir ihr mal so richtig den Stuhl madig. Und dann erlebte ich in meinem Umfeld, dass das richtig üblich war, so Anfang der 80er Jahre, Frauen aus Positionen rauszuschubsen. Und dann habe ich gedacht, so, ihr könnt' mich alle. Ich mache jetzt was anderes, und ich gehe dahin, wo man mich braucht. Und dann habe ich gekündigt, und durch die ganze Atmosphäre da in meinem letzte Betrieb, war ich auch gesundheitlich ziemlich miserabel drauf. Dann habe ich erstmal eine Kur gemacht.“

I 03/ w

„Dann kam die Wende, und mit der Wende kam der ‚Runde Tisch‘. Und mit dem Runden Tisch kam die Geschichte, dass ich hier so zum Buhmann der Nation wurde. Die, die nun die ganzen ideologischen Dinge, die in unseren Lehrplänen sind, verbockt hatte. Es hat auch keinen Sinn zu sagen, ich war es nicht. /.../ Und 1993 habe ich Krebs gekriegt, vielleicht eine Folge meines Kampfes, nach innen oder außen oder wie. /.../ Es war von 89 bis 91 eine schlimme Zeit. Es hat mich niemand persönlich angegriffen, aber die Allgemeinheit – ich war bekannt durch meine Arbeit.“

I 01/ w

„ Ja, und nun brauchte ich ja Hilfe, ich brauchte wirklich Hilfe. Ich war so unter Schock, das habe ich mir gar nicht vorstellen können. /.../ Ich kannte die Mutter nicht, aber ich hatte schon gehört, dass sie eine schwierige Frau sei und öfter pöbelt. ... Nun ist das passiert, das ist immer noch schlimm. Ich konnte seitdem nicht mehr schlafen. Ich hatte Bluthochdruck, Herzrattern, was es alles war. Es ging nichts mehr, mein Körper hat verrückt gespielt. /.../ Dann bin ich so krank geworden und bin dann in eine psychosomatische Klinik gegangen, um mich zu stabilisieren. Dann habe ich zur Wiedereingliederung wieder angefangen und habe gedacht, nee, ich will die Schule nicht wechseln. /.../ Ich habe dann noch eine Therapie angefangen, die ging auch bis jetzt. Und dann habe ich entschieden, dass das nicht mehr geht. Und dadurch bin ich frühpensionierte Lehrerin. Das ist eine heftige Krise. Auf der einen Seite weiß ich, Schule geht nicht mehr. Aber das war meine Identität ein ganzes Stück. Ich war es auch immer gern. Ich war keine ausgepowerte Lehrerin, das war ich nicht.“

Interviews haben auch gezeigt, dass krisenhaftes Erleben, ob im Privaten oder Beruflichen, langfristig durchaus Positives auslösen konnte. Das eigene Leben veränderte sich, wurde wieder lebenswert und erreichte sogar eine völlig neue Qualität, so die Aussagen. Befragte

Frauen erschlossen sich zum Teil völlig neue Wirkungsfelder. Sie waren in Bereichen tätig, in die sie sich engagiert neu einarbeiteten, was im Einzelfall auch Dazulernen und Qualifizierung bedeutete. In nur wenigen Fällen gab es dabei einen Bezug zu ihrer vorhergehenden beruflichen Tätigkeit. Beziehungsnetze wurden vielfältiger und umfangreicher, und Beziehungen zu anderen Menschen gestalteten sich offener und selbstbewusster, so wurde betont. Häufig gab es hier Auslöser für direkt anschließendes oder auch später einsetzendes Engagement.

I 09/ w

„Und dann bin ich in A. bei der Aidshilfe gelandet. /.../ Und dann habe ich mir das angeguckt, und dann bin ich da hängen geblieben. Und zwar habe ich dann da einen Halbtagsjob gekriegt, der sich dann aber noch steigerte. Und ich habe viel Zeit bei den Leuten verbracht. /.../ Und bei der Aidshilfe, das ist wirklich so gut gewesen, da habe ich wirklich auch alles mitgemacht, bis zur Sterbebegleitung. Das war eine sehr intensive Zeit, das ging von 1994 bis 1999. Ich hatte viele Lehrgänge, es war ja eine Neuorientierung. Und ich wollte kompetent helfen, und du kannst da helfen, sehr helfen. Es war eine sehr intensive Zeit, aus der mir noch viele Menschen geblieben sind: Ehrenamtliche, Homosexuelle, Heterosexuelle. Und heute kann ich da immer noch was machen.“

I 10/ w

„/.../ und ich muss sagen, die Krankheit meiner Tochter hat mein Leben und meine Einstellung zum Leben total verändert. Ich habe dann psychologische Gruppen besucht, habe viel mit Frauen zusammen gearbeitet.“

I 13/ w

„In der Selbsthilfegruppe /.../, weil ich gesehen habe, wie die anderen Frauen damit fertig werden und auch weiter leben. Das war das, was für mich am wichtigsten war. Ja, ich bin dann irgendwann gefragt worden, ob ich die Leitung dieser Selbsthilfegruppe übernehmen würde, sonst würde die eingehen. Und da habe ich ja gesagt, und das war die Wende irgendwie. /.../ Ich habe mich da so reingekniet, und es macht mir auch soviel Spaß, das zu machen.“

6.9.1 Interpretation

Betrachtet man Krisen im Lebensverlauf von Menschen, so zeigt sich eine außerordentliche Vielfalt an Ereignissen, die mit diesem Begriff in Verbindung gebracht werden. Es werden damit sowohl „persönliche Katastrophen“ bezeichnet als auch „vermeintlich unbedeutende Alltagsereignisse“ (vgl. Filipp & Braukmann, Hudgens 1974). Einschlägige Literatur verweist auf „Ereignis – Listen“, in denen u. a. Tod des Ehepartners, Auseinandersetzung mit dem Chef, Veränderung von Essgewohnheiten, Versetzung in den Ruhestand, Abbruch religiöser Bindungen benannt werden (ebd.). Aus dem erwiesenermaßen breiten Spektrum von beobachtbaren und analysierbaren Lebensereignissen respektive entsprechender Definitionsversuche etablierte sich mit dem Terminus „Kritisches Lebensereignis“ (stressful life event) ein Ansatz, der sich auf gemeinsame Definitionsmerkmale aus den einzelnen Konzepten bezieht¹¹².

Kritische Lebensereignisse werden als solche im Leben einer Person auftretenden Ereignisse verstanden „... die durch Veränderungen der (sozialen) Lebenssituation der Person gekennzeichnet sind und die mit entsprechenden Anpassungsleistungen durch die Person beantwortet werden müssen. Da diese Ereignisse eine Unterbrechung habitualisierter Handlungsabläufe darstellen und die Veränderung oder den Abbau bisheriger Verhaltensmuster erfordern, werden sie als prinzipiell „stressreich“ angesehen, und zwar in vielen Fällen unabhängig davon, ob es sich dabei um ein nach allgemeinen Maßstäben „positives“ (z.B. Heirat) oder „negatives“ (z.B. Verlust des Arbeitsplatzes) lebensveränderndes Ereignis handelt ...“ (Filipp 1990, 23f.).

Bis hierher beschränkt sich der Ansatz in erster Linie auf Lebensereignisse, die die dinglich – soziale Umwelt von Personen betreffen. Sinnvoll, insbesondere mit Blick auf die Spezifik des Forschungsfeldes, erscheint eine Ausdehnung auf Ereignisse, welche sich *innerhalb* der Person selbst vollziehen (z.B. physisch – psychischer Natur). Nach Filipp sieht eine Erweiterung des Konzeptes in dieser Richtung folgende Aspekte vor:

¹¹² In diesem Sinne orientiert die Untersuchung ihr Verständnis am Ansatz „Kritisches Lebensereignis“ nach Filipp 1981, 1990.

Kritische Lebensereignisse erscheinen als

- raumzeitliche, punktuelle Verdichtung eines Geschehensablaufs innerhalb und außerhalb der Person (Geschehnisse sind im Lebensverlauf einer Person entsprechend räumlich und zeitlich zu lokalisieren)
- Stadien des relativen Ungleichgewichts in dem bis dahin aufgebauten Passungsgefüge zwischen Person und Umwelt (ein bis dahin mögliches ‚Funktionieren‘ im jeweiligen Umweltkontext der Person ist eingeschränkt oder auch nicht mehr möglich, was eine Neuorganisation des Person – Umwelt – Gefüges erforderlich macht)
- Prozesse emotionaler Nichtgleichgültigkeit (das Person – Umwelt – Ungleichgewicht ist für die Person unmittelbar erlebbar, wobei dieses Erleben von affektiven (positiven als auch negativen) Reaktionen begleitet ist, die wiederum grundlegend für die Art der Bewältigung dieser Ereignisse sind (ebd., 24)

Dieses Konzept erlaubt es, kritische Ereignisse und Erfahrungen im Leben von Personen in ihrer Vielfältigkeit zu erfassen und hinsichtlich individuell verschiedener Verarbeitungs- und Bewältigungsprozesse näher zu beschreiben. Insofern eignet es sich besonders gut im Kontext der Studie, bietet es doch für die Vielzahl der kritischen bzw. krisenhaften Einschnitte im Leben der befragten Frauen und Männer Ansatzpunkte für eine differenzierte Interpretation.

Erlebnisse und Erfahrungen, die im Verständnis der Studie als Krisen bezeichnet werden, haben nahezu alle Befragten bereits in Kindheit und Jugend erlebt. Neben dem Erleben von Kriegs – und Nachkriegszeit, waren es der (nicht kriegsbedingte) Verlust/ die Trennung von engsten Familienmitgliedern, zumeist Eltern, was in der Folge krisenhaft erlebt worden ist. Betrachtet man diese Ereignisse unter dem Blickwinkel „Kritisches Lebensereignis“, so haben sich neben unmittelbaren ebenso Konsequenzen für die weitere Lebensführung ergeben. Zumindest lassen sich bestimmte Entscheidungen und Entwicklungen Einzelner in diesem Kontext als Ausdruck und Ergebnis von Auseinandersetzungs- und Bewältigungsprozessen deuten.

Für die Frage, auf welche Art und Weise sich betroffene Personen mit kritischen Lebensereignissen auseinandersetzen und diese letztlich bewältigen, gibt es verschiedenste Forschungsansätze und Konzepte.¹¹³ Als grundlegend gilt der Terminus des *Coping*, welcher als Sammelbegriff für all jene Reaktionen einer Person steht, welche diese bei der

¹¹³ Wesentliche Anstöße zur Erforschung des Bewältigungsverhaltens wurden durch die allgemein – und differentialpsychologisch angelegte Stressforschung geliefert, insbesondere durch das „Stress and Coping Project“ der Berkeley - Gruppe um Lazarus (Lazarus & Launier 1978). Darauf gründende und weiterentwickelte Ansätze und Konzepte stammen u. a. von Pearlin & Schooler (1978), Rodin (1980), Haan (1977) und Miller (1980).

Konfrontation mit einer potentiell bedrohlichen oder belastenden Situation zeigt (vgl. u. a. Silver & Wortman 1980). Nach Lazarus & Launier (1978) ist der *Coping* Begriff kennzeichnend „... für die Summe aller problemlösenden Anstrengungen einer Person, die sich in einer für sie bedeutsamen, gleichwohl ihre individuellen Anpassungskapazitäten überfordernden, Lage befindet“ (...).

Im Zentrum stehen damit alle Reaktionsformen einer betroffenen Person, auf ein krisenhaftes Ereignis zunächst einmal zu reagieren und mit diesem umzugehen, es quasi zu bewältigen. Offen bleibt dabei, wie effizient und erfolgreich die Krise letztlich bewältigt wird und wie die Auseinandersetzung im Einzelfall gelingt. Der Begriff der *Bewältigung* impliziert dabei einerseits alle beobachtbaren Formen der Konfrontation mit einem bestimmten Ereignis, andererseits steht ebenso das Gelingen im Sinne des Meisterns dieser Auseinandersetzung zur Disposition.

Ob persönliches Krisenerleben (erfolgreich) bewältigt worden ist oder nicht, kann und soll in dieser Studie nicht endgültig beantwortet werden; zu spekulativ bleiben hier Deutungsversuche von Aussagen der Befragten¹¹⁴.

Worauf wir uns im Sinne der Forschungsfrage wiederum konzentrieren, ist, nach den individuellen Strategien der Auseinandersetzung der im Lebensverlauf auftretenden Krisen der Einzelnen zu fragen. Dafür wird sich die Studie an folgenden Grundannahmen orientieren:

- Bewältigungsprozesse (im Sinne der Auseinandersetzung/ Konfrontation) werden auf allen Ebenen vermutet, d.h., sie umfassen beobachtbares Verhalten und instrumentelles Handeln ebenso wie kognitive Prozesse und emotionale und physiologische Reaktionen (Wut, Trauer).
- Bei der Auseinandersetzung mit und Bewältigung von kritischen Ereignissen handelt es sich um ein prozessuales Geschehen, das sich über unterschiedlich lange Zeiträume erstrecken kann. (Filipp 1990, 23ff.)

So ergibt sich die Möglichkeit, die unterschiedlichen Wege der Auseinandersetzung betroffener Frauen und Männer auf breiter Ebene nachzuvollziehen und über eine gewisse Lebensspanne zu betrachten; gerade letzteres ist aufgrund des biographischen Ansatzes der Studie nahe liegend. Von besonderem Interesse ist dabei die Frage, ob und in welchem Ausmaß persönliche Krisen Anlass und Ausgangspunkt für ehrenamtliche und

¹¹⁴ Das Thema nahm in den Interviews vergleichsweise viel Raum ein, was nicht zuletzt der persönlichen Betroffenheit der Einzelnen geschuldet war. Gerade aufgrund der besonders sensiblen und den Gesprächsrahmen fast überfordernden Situation wurde in der Regel seitens der Interviewerin auf deutliche Nachfrage verzichtet.

Engagementaktivitäten gewesen sind und inwieweit *Kritische Lebensereignisse* über Gemeinwohl orientiertes Engagement (mit) bewältigt worden sind bzw. aktuell bewältigt werden.

*Krisenhaftes Erleben in Kindheit und Jugend*¹¹⁵

Erstaunlich viele Befragte des Forschungsfeldes (ca. ein Drittel) haben den Verlust von Eltern sehr früh schmerzlich erlebt. Langwierige Krankheit, plötzlicher Tod oder Scheidung von Elternpaaren löste für die Betroffenen, zumal als Kind und Jugendliche, extreme Belastungssituationen aus. Die besondere Brisanz dieser Verluste liegt darin, dass diese nicht durch den Krieg begründet und die Betroffenen noch sehr jung waren: im Durchschnitt zwischen 12 und 18 Jahren alt.

Die Jugendphase gilt als Teil der Biographie, die wesentlich durch den Übergang von der Kindheit ins Erwachsenenalter geprägt ist (Statuspassage). Es ist zum einen die Zeit der „... Einordnung als „Nachfolger“ in das Gefüge der (Erwachsenen-) Gesellschaft und Vorbereitung auf das später folgende richtige Leben“ (vgl. Fuchs 1983). Andererseits ist die Jugendphase nicht nur Vorbereitungszeit und Phase des Geprägt Werdens; ebenso wird sie als Abschnitt „... sinnhaft und handelnd gestaltbarer Lebensführung“ gesehen (ebd., 86). Der Übergang in das Erwachsenenalter ist dann möglich, wenn alle für das Jugendalter spezifischen Entwicklungsaufgaben bewältigt sind und nicht zuletzt der Prozess der inneren Ablösung von den Eltern abgeschlossen ist (vgl. Hurrelmann 2001).

Heranwachsen bedeutet demzufolge u. a. Probehandeln und Ausprobieren, vieles scheint (ist) möglich, und Konsequenzen/ Sanktionen greifen noch nicht in dem Maße, wie dies zukünftig der Fall sein wird. Als Heranwachsender gilt man über einen langen Zeitraum, wobei man Unterstützung und Begleitung innerhalb der vertrauten Familie und durch die Eltern erfährt, die hier eine besondere Funktion haben und über lange Zeit prägende Instanz sind. Der Übergang in die Erwachsenenwelt gestaltet sich in der Regel als ein relativ langsamer und behutsamer Prozess, er erfolgt nicht abrupt. Wiederum ist es eine Zeit, die bewusst gestaltet und gelebt wird und in der sich erste Wertmaßstäbe für zukünftiges Handeln entwickeln.

¹¹⁵ Aufgrund der Vielzahl und Vielfalt geschilderter Ereignisse, die unter Lebenskrise subsumiert werden können, nutzt die Darstellung eine Struktur, die auf bestimmte Lebensalter bzw. Entwicklungsphasen zielt.

Mit dem plötzlichen Verlust der Eltern kann die Phase der Jugend ein jähes Ende finden, was für das Forschungsfeld in Einzelfällen zutrifft. Einschätzungen Befragter, „sehr früh erwachsen geworden zu sein“ weisen in diese Richtung. Was bedeutet „frühes Erwachsenwerden“ im Kontext unserer Studie, mit Blick auf die Lebensperspektive und das Engagement der Betroffenen?

„Frühes Erwachsen werden“ hieß für die Befragten vielleicht, zu früh und zu plötzlich mit Aufgaben konfrontiert worden zu sein, die weder Alter noch Entwicklungsstand entsprachen und auf die man nicht ausreichend vorbereitet gewesen ist. Es ging dabei um mehr Pflichten, um Verantwortungsübernahme, Ernsthaftigkeit und Selbstständigkeit; Anforderungen, die eher Erwachsenen und weniger Heranwachsenden entsprochen haben.¹¹⁶ Es ist vorstellbar, dass dies, längerfristig betrachtet, mit dazu beigetragen hat, auch zukünftig (als Erwachsener) mehr Pflichtgefühl zu entwickeln, mehr Verantwortung als andere zu übernehmen, sich für andere in besonderem Maße verantwortlich zu fühlen sowie selbstständig(er) zu handeln. Möglicherweise können eben diese Erfahrungen und Prägungen als (Mit) Auslöser dafür gelten, sich für das Gemeinwohl zu engagieren. Handlungsmuster und Sinnhaftigkeiten, die bereits für Heranwachsende gegolten haben, werden sich in diesem Sinne über die Lebensspanne weiter entwickelt und ausgeprägt haben.

Krankheit als Krise

Besondere Bedeutung im Rahmen des Krisenerlebens haben Krankheiten, wobei dies ausgeprägter für die Frauen als die Männer des Forschungsfeldes zutrifft.¹¹⁷ In der Regel haben Krankheiten nachfolgend Krisen ausgelöst bzw. können als Reaktion auf krisenhafte Lebensereignisse gelten. Das Erleben von Krankheiten, zumal lebensbedrohlichen und lang anhaltenden, bedeutet in der Konsequenz häufig den Verlust der Gesundheit. Kast (1989) benennt diesen Prozess als ‚Verlustkrise‘, die den Menschen tief erschüttert und aus dem normalen Gang seines Lebens herausreißt.

Krankheit löste für die Betroffenen des Forschungsfeldes in der Regel existentielle Krisensituationen aus, die nachfolgend tief greifende Veränderungen in der Lebensführung

¹¹⁶ In diesem Zusammenhang soll auf die Ausführungen zum Thema: Kriegserleben/ Prägungen verwiesen werden. Auch aus diesen Erfahrungen resultierten, ähnlich wie beim aktuellen Thema, Einstellungsmuster und Verhaltensweisen, die nachhaltig biografisch geprägt haben und nicht zuletzt mit Ausschlag gebend für soziales Engagement wurden.

¹¹⁷ Männer waren seltener und weniger intensiv von Krankheitsverläufen betroffen als befragte Frauen.

mit sich brachten. Der Verlust von Gewohntem, Vertrautem und Selbstverständlichem forderte neue Überlegungen und Orientierungen, wie das eigene Leben fortan gestaltet werden konnte. Dies betraf neben neuen oder veränderten privaten Lebensplänen auch Veränderungen in der beruflichen Entwicklung. Interessant ist hier vor allem, welche Bewältigungsstrategien in der Auseinandersetzung mit Krankheiten zu erkennen sind und wie weit diese auch als Chance begriffen werden konnten.

„Ob eine Krise zu einer Chance für ein neues Erleben unserer Identität werden kann, ob wir aus einer Krise mit neuen Verhaltensmöglichkeiten, neuen Dimensionen des Selbst – und Weiterlebens hervorgehen, vielleicht sogar mit neuen Sinnerfahrungen und mit dem Bewusstsein, kompetent geworden zu sein im Umgang mit dem Leben ... : das hängt wesentlich davon ab, ob wir die Krise als eine Lebenssituation zu sehen vermögen, in der für unser Leben existentiell Wichtiges sich ereignet und entscheidet, oder ob wir die Krise nur als lästiges Beiwerk des Lebens sehen, das wir so rasch wie möglich vergessen wollen.“ (Kast 1989, 11).

Was alle befragten Frauen und Männer eint und für die Studie besonders hervorzuheben ist, ist die Art des Umgangs mit ihrer Krankheit. Nach anfänglicher Verzweiflung, Hilflosigkeit und Perspektivlosigkeit gelang es den Einzelnen in der Regel recht bald, konstruktive Strategien zu entwickeln und individuelle Ressourcen zu mobilisieren, aber auch zusätzlich professionelle Hilfe und Begleitung in Anspruch zu nehmen.

Aus der gemeinsamen Betroffenheit heraus wurden Kontakte zu anderen Menschen oder auch Gruppen geknüpft und dort zusammen versucht, mit der Krankheit und ihren Folgen umzugehen sowie individuelle Formen der Bewältigung zu finden. Diese Art der Krisenbearbeitung bekam im Einzelfall enorme Bedeutung. Zum einen wurde soziale Unterstützung außerhalb vertrauter – und Familienkreise erlebt, andererseits führte sie perspektivisch zu neuen biographischen Orientierungen und veränderten Handlungsoptionen.

Nach Haan werden als Folge von (krisenhaften) Veränderungen und Anforderungen die kognitiven, wert- und sozial bezogenen Strukturen und Verarbeitungsprogramme einer Person aktiviert. Im Falle einer tendenziell erfolgreichen Bewältigung der Anforderungen kann dies bei den Betroffenen in der Folge zu vielfältigen Konsequenzen führen. Unter anderem verfügen sie möglicherweise fortan über qualitativ neue Möglichkeiten und Wege der Auseinandersetzung mit Herausforderungen verschiedener Art (vgl. Haan 1977).

Mit den aus der Krankheit resultierenden individuellen biographischen Wandlungsprozessen können (längerfristig betrachtet) Persönlichkeitsveränderungen der betroffenen Personen selbst einhergehen. Bisherige Sichtweisen auf die Umwelt und sich selbst gelten dann nicht mehr oder nur noch eingeschränkt, was zur Folge hat, dass neue oder andere Sichtweisen erarbeitet werden müssen. Dies bringt neben kognitiven ebenso Umorientierungen im affektiven Bereich mit sich (ebd.).

Diese Erkenntnisse haben im Untersuchungskontext eine besondere Bedeutung. Wir haben es hier ganz offenbar nahezu ausschließlich mit Frauen und Männern zu tun, die Krisen aktiv und engagiert bearbeitet haben und langfristig betrachtet, auch bewältigen konnten. Aufgrund bemerkenswerter persönlicher Stärke und der Hilfe von außen konnten Krisen als Chance begriffen und im Sinne des jeweils Betroffenen positiv gewendet werden. Sie haben sich nachhaltig verändert und ihrem Leben häufig noch einmal eine andere Richtung oder zumindest einen neuen Akzent gegeben. In der Regel kam es zu einer neuen bzw. größeren Offenheit anderen Menschen und Gegebenheiten gegenüber, es wuchs eine andere Art von Selbstbewusstsein- und Stärke, mit der man sich neuen Aufgaben und Herausforderungen stellte. Es gelang den Einzelnen gelassener zu reagieren, veränderte Prioritäten zu setzen und dabei mit den eigenen Ressourcen behutsamer umzugehen.

Das Erleben und die Aussage einer Interviewpartnerin mag hier als beispielhaft für das Forschungsfeld gelten, betont sie doch sehr eindringlich das Veränderungspotential und die Chancen, welche Krankheiten als kritischem Lebensereignis innewohnen können: *„Meine Ärztin sagte damals, der Krebs war schon wichtig für mich, sonst hätte ich nie das getan, was ich jetzt mache“*.

Diese Frau hat nach sehr langer Familienzeit (die sie zunehmend weniger erfüllt und ausgefüllt hat) eine schwere Erkrankung überstanden. Sie schloss sich einer Selbsthilfegruppe an, die sie später leitete. In der Folge gründete sie neue Gruppen und engagierte sich ehrenamtlich zunehmend auch überregional in der Krebsprävention und Beratung für Betroffene. Das Gespräch mit ihr machte deutlich, wie umfassend sich ihr Leben und damit auch ihre eigene Persönlichkeit im Verlaufe ihrer Krankheit(s) Bewältigung verändert hatte. Insbesondere aus ihren Kontakten zu anderen Menschen zog sie offenbar hohe persönliche Befriedigung und Sinnhaftigkeit. Sie hatte erfahren, wie hilfreich und unterstützend sie für andere Menschen sein konnte und hat dabei Fähigkeiten an sich selbst entdeckt, die über lange Zeit „brach gelegen“ haben.

Ausgehend von diesem Fall ist es interessant, die Relevanz krisenhaften Krankheitserlebens als (Mit-) Auslöser für Ehrenamtlichkeit innerhalb des Forschungsfeldes nachzufragen. Für die Mehrheit gilt, dass sich (Erst-) Begegnungen mit ehrenamtlich Tätigen häufig auf der Suche nach ähnlich Betroffenen in Krisensituationen ergeben haben. Aus der eigenen Hilfebedürftigkeit heraus entwickelte sich bei vielen sehr bald das Bedürfnis, anderen zu helfen und dabei Formen und Strukturen zu finden, die dies ermöglichten (z.B. Selbsthilfegruppe, gemeinsame Foren und Initiativen). Ehrenamtlichkeit wurde so zum integrativen Bestandteil der Krisenbearbeitung des Einzelnen. Auf der Suche nach veränderten oder neuen biographischen Entwürfen funktionierte ehrenamtliches Engagement für die Betroffenen offenbar in zweierlei Hinsicht. Zum einen bot es Orientierung, um neue und vor allem sinnstiftende Aktionsfelder zu finden. Andererseits eröffneten sich so Kontakte zu anderen Menschen, Gruppen und Milieus und damit Möglichkeiten, sich Gleichgesinnten und ähnlich Betroffenen anzuschließen.

Für unsere Forschungsfrage ist aufschlussreich, dass beide Aspekte ehrenamtlichen Engagements eng miteinander verbunden waren und sich gegenseitig beeinflussten und beförderten. Zum einen war der Weg aus Krankheit und Krise eng an Initiativen und Vereine im Engagementbereich gebunden, da hier Hilfe, Verständnis und Unterstützung gefunden wurden. Andererseits ergaben sich mit diesen neuen Kontakten und Begegnungen für Einzelne immer auch veränderte und zum Teil überraschende Optionen, ehrenamtlich aktiv zu sein und vor allem auch wirksam zu werden in Feldern, die bislang völlig unbekannt waren. Charakteristisch für die Befragten ist, dass ihr Engagement auch nach der Krisenbewältigung nie zur Disposition stand, sondern in der Regel erst dann richtig zum Tragen kam.

Unsere Studie kommt zu dem Ergebnis, dass für das Forschungsfeld Ehrenamtlichkeit/Engagement als eine Plattform zur Bearbeitung krisenhaften Krankheitserlebens außerordentlich hohe persönliche Bedeutung bekommen hat. Darüber hinaus vollzog sich innerhalb dieses Prozesses die Suche nach neuen biographischen Ausrichtungen und Handlungsfeldern, wobei die ehrenamtlichen Aktivitäten offenbar orientierenden und Sinn stiftenden Charakter hatten. Dieses Erkenntnis ist für die Forschungsfrage bedeutungsvoll, beleuchtet sie doch ein Motiv für Ehrenamtlichkeit, das noch wesentlich differenzierter als dies hier möglich ist, untersucht werden sollte.

Berufliche Entwicklung als Krise

Innerhalb der beruflichen Entwicklung befragter Frauen und Männer gab es Situationen, die als Krise geschildert worden sind und im Kontext der Studie den Stellenwert Kritisches Lebensereignis zugewiesen bekommen. Auslöser waren in der Regel Ereignisse, die über einen längeren Zeitraum als besonders belastend empfunden wurden und im Verständnis der Studie als Erlebnisse mit außerordentlich hoher Stressintensität¹¹⁸ gelten. Betroffene wurden mit Mobbing oder auch persönlichen Übergriffen konfrontiert, die in jedem Fall zu schwerwiegenden und andauernden Belastungssituationen sowie in der Konsequenz häufig zu Krankheiten¹¹⁹ geführt haben. Betrachtet man die Art der Auseinandersetzung und Bewältigung, existieren deutliche Parallelen zu den vorab geschilderten Prozessen im Kontext von Krankheit.

Interessant ist erneut der Zusammenhang, der auch hier zwischen beruflicher Krisensituation und der Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten erkennbar wird. Die Krisenbewältigung führte häufig dazu, dass sich die betroffenen Frauen und Männer beruflich neu orientiert und Tätigkeitsfelder gewählt haben, die mit ihrem ursprünglichen Beruf wenig gemeinsam hatten oder inhaltlich sogar entgegen gesetzt ausgerichtet waren. Als charakteristisches Beispiel soll eine Befragte gelten, die im Bereich Werbung, PR und Management tätig war und sich dann bei der Aidshilfe engagierte (zunächst in bezahlter Teilzeitstelle, die dann ehrenamtlich weitergeführt wurde).

Der Übergang zu ehrenamtlichen Aktivitäten hat sich vor dem beschriebenen Hintergrund als ein Prozess gestaltet, wo es um das Suchen, Erkunden und Ausprobieren neuer Aktionsräume ging. Dabei gab es in keinem Fall ausschließliche Entscheidungen, die entweder nur auf das Ehrenamt oder nur auf berufliche Alternativen zielten. Es existierte eher ein Nebeneinander von Möglichkeiten, die entsprechend persönlicher Voraussetzungen, Interessen und Wünsche kombiniert und gestaltet wurden.

Ehrenamtlichkeit erfüllte vor dem Hintergrund der verschiedenen Krisen mehrere Funktionen für den Einzelnen. Einerseits sicherte ehrenamtliches Engagement weiterhin sinnerfülltes Tätigsein, das aufgrund veränderter individueller, Voraussetzungen im ursprünglichen

¹¹⁸ Als individuelle Stresssituation gelten Ereignisse, die zu „kritischen Lebensereignissen“ werden können. Im mittleren Erwachsenenalter gehören dazu u.a. abrupte oder auch langwierige Veränderungen im Berufsleben, z.B. Karrieresprünge, Karriereversagen und Mobbing. All diese Ereignisse können starke Stressoren darstellen, die körperliche und seelische Reaktionen auslösen (vgl. Zeller-Forster 2001).

¹¹⁹ Auf Aussagen, die im Vorfeld zum Thema Krankheit als Krise/ Kritisches Lebensereignis gemacht wurden, soll hier schwerpunktmäßig verwiesen werden.

Berufsfeld so nicht mehr möglich war oder möglich schien. Das ehrenamtliche Feld bot Strukturen, die wahrscheinlich mehr individuellen Gestaltungsraum ermöglichten, als dies beruflich der Fall war. Es wurde zu einer Art *Probe- und Versuchsraum*, der die Chance bot, Neues zu erproben, ohne sich langfristig und verbindlich festlegen zu müssen. All das, was die Betroffenen in ihrem ursprünglichen Arbeitsfeld (insbesondere aufgrund des Krisenerlebens) vermisst haben, schien ehrenamtlich möglich zu sein: Die freiwillige Zusammenarbeit mit anderen Menschen in einem selbst gewählten Feld, das stark den eigenen Interessen und Vorlieben entsprach und Spaß machte. Man konnte Erfahrungen und Kenntnisse mit einbringen, Neues dazulernen, unter Gleichgesinnten sein, sich selbst (stärker) verwirklichen und autonomer handeln und vor allem (erneut) Anerkennung und Achtung bekommen.

*Das Kriegserleben*¹²⁰ und die Auswirkungen der Nachkriegszeit haben die große Mehrheit des Forschungsfeldes maßgeblich geprägt.¹²¹ In Abhängigkeit vom Alter, den familiären Verhältnissen und der konkreten Lebenssituation sind die Eindrücke und Erlebnisse unterschiedlich intensiv als krisenhaft empfunden worden. Neben den Erfahrungen, die viele Befragte in ähnlicher Weise miteinander teilen, gibt es bestimmte extreme Ereignisse, die für den Einzelnen den Status „Kritisches Lebensereignis“ erlangt haben. Dies betrifft insbesondere direktes Kriegserleben, die Teilnahme an Kriegshandlungen als Soldat und nachfolgende Kriegsgefangenschaft sowie grausame Erlebnisse während der Nachkriegszeit. Auswirkungen dieses Erlebens prägen weite Teile des Lebenslaufs und reich(t)en in der Regel bis in die Gegenwart hinein.

I 02/ w

„Das war ... diese ganzen Leichentransporte, die dann kamen ... auf den Bahnhöfen. Dann waren wir als Kinder immer da, wenn die Züge kamen, meistens. Und dann wurden die immer rausgeschmissen und weggefahren. Also, das war nicht so gut, das habe ich heute immer noch so vor Augen.“

¹²⁰ Das Thema Krieg – und Nachkriegserleben mit seinen Auswirkungen und Folgen für die Betroffenen ist bereits ausführlich im Fragenbereich Kindheit und Jugend behandelt worden. An dieser Stelle wird auf die Ausführungen verwiesen. Einige ausgewählte Aspekte werden vor dem Hintergrund Krisenerleben noch einmal differenzierter betrachtet.

I 12/ w

„Und dann das Vergewaltigen der Frauen. Ich habe davon ja nicht soviel mitgekriegt oder mir auch nichts dabei gedacht, ich war erst 6/ 7 Jahre. Aber ich weiß, wenn nachts an die Wand geklopft wurde, dann hat meine Mutti uns Kinder aus dem Bett geholt, uns angezogen und dann erst die Tür aufgemacht. Meistens sind die Russen weg, aber einmal haben sie sie doch über den Hof geschleppt, und wir haben geschrien, wir haben geschrien. Irgendwann haben sie dann von ihr abgelassen ... das ist immer noch da.

I 03/ m

„Und dann sind wir den Russen übergeben, in die Nähe von Moskau, da war ich vier Jahre in Gefangenschaft. Im Wald gearbeitet, völlig runtergekommen und wie so ein KZler ausgesehen, und neben mir sind sie gestorben. Das bleibt, das prägt einen eben auch.“

Je unmittelbarer das (Nach-)Kriegsgeschehen erlebt worden ist (Bombenangriffe, Hunger, Fronteinsatz, Misshandlungen und Vergewaltigungen), umso eindringlicher erscheinen auch die Nachwirkungen und Prägungen, die für das gesamte Leben der Befragten mitbestimmend waren und es nach wie vor sind. Haltungen und Einstellungen zu Ereignissen, gesellschaftlichen Entwicklungen und Mitmenschen resultieren offenbar nicht zuletzt aus diesem (krisenhaften) Zeiterleben und wirken im Einzelfall nachhaltig als moralische Instanz für eigenes Handeln. Beweggründe, sich für das Gemeinwohl stark zu machen und aktiv zu werden, entstanden im Forschungsfeld auch vor diesem Hintergrund bzw. wurden mit ausgelöst.

Am Beispiel eines Befragten soll der enge Zusammenhang zwischen Kriegserleben, Bewältigungsstrategien des Erlebten und der Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten verdeutlicht werden.¹²² Die Kriegsteilnahme und der Fronteinsatz als Soldat im Alter von 18/ 19 Jahren mit anschließender mehrjähriger Kriegsgefangenschaft wurde nach Aussagen des Betroffenen als extreme Krisensituation erfahren. Die zunehmende Ausweglosigkeit des Krieges, brutale Kampfhandlungen verbunden mit permanenter Lebensgefahr stellten existentiell grenzwertige Situationen dar, die über die Jahre der Kriegsgefangenschaft fortbestanden haben. Als Angehöriger einer Generation, die während des Nationalsozialismus

¹²² Das Erleben eines männlichen Befragten wird hier gewählt und ausführlich dargestellt, da dies m.E. als nahezu klassisches Beispiel dafür gelten kann, in welchem Maße unmittelbares Kriegserleben Auslöser für ehrenamtliches Engagement und biografisch maßgeblich prägend sein kann.

herangewachsen ist und darüber hinaus als Soldat aktiv am Krieg beteiligt war, folgte im Nachhinein neben der Konfrontation mit der Kollektivschuld die Notwendigkeit der individuellen Auseinandersetzung mit Schuld und Verantwortung.

Deutlich wurde, dass dies über lange Jahre kein Thema war (sein durfte), weder offiziell in der ehemaligen DDR noch im persönlichen Umkreis des Mannes. Wahrscheinlich auch aufgrund der „Nichtbearbeitung“ dieser schwerwiegenden Erlebnisse nahm die persönliche Betroffenheit permanent zu und äußerte sich in verschiedenen Krankheitsbildern und Angstzuständen. Erst ein Anstoß von außen (einem Fremden) führte letztlich dazu, dass derjenige begann, sich mit seinem Kriegserleben direkt und offensiv auseinanderzusetzen. Bemerkenswert an diesem Einzelfall ist, dass diese zunächst sehr persönliche Auseinandersetzung zunehmend öffentlich (Zeitzeugenarbeit) geführt wurde. Die Öffentlichkeit wurde damit quasi zum Medium, mit dessen Hilfe das Kriegstrauma bearbeitet werden konnte.

Hier spannt sich der Bogen zum ehrenamtlichen Engagement, dessen Ausgangspunkt das Erleben des Zweiten Weltkrieges als Soldat und die Kriegsgefangenschaft wird. Eigene Probleme und Konflikte setzen den Rahmen für Sinnhaftigkeit und moralische Begründung ehrenamtlichen Handelns. Als Zeitzeuge setzt sich der Betroffene mit dem Krieg, seinem Soldatsein, der Frage nach individueller Schuld und Verantwortung auseinander. Indem er sich vor allem jungen Menschen zuwendet, findet er eine Zielgruppe, die zum Forum für Selbstthematisierung und biographische Reflexion wird. Ehrenamtliches Engagement bekommt vor diesem Hintergrund einen deutlichen Selbstbezug, geht es doch darum, über den Weg der Selbsthilfe krisenhaftes Erleben zu bearbeiten .

Wiederum hat die Verarbeitung von Erfahrungen während des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit neben der persönlichen ebenso eine öffentliche und insbesondere ethisch – moralische Dimension. In dem Bemühen, jungen Menschen das Phänomen „Nationalsozialismus“ verständlich(er) zu machen, die damaligen Verhältnisse und Entwicklungen und das eigene Beteiligt sein zu erklären, wird neben Aufklärungs– auch Präventionsarbeit geleistet. Ehrenamtlichkeit geht vor diesem Hintergrund weit über Selbstzweck und Selbsthilfe hinaus, und das biographische Thema der Auseinandersetzung mit Kriegserlebnissen wird zum Thema der Auseinandersetzung mit Wertmaßstäben und Handlungsmustern nicht nur des persönlich Betroffenen sondern der Gesellschaft.

Andere Befragte des Forschungsfeldes waren aufgrund ihres Alters (Jahrgänge 1936 bis 1940) nicht in vergleichbarem Maße in Kriegshandlungen involviert, sondern eher „passiv“ betroffen. Erlebtes hat in diesen Fällen keine Krise mit der Dimension eines Kritischen Lebensereignisses ausgelöst; insofern wurden die persönlichen Kriegserfahrungen nicht zum bestimmenden biographischen Thema. Sie waren offenbar eher „randständige Begleiter“ im Leben, wiederum in ihrer Nachhaltigkeit dauerhaft präsent. Für die ehrenamtliche Tätigkeit der Befragten hatten die Erlebnisse und Erfahrungen aus dem Krieg durchaus Relevanz, allerdings bestimmten sie nicht die Inhalte der Aktivitäten. Vielmehr haben sich unter dem Eindruck des Erlebten offenbar Moralvorstellungen und Wertmaßstäbe entwickelt und ausgeprägt, die dem eigenen ehrenamtlichen Tun grundlegende Orientierungen geben.

6.10 Ergebnisdarstellung: Die politische Wende in der DDR

Wie haben Sie die Wende erlebt, in welcher beruflichen und persönlichen Situation haben Sie sich damals befunden?¹²³

Gibt es einen Zusammenhang zur Aufnahme ehrenamtlicher Aktivitäten?

Das Erleben der politischen Wende in der ehemaligen DDR war zumindest für alle ostdeutschen Befragten unserer Studie ein zeitgeschichtliches Ereignis, das sie unmittelbar und in den verschiedensten Lebenssituationen ge- und betroffen und nachhaltig geprägt hat. Gesellschaftliche Veränderungen und Entwicklungen wurden für den Einzelnen direkt spürbar, was sowohl das private als auch berufliche Feld betrifft; beides war häufig nicht voneinander zu trennen. Die Zeit der Wende, die in ihrer Tragweite in der Regel deutlich über die Jahre 1989/ 90 hinaus reicht, ist in verschieden starkem Maße als krisenhaft (mit positivem/ negativem Tenor) erlebt worden. Neben einer gemeinsamen starken Betroffenheit der Befragten aufgrund des politischen/ wirtschaftlichen Systemwechsels, sind Chancen, Gefahren und Neuanfänge sehr unterschiedlich aufgenommen, realisiert und verarbeitet worden. Der Prozess, die Wende als *Kritisches Lebensereignis* mit sowohl mit positiven als auch negativen Auswirkungen und Begleiterscheinungen zu bewältigen, hat sich im Einzelfall

¹²³ Die Aussagen beziehen sich fast ausschließlich auf Auswirkungen der Wende für den beruflichen Bereich. Es war nicht Thema, wie man auf die politischen Veränderungen reagierte und die Wende als politisches Ereignis wahrgenommen wurde. Diese Fragen waren von der Interviewerin bewusst nicht gestellt bzw. das Thema dahingehend nicht vertieft worden.

über Jahre hingezogen und kann auch zum Zeitpunkt der Interviews nicht als abgeschlossen betrachtet werden.

Mehrheitlich waren die Befragten aus den neuen Bundesländern zum Zeitpunkt der Wende 1989/90 zwischen 45 und 55 Jahren alt, bis auf eine Person, die bereits 65 war. Für alle trifft zu, dass sie sowohl im privaten als auch beruflichen Feld etabliert waren und ‚ihren Platz in der Gesellschaft‘ gefunden hatten. Es gab zu diesem Zeitpunkt für niemanden schwerwiegende private oder berufliche Unsicherheiten, Krisen oder ähnliches. Außer einem Befragten, der gerade berentet worden war, waren alle fest ins Erwerbsleben integriert. Erwerbstätigkeit hatte erheblichen Stellenwert und war quasi selbstverständlicher und ebenso notwendiger Teil des Lebens, das wurde in den Aussagen durchweg deutlich. Ausnahmslos alle Befragten hatten sich, nicht zuletzt durch Fort- und Weiterbildungen, beruflich entwickelt und entsprechend qualifizierte Positionen inne.

In keinem Fall löste die Wende (jedenfalls nicht unmittelbar) für die Betroffenen Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, plötzliche Entlassung o. ä. aus. Es traf eher das Gegenteil zu: viele beschrieben, dass Arbeitsaufgaben zunahmen, umfangreicher und zum Teil auch vielfältiger geworden waren. Häufig ergaben sich daraus neue berufliche Schwerpunkte und Verantwortlichkeiten. Charakteristisch war, dass vieles neu bzw. dazu gelernt werden musste, was im Einzelfall nicht immer plausibel und einsehbar erschien. Abhängig von Berufsfeldern und Sachgebieten (EDV, Personalwesen, Pädagogik) änderten sich Begrifflichkeiten, Inhalte und berufliches Selbstverständnis. Verbunden waren die Veränderungen mit großem persönlichem Engagement und Energie, die aufgebracht werden mussten, um das „Neue“ annehmen und lernen zu können. Dies wurde jedoch kaum als Belastung sondern eher als Chance und Herausforderung empfunden, „weiter zu gehen“, „dabei zu bleiben“, um vor allem auch beruflich weiterhin integriert zu sein.

I 08/ w

„Ich war 46 Jahre alt, war verheiratet, mein Sohn war fertig mit seinem Studium. ... Für mich hat sich beruflich insofern etwas verändert, indem ich immer mehr Arbeit bekam. Ich habe eine Kita geleitet mit 75 Kindern und habe dann noch den Schulhort dazu bekommen, der aber ein Stück entfernt von der Kita lag. Also, zwei Gebäude unter einer Leitung, das war schon /.../, man musste alles neu umstrukturieren und neue Lernansätze reinbringen. ... Also, ich habe mich weder zurückgezogen in dieser Zeit, noch gesagt, es lohnt nicht mehr. Nein,

wir sind es total neu angegangen, haben uns neu gebildet und belesen. Wir haben die andere Seite auch besucht, haben einfach das Neue aufgenommen, haben es aber auch so für uns verwertet: taugt es für uns oder nicht.“

I 02/ w

„Es war unruhiger, dann wurde mal diese Abteilung aufgelöst und dann mal diese Abteilung aufgelöst /.../, also, es war unruhiger und bewegter, aber vom Grundsatz her die gleiche Arbeit. In der Verfahrensweise war alles ein bisschen anders. Es kamen andere Gesetze und Vorschriften und so, da musste man sich umstellen.“

I 12/ w

„Also, ich bin ein Glückskind. Ich bekomme zwar immer ein paar Schrammen ab, aber die verheilen auch wieder schnell, und ich kriege auch immer wieder Kraft. Ich konnte mein Archiv, das konnte ich einfach weiter machen, und das ging bis 1996, da bin ich in den Vorruhestand gegangen. /.../ Ich war froh, dass ich mit den anderen Bedingungen zurecht kam. Es musste ja alles neu gelernt werden, jeder Begriff usw., und das hat mir schon Schwierigkeiten gemacht.“

I 04/ w

„Und beruflich bin ich so weiter, also, habe ich so weiter gearbeitet wie immer. Da hatte ich eigentlich keinen Einbruch. Im Gegenteil, dadurch, dass ich ja noch eine Berufs begleitende Qualifizierung machen konnte im kaufmännischen Bereich, war das für mich nur von Vorteil. /.../ Für uns war ja alles Neuland, von der Firma her konnten wir keine Kurse machen. Das war alles in der Freizeit, und da lief der Arbeitstag von früh um 6.00 Uhr bis abends 10 /11.00 Uhr.“

Neben dem eher als positiv und relativ unkompliziert empfundenen ‚sich Hineinfinden‘ in neue Verhältnisse und Strukturen, gab es auch Schwierigkeiten und Brüche, die in Interviews mindestens angedeutet und in einem Fall auch ausführlich geschildert worden sind. Für den Bildungsbereich (exemplarisch) löste die Wende nahezu umgehend weitreichende Veränderungen aus. Lehrer/ Pädagogen waren gefordert, sich zügig auf neue Bildungskonzepte, Inhalte, rechtliche Regelungen einstellen und an das westdeutsche Bildungs- und Schulsystem ‚anpassen‘ zu müssen. Betroffenen ist dies in unterschiedlicher Weise gelungen und als langwieriger Prozess durchaus ambivalent erlebt worden. So wurde

geschildert, dass man in die stattfindenden gesellschaftlichen Veränderungen persönlich außerordentlich stark involviert war, es gleichwohl neben der allgemeinen immer auch eine sehr persönliche Betroffenheit gegeben hat.

Ein Fall zeigt exemplarisch, wie die Zeit der Wende als persönliche Belastung und existentiell grenzwertige Situation erlebt wurde und damit in unserem Verständnis den Status Kritisches Lebensereignis innehat. In dem Empfinden, die eigene jahrzehntelange Arbeit als Pädagogin ohne die Chance einer sachlichen Auseinandersetzung rechtfertigen und verteidigen zu müssen sowie massiven Schuldzuweisungen ausgesetzt zu sein, geriet das eigene (berufliche) Leben buchstäblich ‚aus den Fugen‘, so wurde im Interview deutlich. Die betroffene Person empfand sich beruflich und statusmäßig deklassiert und gedemütigt und erkrankte in der Folge schwer. Mit enormer eigener Kraft sowie Unterstützung aus vertrauten (familiären) Kreisen gelang es allmählich, ‚ins Leben zurückzukehren‘. Es brauchte viel Zeit, um Verletzungen und Enttäuschungen zu verarbeiten und zu erreichen, dass es insbesondere auch beruflich weiter gehen konnte. Nach einer notwendigen (krankheitsbedingten) Auszeit, wurde der eigene Platz (wieder) gefunden, und auch die Arbeit in der Schule ging weiter. Zusätzlich wurden neue Aufgaben und Herausforderungen mit einem Schüler- und Lehrertheater im ehrenamtlichen Feld gesucht.

I 03/ w

„Und 1993 habe ich Krebs gekriegt. Vielleicht eine Folge meines Kampfes nach innen oder außen. Es war von `89 bis `91 eine schlimme Zeit. Es hat mich niemand persönlich angegriffen, aber es hat mich die Allgemeinheit /.../ ich war bekannt durch meine Arbeit. /.../ Die Wende hat nicht die Auseinandersetzung gefördert, die notwendig wäre. Da hätte ich mich auch gestellt. /.../ Wir hätten gemeinsam überlegen können, was wir alle nicht richtig gemacht haben, oder nicht richtig gesehen haben. Das wäre in Ordnung gewesen. Diese Chance hatten wir nicht. /.../ Ich glaube, das hat ganz viele Leute meiner Generation verprellt, die auch im Lehrerberuf tätig sind. /.../ Ich bin dann auch 1990 vertretungsweise sofort wieder in den Unterricht gegangen. Was das Ganze gefördert hat, ist, dass ich mit Kindern umgehen kann, dass man jetzt gesagt hat, o.k., die Arbeit, der Unterricht, wie auch immer, ist in Ordnung. Das war das Entscheidende. Dann habe ich Lehrertheater gemacht und Schülertheater, da gab's dann viele Qualifizierungen. Wir haben dann im Theater aufgeführt.“

I 02/ m

„Dann kam die Wende 1990, da habe ich mich sehr stark engagiert, allerdings für die Übernahme des bundesdeutschen Bildungssystems. /.../ Wenn ich das heute so sehe, war es eine Zeit großer Euphorie und hohen Engagements. Wir hatten damals auch die Absicht, das westdeutsche Schulsystem sehr schnell einzuführen, natürlich auch mit unterschiedlichen Ergebnissen. Wenn ich das heute so sehe, da ist eigentlich von dem, was wir festhalten wollten und rüberbringen wollten in das neue Deutschland, nicht mehr viel übrig geblieben. /.../ Da ich Leiter war, gab es natürlich entsprechende Veränderungen. Ich hätte als Lehrer an der Schule bleiben können, aber das wollte ich nicht.“

Ein Befragter war zum Zeitpunkt der Wende gerade Ruheständler geworden und hat die erste Zeit als problematisch erlebt. Zum einen war es der Umstand, plötzlich nicht mehr erwerbstätig zu sein und sich auf den Ruhestand einstellen zu müssen. Erschwert hat diese Phase, dass die bis dahin selbstverständlich zum Leben dazu gehörenden ehrenamtlichen Aktivitäten kaum noch möglich waren. Einrichtungen, Organisationen, Kultur- und Sportvereine etc., die in der ehemaligen DDR bestanden haben, sind häufig sehr schnell von der Bildfläche verschwunden, was deutliche Auswirkungen auf den Freizeit – und Kulturbereich hatte - nicht nur für die Nutznießer sondern auch für die dort Engagierten. Ebenso schwierig war es für den Befragten, mit 65 Jahren noch eine Arbeits- Möglichkeit zu finden, die den Übergang etwas moderater gestalten sollte. Insofern verlief die erste Zeit des Ruhestandes unerwartet anders, als dies unter den Verhältnissen in der DDR ursprünglich geplant und voraussehbar gewesen war.

I 03/ m

„Schwer fiel mir das, schwer fiel mir das. Ich habe auch noch Arbeit gesucht, irgendwas, aber es musste auch eine geordnete Arbeit sein. Aber da war nichts. /.../ Gut, Gewerkschaft war dann auch tot für mich, da war auch nichts mehr. Sport, ein bisschen schon, aber da waren dann ja auch Jüngere da. Und dann starb das ja auch. Wir hatten keine Boote mehr, das Training lief nicht mehr. Das hat sich alles total verändert. Ich möchte sagen, erst war gar nichts. Da war ein richtiges Loch.“

6.10.1 Interpretation

Maßgeblich für die persönliche Entwicklung aller Befragten aus der ehemaligen DDR war das Erleben der politischen Wende, wobei es von Fall zu Fall sehr unterschiedlich ist, wie dieses Ereignis (auch im Nachhinein) mit eher positivem oder negativem Tenor beschrieben wurde. Die Wende ging mit einem rapiden sozialen und Strukturwandel einher, der alle Ebenen des Lebens betraf und für die Mehrheit der Betroffenen einen wesentlichen Einschnitt in die Biographie dargestellt sowie ihren Lebensweg nachhaltig geprägt hat.

Dem Ereignis der Wende kommt dabei nicht der Status eines normativen Lebensereignisses zu, das in üblicher Weise zu einem gewöhnlichen Lebenslauf gehört, wie z.B. Schulabschluss, Berufseintritt oder Familiengründung. Es gilt eher als „nicht – normatives kritisches Lebensereignis“, vergleichbar mit Unfällen, Naturkatastrophen, Tod von Angehörigen oder schweren Krankheiten (vgl. Filipp 1981; Rosch – Inglehart 1988; Ulich 1987). Die Bewältigung eines solchen Ereignisses ist in der Regel mit erheblichen psycho – sozialen Belastungen verbunden und kann dabei neben Freude und Euphorie ebenso mit Ängsten, Zweifeln und Verunsicherungen einhergehen.

Aus der Zeit der Wende existieren eine Vielzahl von Äußerungen und Beschreibungen, die den damals beginnenden Prozess der Veränderungen und des Wandels charakterisiert haben. Dazu unter anderem folgendes Zitat, das die Situation von Befragten unserer Studie recht gut charakterisiert:

„Für die Deutschen in der ehemaligen DDR ist die Vereinigung ein täglicher, sie ganz unmittelbar und persönlich berührender existentieller Prozess der Umstellung. Das bringt oft übermenschliche Anstrengungen mit sich. Eine Frau schrieb mir, sie seien tief dankbar für die Freiheit und hätten doch nicht gewusst, wie sehr die Veränderung an die Nerven gehe, wenn sie geradezu einen Abschied von sich selbst verlange. Sie wollten nichts sehnlicher, als ihr Regime loszuwerden. Aber damit zugleich fast alle Elemente des eigenen Lebens von heute auf morgen durch etwas Neues, Unbekanntes ersetzen zu sollen, übersteigt das menschliche Maß.“ (Richard von Weizsäcker, Rede anlässlich des Staatsaktes zum Tag der Deutschen Einheit in der Philharmonie zu Berlin am 3. Oktober 1990)

Auch wenn Veränderungen innerhalb der DDR von vielen gewünscht, erhofft und erwartet worden sind, war die Wende ein Ereignis, das zunächst „... unerwartet, unvorbereitet und ungeplant im Lebensfahrplan aufgetreten ist ...“ (Hoerning 1992, 91). Diese Einschätzung gilt

für das Forschungsfeld in ähnlicher Weise, wobei die Vielschichtigkeit und Verschiedenartigkeit der Erfahrungen und „Betroffenheiten“ der Einzelnen betont werden sollen. Neben objektiv beobachtbaren und benennbaren Veränderungen stand häufig die eigene Persönlichkeit zur Disposition, das ist in Gesprächen immer wieder deutlich geworden. Die Befragten waren in der Regel zwischen 40 und 45 Jahren alt, in der DDR aufgewachsen, hatten sich dort beruflich entwickelt und etabliert, Familien gegründet und ein soziales Umfeld geschaffen. Die Mehrheit war hinsichtlich bestimmter Merkmale, wie z.B. Bildung, Berufserfahrung, sozialer Status, Lebensalter sehr ähnlich verankert und hat doch unterschiedlich auf die Wende bedingten „Eingriffe“ im Leben reagiert und diese in der Konsequenz verarbeitet.

Individuelle Reaktionen erklären sich zum großen Teil aus Bindungen an biographische Konzepte; an eine *Lebenskonstruktion* (Bude 1987, 15). Die Lebenskonstruktion gilt als handlungsleitendes Schema, das durch biographische Erfahrungen entsteht und neue Erfahrungen im Sinne der Lebenskonstruktion bewertet. Um die eigene Biographie, z.B. in Krisensituationen, steuern und gestalten zu können, verfügt das Individuum aufgrund von Erfahrungen über biographische Ressourcen, die als biographisches Wissen verfügbar sind. Das zur Verfügung stehende *kulturelle/ soziale Kapital* der Biographie kann zur Bewältigung von Lebensereignissen eingesetzt werden. Ändern sich jedoch beispielsweise gesellschaftliche Strukturen in so massiver Weise, wie dies mit der politischen Wende der Fall war, werden Individuen häufig mit Anforderungen konfrontiert, für die die bestehenden biographischen Ressourcen nicht ausreichen oder ausreichend passgenau sind. Um wiederum auf Veränderungen reagieren und mit diesen in der Konsequenz leben zu können, entwickeln Menschen (bewusst oder unbewusst) eine dialektische Beziehung zwischen *Bruch und Kontinuität* (Bude 1992). So wird Gelebtes „... einerseits bewahrt und andererseits so transformiert oder verwandelt, dass es in die neue Zeit und die neuen (Lebens-) Verhältnisse hineinpasst.“ (ebd., 54).

Von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, dass die Wende weniger als punktuell zeitgeschichtliches Ereignis ihre Spuren in den Lebensläufen der Befragten hinterlassen hat, sondern vielmehr in ihrer Prozesshaftigkeit wirksam wurde und es offenbar bis zum aktuellen Zeitpunkt ist.

Niemand von den Befragten war von den drastischen Beschäftigungseinbrüchen in unmittelbarer Wende- und Nachwendezeit betroffen, und doch sind Kontinuitäten (der

Lebensfahrplan) unterbrochen oder zumindest in Frage gestellt worden. Mit beruflichen Veränderungen im Sinne von Anpassungs- Um und Neulernen mussten sich alle Befragten auseinandersetzen. Dieser Prozess wurde im wesentlichen als notwendig und sinnvoll betrachtet und im Einzelfall dennoch sehr ambivalent erlebt. Offenbar gab es das Empfinden, mit langjährigen beruflichen und persönlichen Erfahrungen und Fähigkeiten nicht ernst genommen und anerkannt zu werden; hier sind Verletzungen entstanden, die noch im Nachhinein spürbar sind und Entwicklungen (auch im Ehrenamt) mit geprägt haben.

In Abhängigkeit von der Art der beruflichen Tätigkeit (z.B. im pädagogischen Bereich) waren Auseinandersetzungen an der Tagesordnung, die neben der politischen in der Regel auch eine sehr persönliche Dimension bekamen. Insbesondere hieraus resultierten im Einzelfall massive Kränkungen, die in der Konsequenz das bisher gelebte Leben zur Disposition stellten und im Verständnis der Untersuchung als *Kritisches Lebensereignis* gelten sollen. Diese Einschätzung ist in Einzelfällen weniger an bestimmten beobachtbaren und beschreibbaren Ereignissen festzumachen. Sie beruht vielmehr auf den in Interviews immer wieder zu Tage tretenden Situationen, wo Befragte emotional bewegt ihre nach wie vor anhaltende Auseinandersetzung mit der Wendezeit thematisierten, die immer auch ein Überdenken und Überprüfen des bisher gelebten Lebens mit einschloss.

Existieren in der Regel politisch – institutionalisierte Unterstützungsprogramme, die z.B. Arbeitslosigkeit oder Frühverrentung entsprechend begleiten und für den Betroffenen erträglich(er) machen, so ist für „... Veränderungen im biographischen Gesamtgefüge ganz allein das Individuum zuständig.“ (Hoerning 1992, 24). Hier sind individuelle Strategien der Bewältigung gefragt, die neue biographische Stabilität und Kontinuität ermöglichen und hierfür Anschlüsse und tragfähige Netzwerke bieten. Die befragten Frauen und Männer eint, dass sie sich mit wendebedingten krisenhaften Ereignissen aktiv und offensiv auseinandergesetzt haben und dies auch weiterhin tun. Diese Art der Auseinandersetzung schloss Krankheit und Rückzug aus der Öffentlichkeit und dem beruflichen Leben mit ein und führte in Einzelfällen zu nachhaltigen Veränderungen.

Aufschlussreich für die Forschungsfrage sind Erkenntnisse zum Zusammenhang von Wendeerleben und Ehrenamtlichkeit, der sich auch hier für die Befragten ergibt. Wobei betont werden soll, dass für kaum jemanden ehrenamtliche Aktivitäten mit der Wende erstmalig ausgelöst worden sind, denn alle waren, wie im vorausgehenden Kapitel bereits beschrieben, in der DDR jahrelang gesellschaftlich aktiv. Insofern erscheinen Aktivitäten im

Engagementbereich für die Mehrheit weniger als unmittelbare Reaktion auf das Wendegeschehen, sondern vielmehr als dauerhafter Prozess in Folge.

Engagement, das noch während der Wendezeit bzw. unmittelbar danach entstanden ist, wurde in erster Linie für die Suche nach neuen, veränderten oder auch zusätzlichen Handlungsfeldern in Anspruch genommen. Waren beispielsweise ehemalige ehrenamtliche Tätigkeitsfelder nicht mehr vorhanden, da wendebedingt „abgewickelt“, wie z.B. Aktivitäten im Sport, der Kultur oder in der Jugendhilfe, wurden neue Tätigkeitsfelder in ähnlichen Bereichen gesucht. So wurde es möglich, „Leerräume“ zu füllen und Phasen zu überbrücken, mit denen Betroffene unerwartet und unvorbereitet konfrontiert worden sind. Hier bot sich offenbar, immer aufgrund eigener Initiative, die Möglichkeit, zumindest ein gewisses Maß an Kontinuität und sinnvoller Beschäftigung für sich selbst zu gestalten und zu sichern. Sehr wahrscheinlich konnten Engagierte hier außerdem etwas finden, was in den langjährig gewohnten (beruflichen) Tätigkeitsfeldern zumindest zeitweise und Wende bedingt nur noch eingeschränkt zu bekommen war: Anerkennung und Bestätigung.

Ehrenamtlichkeit bot offenbar, dies ist eine weitere wichtige Erkenntnis in diesem Kontext, zusätzlich eine Art „geschützten Raum“, in dem man weiterhin aktiv sein konnte, ohne sich in bereits beschriebener Weise (z.B. politisch) auseinander zu setzen und konfrontieren zu müssen. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Eine Pädagogin, die die Wende als extreme Krisensituation erlebt hat, suchte sich in der Kulturarbeit mit Kindern und Jugendlichen ein außerschulisches ehrenamtliches Betätigungsfeld. Neben ihrer beruflichen Tätigkeit wurde dies zu einem Bereich, in dem sie offenbar ungebrochen Bestätigung fand, anerkannt wurde und der ihr Freude bereitete .

Das Ehrenamt konnte Sinn bieten, die in bewährten und gewohnten Feldern verloren gegangen oder nur noch eingeschränkt erlebbar war. Möglicherweise existiert(e) hier ein Bereich, der mit neuen Aktionsräumen Chancen der Selbstverwirklichung bot, die im neuen politischen System so nicht mehr erwartet oder bewusst nicht mehr gewollt wurden. Dem Einzelnen eröffnete sich so vielleicht ein Weg, jenseits der wendetypischen Auseinandersetzungen und Diskussionen mit neuen Partnern neue Ideen zu realisieren, ohne sich permanent mit der eigenen DDR Vergangenheit beschäftigen und sich rechtfertigen zu müssen. Aus längerfristiger Sicht hat die Wende für Einzelne neben vielfältigen neuen Einsichten, Schwerpunktsetzungen und Veränderungen im eigenen Leben Anregungen

gegeben und Möglichkeiten geschaffen, um bürgerschaftlich weiterhin (mit veränderten Schwerpunktsetzungen) aktiv zu sein oder sich hier ein neues Aktionsfeld zu schaffen.

Die Untersuchung kommt hier zu der Erkenntnis, dass insbesondere die Erfahrung der politischen Wende in der ehemaligen DDR – trotz allen ambivalenten Erlebens – ein Auslöser für Engagement Aktivitäten sein konnte. Es wird ein unmittelbarer Zusammenhang erkennbar zwischen dem Niedergang eines politischen Systems und seiner Strukturen, welches gleichsam Neubeginne ermöglichte, wobei das Feld des bürgerschaftlichen Engagements offenbar besonders viel Raum und Gestaltungsmöglichkeit für den Einzelnen bot.

6.11 Ergebnisdarstellung: Übergang in die nachberufliche Lebensphase

Wie haben Sie den Übergang in die nachberufliche Lebensphase erlebt? Wie würden Sie diesen Lebensabschnitt charakterisieren?

Bis auf eine Ausnahme (Arbeitslosigkeit) waren alle Befragten zum Zeitpunkt der Datenerhebung nicht mehr bzw. nur noch teilweise erwerbstätig und befanden sich in der Nachberuflichkeit bzw. in der Übergangsphase. Dieser Status, der die Mehrheit der Befragten zunächst formal eint, zeigt wiederum ein hohes Maß an Unterschiedlichkeit. Dies meint für das Untersuchungsfeld konkret eine sehr große Vielfalt an ‚Ruhestands- und Vorruhestandsmodellen‘¹²⁴, für die sich der Einzelne entschieden hat, was sich auch in der Art und Weise des Eintritts in den ‚Vorruhe- oder Ruhestand‘, des Zeitpunktes sowie der Gründe und Auslöser für diesen Schritt wieder spiegelt¹²⁵. Neben typischen Gemeinsamkeiten existiert eine außerordentliche Vielfalt an „Einzelschicksalen“, die für diese Lebensphase in besonderer Weise zutreffen.¹²⁶ Für die Mehrheit gilt ein so genannter ‚regulärer Ruhestand‘, d.h., diese Befragten waren vollständig aus dem Erwerbsleben ausgeschieden und bezogen Altersrente. Sie waren zwischen 60 und 78 Jahren alt. Einige Personen waren noch im so genannten Vorruhestand oder hatten sich für ein Altersteilzeitmodell entschieden. Der

¹²⁴ Der Begriff Ruhestand („...“) wird vor dem Hintergrund offizieller sprachlicher Regelungen/ Modelle verwendet, gleichwohl die Studie den Begriff der nachberuflichen Lebensphase favorisiert und für unseren inhaltlichen Kontext auch für wesentlich angemessener hält.

¹²⁵ Die Auswahl der 21 Probanden aus dem Gesamtforschungsfeld von 220 zielte u. a. darauf, die Vielfalt der Ruhestandsmodelle, die für das Feld charakteristisch ist, in den Blick zu nehmen und dahingehend eine repräsentative Auswahl zu treffen.

¹²⁶ Für die Fragestellung der Untersuchung hat der Übergang in die nachberufliche Lebensphase eine außerordentliche Bedeutung. Insofern nimmt die Ergebnisdarstellung zu diesem Fragenbereich die vielfältigen „Übergänge“ individualspezifisch sehr genau und detailliert in den Blick und stellt sie ausführlich dar.

Altersdurchschnitt dieser Gruppe betrug ungefähr 60 Jahre. Eine Person war frühpensioniert, eine andere Person bezog Erwerbsunfähigkeitsrente.

Von denjenigen Personen, die sich im ‚regulären Ruhestand‘ befanden, haben fünf bis zu ihrem 65. Lebensjahr und darüber hinaus gearbeitet. Dies betrifft drei Männer und zwei Frauen, davon ein männlicher Befragter und beide weiblichen Befragten aus den alten Bundesländern. In jedem Fall war es eine bewusst und gewollt getroffene Entscheidung, mindestens bis zu diesem Alter arbeiten zu wollen. Die männlichen Befragten charakterisieren kontinuierliche (Vollzeit) Erwerbsbiografien über einen Zeitraum von 40 bis 45 Jahren. Für zwei der Männer gilt, dass sie gern noch weiter gearbeitet hätten, was einem Befragten (alte Bundesländer) auch durch selbstständige Tätigkeit sowie Vereinbarungen innerhalb der Firma gelungen ist.

I 02/ m

„Schauen sie, ich habe es schon angedeutet. Ich hatte einen Arbeitsvertrag 1991 geschlossen mit dem Unternehmen, dass ich bei Vollendung des 65. Lebensjahres ausscheide. Solche Verträge wurden damals noch geschlossen, heute gibt es das in der freien Wirtschaft kaum mehr.“

I 03/ m

„65 war ich, da bin ich doch Rentner geworden. Ich war doch gerade Rentner, als die Wende kam. Ich habe noch gearbeitet bis Mai, und dann hat man mir klar gemacht, wäre wohl gut, wenn du gehst, wir müssen entlassen. Nein, und das wollte ich eigentlich nicht.“

I 06/ m

„Also, ich habe eigentlich nicht mit 65 aufgehört zu arbeiten. Mit 65 war ich nicht mehr Prokurist dieser Firma und nicht mehr Technischer Direktor, sondern ich war Consultant, ich habe die Firma also noch 1 1/2 Jahre beraten. /.../ Und ich habe dann eine technische Kommission geleitet von einer bestimmten Branche, und da wurde ich dann teilweise angesprochen, ob ich nicht mal hier und da ein Gutachten machen könnte. Und so haben ich in Süddeutschland immer mal ein paar Tage Untersuchungen gemacht, dann habe ich in den letzten fünf Jahren im Internet Patentrecherchen gemacht, habe also eigentlich immer noch viel zu tun. Dann bin ich für eine kleine Firma QMB: Qualitätsmanagement Beauftragter. Das

lastet mich zwar nicht voll aus, da muss ich nicht jeden Tag hingehen, aber da habe ich noch was zu sagen.“

Frauen beanspruchten längere berufliche Auszeiten, die sowohl familiär als auch durch längere Phasen der Arbeitslosigkeit begründet waren. Sie waren durchschnittlich 20 bis 25 Jahre vorrangig in Teilzeit erwerbstätig. Eine Befragte war nach langer Arbeitslosenzeit, während der sie sich zunehmend ehrenamtlich engagierte, noch einmal in ein reguläres Arbeitsverhältnis übernommen worden; und zwar von ihrem 65. bis zum 70. Lebensjahr.

I 10/ w

„/.../ ich war ja arbeitslos und habe dann ehrenamtlich in diesem Büro in der Genossenschaft gearbeitet. Und aus dieser ehrenamtlichen Tätigkeit ist dann eine hauptamtliche geworden. Ich habe dann noch mal Geld verdient und habe dann noch mal bis 70 gearbeitet. Also ich hatte noch mal einen richtigen Arbeitsplatz. Und das war ganz interessant für mich, weil es so war, dass ich das erste mal in meinem Leben einen Arbeitsplatz hatte für halbtags, der mir richtig Spaß machte. Und ich verdiene auch noch Geld, das hatte ich vorher nie.“

Die Phase des Übergangs in die Nachberuflichkeit gestaltete sich in der Regel als weit gehend geplant und vorbereitet. Zumindest gedanklich hatten sich die Betroffenen mit der Frage beschäftigt, wie sie diesen Abschnitt bewältigen wollen, wo es Gleich Gesinnte oder ähnlich Betroffene, interessante Kontakte und neue Betätigungsfelder geben könnte. Darüber hinaus wurden Bildungsangebote in Anspruch genommen, die darauf zielten, die nachberufliche Lebensphase vorzubereiten

In diesem Sinne haben einige noch während ihrer Berufstätigkeit begonnen, für den in einigen Jahren bevorstehenden Ruhestand „vorzusorgen“, d.h., ganz konkrete Projekte zu beginnen und Aufgaben zu übernehmen, die perspektivisch weiter geführt oder sogar noch intensiviert werden sollten. Insbesondere für die hier befragten Frauen trifft zu, dass sie sich mit gleich gesinnten Frauen getroffen und Netzwerke gebildet haben, die das Ziel verfolgten, ein aktives und teilhabendes Alter(n) zu gestalten. Obwohl es in dieser Gruppe keinen gleitenden bzw. langsamen Übergang vom Erwerbsleben in die nachberufliche Phase gab, gestaltete sich dieser doch ohne größere Schwierigkeiten. Der Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit erscheint hier weniger als Einstieg in den *Ruhestand* im herkömmlichen Sinne, vielmehr beginnt ein neuer, sehr aktiver und bewegter Lebensabschnitt voller Ideen, Pläne und Zukunftsvisionen.

I 10/ w

„Und dann habe ich in Augsburg ein paar Frauen kennen gelernt, habe dann aber keine Arbeit mehr gefunden. Ich habe noch Umschulungen gemacht, aber es war klar, dass ich keine Arbeit mehr finde. Dann habe ich durch eine der Frauen gehört, dass sie jetzt eine Ausbildung in einer Hospizgruppe macht, und da habe ich gedacht, das ist auch was. Dann bin ich in die Hospizarbeit gegangen, und das war meine erste ehrenamtliche Tätigkeit, die ich da intensiv gemacht habe. Und dann kam auch über Frauen /.../, da haben wir uns überlegt, wie wollen wir älter werden, wie wollen wir unser Alter gestalten. Ich war damals Anfang 60, und wir haben dann eine Interessengruppe gebildet, und wir haben dann das Ziel gehabt Seniorenwohnen, das wär's.“

I 07/ w

„Wieder ein kleines Inserat in der Zeitung: DRK, die suchten Übungsleiterinnen für Senioren. Und ich gehe ja viel schwimmen, viel laufen, die Natur fasziniert mich. Da habe ich mich gleich gemeldet, mit der Dame gesprochen, und das hat sich alles so gut angehört. Und da habe ich zu ihr gesagt, bis zu welchem Alter bilden sie aus. Und da hat sie zu mir gesagt, so bis 57, 58; sage ich zu ihr, ich bin aber schon 62. /.../ dann habe ich mich gleich ins Auto gesetzt und bin hingefahren, ich war ja nun noch berufstätig. Ich habe das so gesehen, das ist mein Einstieg zum Ausstieg, drei Jahre später ist für mich der Ofen aus. Irgendwas muss ich tun, die Enkelkinder sind weit weg ... „

I 06/ m

„Teilweise angenehm /.../ . Ich brauchte nicht mehr um 5.00 Uhr aufzustehen, musste nicht mehr um 7.00 Uhr in der Fabrik sein. Andererseits, wenn man eine leitende Position hat, hat man ganz viele Freunde aus dem Geschäftsfeld. Und wenn man dann dort nicht mehr ist, merkt man auf einmal, das sind gar keine Freunde mehr. Und das gab schon einen gewissen Schnitt, das muss man schon so sagen. Da habe ich ein bisschen Zeit gebraucht, bis ich das richtig verdaut hatte /.../ und das war menschlich ein bisschen enttäuschend und schlecht zu verarbeiten.“

Die deutliche Mehrheit der Befragten hatte sich für einen Weg in den neuen Lebensabschnitt entschieden, der allmählich und gleitend den Übergang vorbereitete. Es gab quasi keinen Ausstieg ‚von heute auf morgen‘, sondern man gewöhnte sich allmählich an die neue

Lebensphase und versuchte sich langsam hineinzufinden. Dieser gleitende Übergang realisierte sich über verschiedene Vorruhestands – und Altersteilzeitmodelle, die in Anspruch genommen worden sind. Im Durchschnitt entschieden sich die Interviewten im Alter zwischen 57 und 62 Jahren für solch ein Modell. So nutzten sie die Chance, entweder etwas früher (ca. 3 – 4 Jahre) vollständig aus dem Erwerbsleben auszusteigen oder durch Teilzeitregelungen (2 bis 3 Arbeitstage pro Woche) den neu gewonnenen Zeitpool auszuprobieren und mit Neuem zu füllen.

Charakteristisch ist auch für diese Gruppe, dass man die gewonnene Zeit in jedem Fall nutzte, um sich auf den dann folgenden ‚echten Ruhestand‘ einzustimmen und vorzubereiten. In Bezug zu diesem Aspekt gibt es keinen Unterschied zwischen denen, die aus der vollen Erwerbstätigkeit in den Ruhestand gegangen sind und denjenigen, die einen allmählichen Übergang gewählt haben.

Die Bandbreite von Aktivitäten letzterer ist allerdings noch vielfältiger und reicht von vorbereitenden Kursen und Seminaren zum Thema „Übergang in den Ruhestand“ über den Erfahrungsaustausch und Zusammenschluss mit ähnlich Betroffenen bis hin zu Tätigkeitsfeldern/ Hobbys, die man sich zusätzlich neu erschlossen hat. Einige entdeckten auch Felder für sich wieder neu, d.h., es wurden „alte“ Interessen, Neigungen und Vorhaben reaktiviert und man beschäftigte sich mit Dingen, für die während des Berufes weder Raum noch Zeit geblieben war.

I 08/ w

„Also ich habe im vergangenen Jahr 2002 aufgehört zu arbeiten. Es war angeboten, dass man Altersteilzeit machen kann. Und ich hatte im vergangenen Jahr 40 Jahre Berufstätigkeit /.../ . Aber ich habe mir gesagt, der Weg der Altersteilzeit ist nicht schlecht, und man sollte dann gehen, wenn man eben noch voll in der Lage ist, alles zu bewältigen. Ich habe mir gesagt, finanziell ist es möglich; die Rente, die für mich folgt, die hat natürlich 15,6% monatlich Abzug. Aber man lebt auch nur ein Leben, und man sollte auch mal anfangen, an sich selber zu denken und an bestimmte Interessen, die man halt immer noch hat. Ich sag’ mal so, der Übergang in diesen Ruhestand war für mich sehr positiv aber nicht erfüllend. Es ist eben so, dass ich körperlich und geistig noch voll im Einsatz sein kann. Und da ist es natürlich die Frage, sollte man jetzt nur kochen, waschen und dergleichen, oder was könnte man noch tun.

/.../ Ja, kurz bevor ich aufgehört habe zu arbeiten, habe ich mich an meine Fahrerlaubnis entsonnen und mir einen smart gekauft, dadurch bin ich auch sehr frei und unabhängig.

I 12/ w

„Nein, in ein Loch bin ich nicht gefallen. Ich habe ja gewusst, dass das kommt, und dem habe ich vorgebeugt. Mit dem Computer, das hatte ich mir ja vorgenommen. Dann war ja auch noch Englisch an der VHS. Ja, und dann kam das Seniorenbüro, die riefen dann in der Zeitung auf zu unterschiedlichen Sachen, da gab es mehreres, was so angeboten wurde. ... jetzt fällt mir noch was ein. Damals bei der T. gab es für diejenigen, die in den Vorruhestand gehen, da gab es so eine Woche /.../ . Jedenfalls ging es darum, dass man sich vorbereitet auf den Vorruhestand und dass man nicht unvorbereitet da steht.“

I 04/ m

„Wir hatten eine Vorruhestandsregelung, und die habe ich angenommen. Nach 40 Jahren, es gab verschiedene Aspekte. Erstens waren sehr viel fähige jüngere Leute, die hab' ich ja auch selbst mit gefördert. Die das mit dem ganzen Computerwesen wesentlich besser beherrschen als ich, aus dem „eff eff“. Dann habe ich aber schon drei Jahre vorher angefangen, mir Gedanken zu machen, wie geht es denn nachher weiter, das ist eine ganz wichtige Sache. Und was machst du dann danach. Ich habe gemerkt, als es dann soweit war, mit den Hobbys stellte sich raus, dass es wirklich Hobbys waren. Auf einmal war das nicht mehr wichtig. Ich habe dann drei Jahre eine Ausbildung gemacht in einer kirchlichen Institution, noch während des Berufs. Und habe dann dort eine Beratertätigkeit auf ehrenamtlicher Basis begonnen, da war ich noch im Beruf, arbeitete aber auch schon sukzessive darauf hin. /.../ Und bei der Evangelischen Erwachsenenbildung habe ich dann ein Seminar begonnen, was sich damit beschäftigt hat, Älter werden und Lebensgestaltung. Das war so ein Wochenendseminar und ging über ein halbes Jahr. Und da habe ich wiederum auch neue Leute kennen gelernt, die in ähnlichen Situationen waren.“

I 09/ w

„Ach du lieber Gott, Frau H., wenn sie tagtäglich mit Ehrenamtlern zu tun haben, wenn sie mit allen sozialen Institutionen in der Stadt zu tun haben, dann überlegen sie sich schon, was mache ich, wenn ich in Rente bin. Also, ich will nicht nur zu Hause sitzen und aus dem Fenster gucken. Und dann kamen auch Leute auf mich zu, die gesagt haben, wenn du jetzt

Zeit hast, könntest du dir nicht vorstellen, da und da mitzumachen. Ich hatte ja auch so richtige Gelegenheit, überall mal ein bisschen zu gucken und zu überlegen, was mache ich denn dann. Und das ist etwas, wofür ich heute auch ganz stark plädiere, dass man schon mit Mitte 50 anfängt zu überlegen, was mache ich, wenn ich dann in Rente komme.“

Gleichwohl gibt es auch in dieser Gruppe einen deutlichen Unterschied zwischen denjenigen, die sich freiwillig für ein solches Modell entschieden haben und denen, denen dieser Schritt aufgrund betrieblicher Gegebenheiten quasi nahe gelegt wurde. Ausschließlich Frauen aus den neuen Bundesländern waren davon betroffen, nicht zuletzt auch aus dem Grund, weil sie „Einsicht in Notwendigkeiten“ gezeigt haben: Arbeitsplatzabbau im Betrieb, betriebsbedingte Kündigungen, Kurzarbeitsregelungen usw. Diese Art des Übergangs, so wurde deutlich, verlief zumindest zu Beginn schwieriger, da der „Verlust“ von Vertrautem deutlicher spürbar war. Zudem ging man nicht immer in gutem Einvernehmen, so gab es in Einzelfällen Auseinandersetzungen und Verletzungen, die diese Phase mit geprägt haben.

I 12/ w

„Es wurde mir sozusagen empfohlen, in den Ruhestand zu gehen. Ich wollte nicht, doch es gab dann keine andere Möglichkeit, die Situation im Betrieb wurde immer schwieriger, auch die Stimmung. /.../ auch durch Mobbing Attacken /.../, habe ich mich dann bereit erklärt, mit 61 in Vorruhestand zu gehen.“

I 03/ w

„Im vorigen Jahr bin ich in Altersteilzeit gegangen. Ich habe 10 Monate in der Schule gearbeitet, Altersteilzeit mit so und so viel Prozent Gehalt und bin 10 Monate früher dafür aus dem Beruf raus. Es gab an der Schule die Probleme, dass wir weniger Schüler haben, Stundenkürzung. Dieses Modell ist für mich am Ende nicht das Problem, ich habe in den zwei Jahren nur 83 % gekriegt. Aber am Ende habe ich mich auf die Rente eingestellt, wo ich noch weniger kriege. Das ist auch ein Lernprozess. /.../ Ich glaube, das war eine ordentliche Lösung. Für die Schule war es eine ordentliche Lösung und für mich am Ende auch.“

Für ein knappes Drittel der Befragten treffen darüber hinaus noch einmal sehr verschiedene Varianten des Übergangs in den Ruhestand zu, wobei überproportional häufig Frauen betroffen sind. Besonders für diese Gruppe wird ein weitaus höheres Problem – und Konfliktpotenzial in der Übergangsphase erkennbar.

Betroffene sind entweder im Alter zwischen 52 und 62 Jahren arbeitslos geworden, haben ihre Selbstständigkeit aufgrund zurückgehender Auftragslage aufgeben müssen oder konnten ihren Beruf wegen schwerwiegender Probleme und Auseinandersetzungen, die schließlich in Krankheit mündeten, nicht mehr ausüben (Erwerbsunfähigkeit). In nahezu allen Fällen änderte sich sowohl die berufliche als auch die private Situation sehr abrupt. Die Entwicklung der Ereignisse war mit entsprechenden Konsequenzen kaum vorhersehbar und überschaubar, was diese Phase häufig krisenhaft gestaltete. Es war ein hohes Maß an Energie und Bereitschaft notwendig, sich mit der neuen Situation auseinander zusetzen und sich auf die veränderten Gegebenheiten einzustellen. Dies ist den Einzelnen in unterschiedlichem Maße und nach unterschiedlich langer Zeit, in der Regel mit Hilfe von außen, schließlich gelungen (s. Ausführungen zu Krise). Wiederum haben die Interviews deutlich gemacht (insbesondere die Atmosphäre während der Gespräche), wie sehr Einzelne immer noch betroffen und in der Auseinandersetzung begriffen waren.

Niemand aus dieser Gruppe hatte mit dem Gedanken gespielt, früher als gesetzlich vorgegeben, aus dem Erwerbsleben auszuschneiden. Sie alle waren beruflich erfolgreich und fest integriert, haben gern und engagiert gearbeitet und sich eingebracht; das Berufsleben war wesentlicher Bestandteil des Lebens. Vor allem diejenigen, die arbeitslos geworden sind, haben nach neuen Arbeitsmöglichkeiten gesucht. Dies hat sich jedoch, nicht zuletzt aufgrund des Alters, als aussichtslos erwiesen.

I 04/ w

„Ab dem 1.10. letzten Jahres arbeitslos, das ist jetzt ein drei viertel Jahr her, so ungefähr. Es war erstmal sehr niederdrückend, weil sie das so abrupt gemacht hatten. Das war eigentlich das negative an der ganzen Geschichte. Man muss ja sagen, es gibt Leute, die sind noch schlechter dran. Also muss man das Beste draus machen. Ich hab' noch versucht, einen Job zu kriegen, aber da ist kein Rankommen. Mit 59 hat man keine Chance mehr.“

I 14/ w

„Vor drei Jahren hat sich die Situation dann aufgrund der Marktlage so verändert, dass ich meine Mitarbeiter entlassen musste und habe dann allein noch ein bisschen was zu tun gehabt, aber nicht mehr viel. ./../ Ja, ich habe festgestellt, mir ging es wie den Männern, die ein Leben lang gearbeitet haben. Wenn die Arbeit dann plötzlich wegfällt, dann fallen sie erstmal ins Leere.“

I 01/ w

„Ich finde, ich habe ein Anrecht auf körperliche Unversehrtheit am Arbeitsplatz, das ist ein Grundrecht. Ich habe meine Sicherheit in diesem Bereich einfach verloren und habe danach auch noch eine Therapie angefangen. Die ging auch bis jetzt. Und habe mich dann entschieden, dass das nicht mehr geht. Und dadurch bin ich fröhpendionierte Lehrerin, das seit 2001. Das ist eine heftige Krise. Auf der einen Seite weiß ich, Schule geht nicht mehr. Aber das war meine Identität ein ganzes Stück. Ich war es auch immer gern. /.../ Da musste ich mich jetzt natürlich fragen, was machst du dann. Irgendwie zu rein ehrenamtlicher Arbeit bin ich einfach zu jung. Aber ich konnte auch wirklich eine Weile gar nichts machen, weil ich fix und fertig war.“

Obwohl alle Befragten dieser Gruppe den Übergang in die Nachberuflichkeit im wesentlichen anders und auch problematischer erlebten, als die Mehrheit des Untersuchungsfeldes, eint sie wie alle anderen wiederum der Entschluss, weiterhin aktiv zu sein und sich für andere Menschen zu engagieren. Aktivitäten waren in diesem Fall weniger langfristig geplant und vorbereitet. Eher trifft hier zu, dass nach einer unterschiedlich langen Phase der Verarbeitung der Beendigung des Erwerbslebens recht schnell Überlegungen angestellt wurden, in welchem Bereich zukünftig etwas Sinnvolles zu tun wäre. Dabei gibt es im Vergleich zu anderen Befragten noch stärker die Tendenz zur Suche nach dem, was einem persönlich liegt und erfüllend sein könnte. Vorrangig trifft dieser Suchprozess für die betroffenen Frauen zu, die Verschiedenes ausprobier(t)en und denen es besonders wichtig war, „etwas für sich tun zu wollen“.

I 05/ m

„Ich war dann anderthalb Jahre bei der Evangelischen Kirche und habe dort den Umzug von mehreren Kirchenbehörden vorbereitet. Ich war sozusagen geringfügig beschäftigt, ich wollte halt noch was tun. Nur rum sitzen und auf die Zeitungen und auf den Briefträger zu warten, das ist mir ein Gräuel.“

I 01/ w

„Und so langsam komme ich zur Ruhe. Dann habe ich noch bei den *senior* Trainern angefangen, weil ich dachte, das ist wieder so ein Ding, wo ich mein Erfahrungswissen einbringen kann, vielleicht auch noch beratend tätig werden kann. Hab' dann aber gleichzeitig

gemerkt, das allein ist es nicht. /.../ Auf der anderen Seite kümmere ich mich auch um meine Eltern. Ich möchte nicht irgendwo eingesetzt sein, indem ich nur Kaffee trinken gehe oder betreue. Das ist nicht das, was mich ausfüllt. /.../ Ich mache jetzt noch eine Ausbildung zur Kunsttherapeutin, studiere noch viel an der Uni nebenbei. Was daraus wird, weiß ich nicht, was das für eine Mischung wird.“

I 04/ w

„Ja, dass ich mich erstmal selber finden musste und gesagt habe, ich mache jetzt erstmal Sachen, die ich vorher nicht gemacht habe. Unter anderem eben das Seniorenbüro, ich hatte ja auch schon Sport gemacht und hatte zu dem Zeitpunkt eine Sportgruppe übernommen. ... und ich habe einen großen Garten, da bin ich viel, habe viel Zeit verbracht. Das habe ich auch so richtig genossen, die Zeit. Ja, also so richtig ausgebucht, keine Langeweile.“

I 14/ w

„Und da habe ich gedacht, das muss irgendwie überbrückt werden, da musst du jetzt neue Aufgaben finden. Und da habe ich mich dem sozialen Engagement zugewandt. /.../ Und so allmählich findet man den Übergang, aber zunächst war das schwierig. Dann habe ich mich ja einbringen wollen für das gemeinschaftliche Wohnen im Alter, was ja im Moment eine Aufgabe ist.“

6.11.1 Interpretation (Vorbereitung auf die Nachberuflichkeit)¹²⁷

Die Erfahrungen vieler Befragter bestätigen Erkenntnisse, dass der Übergang ins nachberufliche Leben selbst mittlerweile zu „... einem in gewisser Hinsicht eigenständig erfahrbaren und zu bearbeitenden Erlebnis ...“ geworden ist (Knopf 2000, 226). Während dieser Phase laufen Transformationsprozesse ab, die den tief greifenden und krisenhaften Strukturwandel (Demografischer Wandel, Arbeitsmarktsituation etc.) in der Gesellschaft wieder spiegeln. Betroffen von diesen Entwicklungen sind Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen, für die der Übergang in die nachberufliche Phase ein geplanter und vorhersehbarer aber auch gänzlich „überraschender“ Schritt sein kann. Charakteristisches Merkmal der nachberuflichen Orientierung scheint es zu sein, dass der „... (Soll-) Zustand

¹²⁷ Entsprechend der Datenlage ergeben sich für das Thema Ruhestand zwei Schwerpunkte (Vorbereitung und Übergang), die in der Ergebnisdarstellung aussagengetreu wiedergegeben, in der nachfolgenden Interpretation wegen des besseren Verständnisses jedoch nacheinander diskutiert werden.

nicht bekannt ist und nur über Suchbewegungen ... und als zieloffener Reflexionsprozess permanenter und wiederholt bestimmungsbedürftiger Veränderungen (vorläufig) erreicht werden kann.“ (ebd.).

Wie schwer fassbar diese neue Lebensphase ist, wird nicht zuletzt daran sichtbar, dass (noch immer) kein Begriff existiert, der das Charakteristische dieses Lebensabschnittes beschreibt. Mit dem mittlerweile etablierten Begriff vom „Vor-Ruhestand“ wird zumindest versucht, dieser Lebensphase einen Namen zu geben. Dieser deutet in zwei Richtungen; zum einen auf den Eintritt in die nachberufliche Phase, und andererseits wird klar, dass dieser Schritt keineswegs mit dem eigentlichen Ruhestands Status zusammen fällt. Das „begriffliche Dilemma“ spiegelt das Besondere der nachberuflichen Lebensphase wieder: sie ist rechtlich nicht eindeutig geregelt und zielt weder auf „... die übliche Dualität von Arbeit und Freizeit ... noch ist sie durch die „... weithin entpflichtete Situation des ‚Rentners‘ charakterisiert“ (ebd., 228). Der Übergang in die Nachberuflichkeit ist demzufolge hinsichtlich ihres Ausgangspunktes, ihres Verlaufes und Zieles allenfalls diffus bestimmt/ bestimmbar (ebd.).

Bereits die Lebenssituationen, in denen sich ältere Menschen zum Zeitpunkt der nahenden nachberuflichen Phase befinden, sind so außerordentlich vielfältig, dass es keinen ‚Königsweg‘ des Überganges und der Vorbereitung gibt und aller Wahrscheinlichkeit nach auch nicht geben kann; das Forschungsfeld spiegelt dies deutlich wieder. Erst aus der Gesamtheit von Faktoren, die die individuelle Lebenssituation ausmachen, resultieren wahrscheinlich Ideen und Pläne dafür, das eigene Leben außerhalb bzw. nach Beendigung der Erwerbsarbeit aktiv und sinnvoll zu gestalten. Neben der für das Forschungsfeld charakteristischen Altersspanne von Anfang 50 bis Mitte 60, gibt es die verschiedenen beruflichen Entwicklungen, familiären Gegebenheiten, gesundheitlichen Verfassungen und finanziellen Voraussetzungen bei den Einzelnen, die maßgeblich dafür sind, welche nachberuflichen Wege eingeschlagen werden (können).

Berücksichtigen wir die Vorbereitung auf Ruhestand bzw. Nachberuflichkeit, dann geschieht dies häufig bereits *vor* dem Beginn dieses Lebensabschnittes, also noch während der Erwerbsarbeit. Genau dies trifft für viele der Befragten zu; noch während der Berufstätigkeit machten sie sich Gedanken und planten konkrete Aktivitäten für die Zukunft oder nahmen an Bildungsmaßnahmen teil, die die nachfolgende Lebensphase vorbereiteten.

Von Interesse ist in diesem Zusammenhang, welche Bedeutung Bildung bei der Gestaltung des Alters spielt und ob es einen Zusammenhang zu Engagement Aktivitäten gibt. Im Untersuchungskontext ist vor diesem Hintergrund außerdem nachzufragen, ob und wie weit sich Bildungsangebote zur Vorbereitung auf den Ruhestand/ Nachberuflichkeit von denen unterscheiden, die diesen Abschnitt eher begleiten und flankieren.¹²⁸

Neben Angeboten, die dem klassischen Kanon der Altenbildung entsprechen (Kunst, Kultur und Sprachen), hat eine Entwicklung und Erweiterung in Richtung Erwerb, Aufrechterhaltung und Förderung kognitiver Fähigkeiten, Entwicklung von Interessen und Motivationsstrukturen stattgefunden, die auch gegenwärtig anhält (vgl. Naegele/ Tews 1993). Darüber hinaus etabliert sich seit Ende der 80er Jahre eine Richtung, die sich auf die gesellschaftliche Entwicklung und Nutzung der „Produktivität des Alters“ konzentriert (vgl. Knopf 1989). Schlagworte, die auch aktuell die Diskussion bestimmen, sind u. a. Nutzung des „Experten – Erfahrungswissens“ Älterer, das Alter als „Ressource“ und „Kapital“ sowie die These vom „neuen Generationenvertrag“. Für das Forschungsfeld trifft die gesamte Bandbreite für die Nutzung von Bildungsangeboten zu, wobei der letzte Aspekt besonderes Gewicht hat

(siehe nachfolgende Diskussion: Aktivitäten in der nachberuflichen Lebensphase).

In welchem Maße, mit welchem Ziel und letztlich welchem Erfolg Ältere Bildungsangebote nutzen, die den Übergang in die nachberufliche Lebensphase vorbereiten oder zumindest begleiten, ist durchaus umstritten.¹²⁹ Aufgrund des Wissens um die Partizipation an betriebsinterner- aber auch externer Weiterbildung in den letzten Jahren der Erwerbstätigkeit, gibt es häufig die Aussage, dass Ältere zunehmend wenig(er) Interesse an Qualifizierung haben (vgl. Rosenow/ Naschold 1993; Hartge 1994; Barkholdt/ Frerichs/ Naegele 1995; Lau-Villinger 1995).

Diese Aussage kann die Studie eindeutig nicht bestätigen. Vielmehr kann die Mehrheit des Forschungsfeldes als Ausnahme gelten, schien es vielen doch notwendig und sinnvoll,

¹²⁸ Dieses Thema wird im nachfolgenden Kapitel: Aktivitäten seit dem Ruhestand weiter diskutiert.

¹²⁹ Angebote zur Vorbereitung auf den (frühen) Ruhestand gibt es in der Bundesrepublik bereits seit den 70er Jahren. Verschiedene Bildungseinrichtungen aber auch Gewerkschaften, Firmen und die Kirche offerierten einen Kanon an Bildungsmaßnahmen, der den Übergang vorbereiten und erleichtern sollte. Resonanz auf diese Angebote hat es geben, jedoch in erster Linie von „bildungsnahen“ Bevölkerungsschichten und Personen, die eine positive Einstellung zur Auseinandersetzung mit dem Alter(n) haben (vgl. Tews 1978; Backes/ Schmachtenberg 1981).

Bildungsangebote zu nutzen, um nachberufliche Lebensziele zu klären sowie Mittel und Wege zu finden, diese Ziele realisieren zu können. Wiederum ist bekannt, dass für viele der Befragten Partizipation an Bildung Lebens begleitend selbstverständlich war und es auch aktuell ist. Bildungsangebote wahrzunehmen, um den Übergang in die nachberufliche Lebensphase bewältigen und nachfolgende Lebenszeit sinnvoll und aktiv gestalten zu können, überrascht demzufolge für die Untersuchungsgruppe nicht, sondern erscheint aus den Biografien der Einzelnen mehr als folgerichtig.

Inhalte, Zielrichtungen und nachfolgende Verwertung der genutzten Bildungsangebote gingen bei den Befragten weit auseinander. Neben Vorbereitungskursen für spezielle Tätigkeiten (z.B. Übungsleiterin für Seniorensportgruppen) waren ebenso Computerkurse, künstlerisch - sprachlich ausgerichteten VHS Seminare und Veranstaltungen, die das Alter(n) zum Thema machten, nachgefragt. Es gab eine große Bandbreite von Interessen, die eine enorme Vielfalt von Ideen und Plänen für den Übergang und die nachfolgende Lebensphase aufzeigten. Diese Vielfalt wird als Spiegelbild der Lebenssituation gedeutet, in denen sich der Einzelne zum Zeitpunkt des Übergangs befunden hat.

Betrachtet man diesen Aspekt genauer, so ist für die Forschungsfrage folgende Erkenntnis besonders aufschlussreich. Je vorhersehbarer der nahende Ruhestand bzw. der Ausstieg aus dem Erwerbsleben waren, umso genauer und ausgereifter waren die Pläne für diese Lebensphase. Es existierten zum Teil sehr genaue Vorstellungen davon, wie man sich zukünftig betätigen wollte. Bildung hatte vor diesem Hintergrund offenbar die Funktion, bereits bestehende Ideen auf „feste Füße“ zu stellen, das heißt Grundlagen zu schaffen, um auch in nachberuflichen Tätigkeitsfeldern kompetent handeln zu können. Das heißt, dass für ein bestimmtes Projekt genau das Bildungsangebot ausgesucht worden ist, über welches man sich einen Zugewinn an projektrelevantem Wissen und Kompetenzen erhoffte. Bereits bestehende Wissensbestände wurden dabei gezielt vertieft (z.B. EDV Kenntnisse) oder gänzlich neue Wissensgebiete erschlossen (z.B. Lernen einer neuen Sprache, Rechtsfragen, Moderation und Kommunikation). Dies belegt für die Befragten der Studie einerseits eine außerordentlich hohe Kompetenz, selbstbestimmt und selbstorganisiert an Bildung zu partizipieren und sie entsprechend individueller Disposition und Bedarfe zu nutzen.

Diejenigen Befragten, die vom Ausstieg aus der Erwerbstätigkeit quasi „überrascht“ worden sind und wo dieser Schritt weder vorhersehbar noch geplant war, sind weniger zielorientiert vorgegangen. Auch hier wurden Bildungsangebote wahrgenommen, die jedoch eher

suchenden und orientierenden Charakter hatten. Inwieweit daraus konkrete nachberufliche Aktivitäten entstanden sind, ist von Fall zu Fall unterschiedlich. Bedeutsamer ist es wahrscheinlich gewesen, Anregungen zu bekommen, verschiedene Möglichkeiten „durchspielen“ zu können und damit eigene Interessen und Motivationen klären zu können. Mit Bezug auf Veelken (2000) kann man davon sprechen, dass sich Ältere mit der Teilnahme an Bildung eine Art Moratorium schaffen, in dem sich die Betroffenen „... Veränderungen ko-konstruieren können...“ , die ihre Chancen zu (neuen) gesellschaftlichen und sozialen Anschlüssen erhöhen (ebd., 69).

Neben dem konkreten Neu- bzw. Dazulernen, dem Erwerb von Kompetenzen und Fähigkeiten, bot Bildung einen weiteren Aspekt, der für *alle* Befragten bedeutsam war: die Chance zum Aufbau neuer sozialer Bindungen. Nachdem langjährige Arbeitskontakte und Kollegenkreise sich entweder sehr plötzlich oder aber nach und nach auflösten, wurde nach neuen Anschlüssen gesucht, die für die Zeit der Nachberuflichkeit/ des Vorruhestandes Tragfähigkeit versprachen. Ziel war es, Gleich Gesinnte- und Betroffene zu finden, die ähnliche Interessen und Pläne verfolgten. Häufig boten bereits die vorbereitenden Kurse und Veranstaltungen Gelegenheit, Kontakte zu knüpfen, aus denen sich perspektivisch dauerhafte Beziehungen entwickeln konnten. Dies war, und das ist eine weitere wichtige Erkenntnis in diesem Zusammenhang – neben dem Wissenserwerb - (Mit)Beweggrund, Bildungsangebote wahrzunehmen. Auf diese Weise bot sich die Möglichkeit, Menschen kennen zu lernen, die sich in einer vergleichbaren Lebensphase befanden und ähnliche Vorstellungen von der Gestaltung ihres (aktiven) Alters hatten.

Es lässt sich an dieser Stelle ein mehr indirekter Zusammenhang zur Aufnahme oder Fortsetzung ehrenamtlicher Aktivitäten feststellen. Gleichwohl soll die Bildungsteilnahme mit all ihren Konsequenzen für den Einzelnen als eine wesentliche Grundlage für Engagement gelten. Suchte und erhielt man doch auf diesem Weg Anregung und Orientierung, brachte neue Ideen hervor und schuf Kontakte, aus denen häufig (neue) Engagementtätigkeiten resultierten bzw. „Althergebrachtes“ mit neuen Schwerpunkten weitergeführt werden konnte.

Ein Umstand, der insbesondere die Frauen des Forschungsfeldes betrifft, ist in diesem Kontext zusätzlich bedeutsam. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass ungefähr die Hälfte der weiblichen Befragten allein lebte. Dies erscheint umso bemerkenswerter, als sich alle

Frauen bewusst für diese Lebensform entschieden haben.¹³⁰ Gleichwohl bedeutete dies für die Betroffenen kein Leben in Einsamkeit, eher traf das Gegenteil zu: neben intensiven und vielfältigen Kontakte wurde ein ausgedehnter Freundes- und Bekanntenkreis gepflegt.

Es stellt sich die Frage, worauf diese Häufung der Lebensform innerhalb des Forschungsfeldes hinweist und wieweit sich dieser Umstand auf die Vorbereitung der nachberuflichen Lebensphase auswirkt.

Vor dem Hintergrund einer alternden Gesellschaft verändern sich auch die bislang eingespielten Lebensformen, d.h., es „... ergeben sich neue Konstellationen im Verhältnis der Familienmitglieder sowie im zeitlichen Zusammenleben der Geschlechter wie der Generationen ... „ (Beck-Gernsheim 2000, 97). Resultierend aus der Verlängerung der Lebenserwartung sowie dem Rückgang der Kinderzahl gestaltet sich das Zusammenleben der Partner zu einer immer länger währenden „nachelterlichen Gefährtschaft“, wobei sich die mittlere Ehedauer aktuell nahezu verdoppelt hat (ebd.). Ein Blick auf die steigenden Scheidungsstatistiken im Alter zeigt, was die Verlängerung der Ehedauer bedeutet/ bedeuten kann.¹³¹ Alt werden muss also nicht folgerichtig *gemeinsam alt werden* heißen, Erklärungen für diese Entwicklung deuten vor allem in Richtung einer Krise in den mittleren Ehejahren. Charakteristisch für diese Phase ist, dass Partner nach dem Erreichen gemeinsamer Ziele wieder stärker auf eigene Wünsche setzen, woraus sich durchaus schwerwiegende partnerschaftliche Differenzen bis hin zur Trennung ergeben können.

Betrachten wir explizit die Bedingungen „weiblichen Alter(n)s“ in der Gegenwart, so ergeben sich aufgrund „... zunehmender Erwerbsintegration, Emanzipation von der „typisch weiblichen“ Familienorientierung, Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen ...“ weit reichende Veränderungen (vgl. Backes 1993, 122). Diese beinhalten neben Chancen ebenso Widersprüche und Risiken. Die Lebenslagen heute älterer und alter Frauen sind heterogener und komplexer geworden und bieten ein buntes und vielfältiges Spektrum an Möglichkeiten, die Nacherwerbsphase individuell zu gestalten.

¹³⁰ Nach gescheiterten Partnerschaften lebten Frauen bereits seit Jahren allein, wobei es in zwei Fällen nach über 20 bzw. 30 Ehejahren eine Scheidung/ Trennung gab. Dieser Schritt fand jeweils kurz vor dem Eintritt in die nachberufliche Phase statt.

¹³¹ Gerade auch bei langjährigen und scheinbar stabilen Ehen mit mehr als 15 Jahren Dauer, steigt die Scheidungsrate seit den 80er Jahren deutlich an (Statistisches Bundesamt 1991).

Die Situation innerhalb des Forschungsfeldes lässt sich vor diesem Hintergrund verstehen, wobei folgender Gedanke im Vordergrund steht. Wenn Frauen einen großen Teil ihres Lebens erwerbstätig und familiär eingebunden erlebt haben, kann die Phase des Wegfalls der Erwerbsarbeit als auch der Selbstständigkeit der Kinder erhebliche familiäre Veränderungen und Konsequenzen auslösen. Aus diesen geschlechtstypischen Lebenskrisen kann Verschiedenes resultieren, wobei Frauen hier in der Regel mehr Anlass zur persönlichen Weiterentwicklung oder Neuorientierung sehen als Männer. (vgl. Backes 2000). So mag sich die Chance ergeben, eine neue Phase der Partnerschaft einzuleiten oder aber, wie im Kontext der Studie, die Partnerschaft zu beenden und sich eigene Lebenswünsche- und Ziele zu erfüllen. Die Untersuchung zeigt, dass Bildung hier offenbar mit die Funktion übernimmt, Lebenskrisen und Identitätsbrüche begleiten und bewältigen zu helfen. Es wird so möglich, sich als Frau anders oder neu zu erfahren und mit Geschlechterrollen auseinander zu setzen. Interessantes Ergebnis der Aussagen ist, dass sich die Frauen aufgrund ihrer neuen Bildungserfahrung selbst anders wahrgenommen haben, als Frauen selbstbewusster wurden (ein „Frauenbewusstsein“ entwickeln) und damit auch ihren eigenen Alter(n)sprozess positiver reflektieren können.

Die Untersuchung zeigt an dieser Stelle, dass die Vorbereitung auf die nachberufliche Lebensphase bei diesen Frauen eine besonders große Rolle spielt, wobei Bildung offenbar hohen Stellenwert hat. *Alle* allein lebenden Frauen (seit kurzem getrennt lebend und langjährige „Singles“) der Studie haben Bildungsangebote bereits vorbereitend genutzt, wobei die Chance, Verschiedenes auszuprobieren und Alternativen kennen zu lernen, für sie sehr bedeutsam war, und alle haben sich im Ergebnis dieser Vorbereitung für ihren individuellen Weg entschieden. Insbesondere in dieser Gruppe der Befragten hat die nachberufliche Lebensphase die Bedeutung eines völlig neuen Lebensabschnittes, der als Spielraum für all das zu gelten scheint, was bis dato unerfüllbar schien. Dies begründet sicherlich das starke Interesse daran, über Bildung tragfähige Ideen für Aktivitäten zu entwickeln, die weit über den bloßen „Ersatz“ für Erwerbstätigkeit hinaus gehen.

6.11.2 Interpretation (Übergang in die Nachberuflichkeit)

Trotzdem sich mit dem *Ruhestand* mittlerweile vielfältige Entwicklungen und Neuerungen verbinden, symbolisiert der Austritt aus dem Erwerbsleben und der Übergang in die nachberuflich als dritter Lebensphase weiterhin die stärkste gesellschaftliche Zuschreibung von „Alter“. Dieser Schritt stellt gleichsam eine zentrale Statuspassage dar, „ ... die

Grundorientierungen der Arbeitsgesellschaft mit biographischen Perspektiven verknüpft und gesellschaftlich den Beginn des Alters markiert. Ruhestand ist in der Perspektive der Arbeitsgesellschaft die letzte Lebensphase, die sich bis zum Tod hinstreckt.“ (Göckenjan/Hansen 1993, 77f.)

Charakteristisch für die westlichen Leistungsgesellschaften ist, dass Status- und Wertbestimmung des Menschen für die Umwelt wesentlich von dessen erreichter beruflicher Stellung bestimmt wird. Der Ausstieg aus der aktiven Erwerbsphase, der mit einem Verlust der Berufsrolle und damit zusammenhängender Aktivitäten einhergeht, wird in der Gerontologie in der Regel als krisenhafter Einschnitt in die Biographie betrachtet. Vergesellschaftungsprogramme, die bis zum Ruhestand gegolten und individuell nutzbar waren, sind mit dem Zeitpunkt des Übergangs in der Regel außer Kraft gesetzt. Die Paradoxie der „rollenlosen Rolle“ (Rosow 1974) liegt in einem potentiellen „Herausfallen“ aus der Gesellschaft, in einer „Entgesellschaftung“ bzw. „Desozialisation“ (vgl. Woll-Schumacher 1980).

Neben dem Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit stellt insbesondere auch der *Übergang* selbst eine potentiell problematische oder zumindest herausfordernde Situation für den Einzelnen dar. In der Regel ist der Übergang Auslöser für tiefgreifende Veränderungen der Lebenssituation und macht eine umfassende Neuorientierung notwendig. In diesem Zusammenhang kommt es häufig zu einem Bruch, der in ökonomischer, sozialer und psychischer Hinsicht spürbar wird (vgl. Naegele 1987b; Tokarski/ Karl 1989). Wie der Übergang in den Ruhestand bzw. die nachberufliche Phase von den Betroffenen erlebt und bewältigt wird, ist außerordentlich verschieden. Eine Reihe von Faktoren, zu denen u. a. der berufsbiographische Verlauf, gesundheitliche Disposition, finanzielle Bedingungen, Qualifikation und Berufsbezug gehören, bestimmen diesen Prozess maßgeblich mit (vgl. u. a. Kohli 1989; Clemens 1997).

Die Forschung zum Übergang in den Ruhestand ist wesentlich vom Gegensatz zweier Perspektiven geprägt. Zum einen stellt die Arbeits- und Stresspsychologie den Austritt aus dem Erwerbsleben vorwiegend als Verlust bzw. erhebliche Belastung dar, wohingegen die Gerontologie diesen Schritt mehr als Erleichterung oder gar Befreiung versteht. Der Trend geht dabei eher in Richtung der zweiten, positiven, Perspektive. Diesbezüglich spricht mehr dafür, dass der Übergang in den Ruhestand überwiegend eher keine negativen Effekte mit sich bringt, was sowohl die physische als auch die psychische Verfassung des Einzelnen

betrifft. Eher scheinen, bei aller Ambivalenz individuellen Erlebens und Verarbeitens dieser Phase, positive Effekte plausibel (vgl. Kohli et al. 1989).

Um die sehr verschiedenen Übergänge in die Nachberuflichkeit/ den Ruhestand im Forschungsfeld besser erfassen, darstellen und deuten zu können, soll das von Atchley (1976) beschriebene Altersphasenmodell als Orientierungsrahmen dienen. Das Modell ist im Kontext der Studie sinnvoll und relevant, da es die individuelle Bewältigung des Ruhestandes in den Blick nimmt und den Prozess aus der zeitlichen Perspektive heraus betrachtet.

Das Modell¹³² unterscheidet zwei Phasen vor der Berufsaufgabe (die Vorruhestandszeit) und fünf Phasen nach dem Zeitpunkt der Berufsaufgabe. Die sieben Altersphasen gliedern sich in die:

Remote Phase

Die *entfernte* Phase reicht von jungen Jahren bis ca. drei Jahre vor den Verrentungszeitpunkt, wenn der Übergang nahe ist. Während dieser Zeit gibt es zumeist weder konkrete Vorstellungen noch Pläne für den Ruhestand. Die positiven Seiten des Alter(n)s/ Überganges stehen hier in der Regel noch im Vordergrund (Ruhestand als ewiger Urlaub oder Dauerfreizeit).

Near Phase

Die Phase der *Nähe* beginnt, wenn der Einzelne sich bewusst wird, dass er bald eine Ruhestandsrolle übernehmen wird. Während dieser ungefähr drei bis einem Jahr vor Berufsaustritt beginnen die meisten, sich mit dem Ruhestandsleben zu beschäftigen. Neben Informationssuche und Überprüfung der finanziellen Altersvorsorgeansprüche, gibt es häufig eine konkrete Vorbereitung (Kurse, Seminare) auf den Ruhestand. Letzteres zielt dabei meist auf die Planung eines aktiven nachberuflichen Lebens.

Honeymoon Phase

Die ersten Wochen bzw. Monate des Ruhestands sind häufig von *Euphorie* gekennzeichnet. Die neu gewonnene Freiheit und Freizeit wird vielfältig genutzt und genossen. Inwieweit dies

¹³² Für die Diskussion um die Phase des Übergangs werden lediglich die ersten drei Phasen relevant sein, im Bereich „Aktivitäten seit dem Ruhestand“ sind die nachfolgenden Phasen von Interesse.

im Einzelfall allerdings zutrifft, hängt wesentlich von gesundheitlicher Verfassung, finanzieller Lage und den allgemeinen Lebensumständen ab.

Disenchantment Phase

Nach anfänglicher Begeisterung folgt nicht selten die Zeit der *Ernüchterung*, auch Enttäuschung. Viele sehen sich nicht in der Lage, die (spontanen) Aktivitäten in gewohnter Weise fortzusetzen, und häufig kommt es zu einer recht radikalen Konfrontation mit dem Alltag des Alters. Es folgt die Einsicht, dass ein Alltag mit Struktur und Aufgaben notwendig ist, der dauerhaft gestaltbar, verkraftbar und finanzierbar ist. Menschen mit geringen finanziellen Mitteln, gesundheitlicher Beeinträchtigung oder auch sozialer Isolation können diese Situation emotional krisenhaft erleben und den Ruhestand nicht als Gewinn erfahren.

Reorientation Phase

In Folge der Ernüchterung werden sich Gedanken um eine Strukturierung und Rhythmisierung des Alltags gemacht. Alte Gewohnheiten werden wieder aufgenommen, und bis zur Stabilisierung des Alltagslebens (Alltagsroutine) verschiedene Modelle ausprobiert und überprüft. Nicht alle erreichen den gewünschten Grad an Orientierung und Integration in ihre (neue) Umwelt.

Stability Phase

In der längsten Altersphase sind individuelle Altersrollen gefunden worden und werden beibehalten. Veränderungen, wie leichtere Krankheiten, Nachlassen der Kräfte, werden gewöhnlich unkompliziert gemeistert, da sie erwartbar und vorhersehbar sind. In der Regel verläuft diese Phase vergleichsweise harmonisch und zufrieden stellend, wenn sie nicht z.B. durch Partnerverlust oder schwere Krankheit stark beeinträchtigt wird.

Termination Phase

Die *Endphase* impliziert ein abruptes Abbrechen der Ruhestandsrolle. Indikatoren hierfür sind der Verlust der vollen Handlungsfähigkeit bzw. die Umwandlung der Ruhestands- in eine Kranken- Behinderten- oder eine andere Abhängigkeitsrolle.

Das Forschungsfeld charakterisiert eine bereits benannte Vielfalt an Ruhestandsmodellen bzw. Modellen, die die nachberufliche Lebensphase, die kaum noch als klassischer Ruhestand identifizierbar ist, ausmachen. Der Bezug zum Atchley Modell legt nahe, dass zumindest

während der *Nähephase* der Ruhestand erwartbar und zeitlich recht genau vorhersehbar ist. Im Kontext der Studie trifft diese Annahme bzw. Voraussetzung nur für eine kleine Minderheit zu. Wir haben es gegenwärtig, und dies illustriert das Forschungsfeld mehrheitlich eindrucksvoll, mit immer weniger plan- und voraussehbaren Wegen in die Nachberuflichkeit zu tun. Viele der Befragten sind weit eher und auch unvorhersehbarer aus dem Berufsleben ausgeschieden, als dies ursprünglich vorgesehen war. Die Mehrheit hatte geplant, das gesetzlich vorgegebene Renteneintrittsalter zu erreichen; nur in wenigen Fällen gab es die Idee, früher zu gehen und dazu ein Vorruhestands- bzw. Altersteilzeitmodell zu nutzen.

Galt der Ruhestand über Jahrzehnte als genau planbarer Teil der Normalbiographie und entsprach damit dem Modell vom „institutionalisierten Lebenslauf“¹³³ (Kohli 1989c), so hat sich dies mittlerweile grundlegend geändert. Bereits seit Ende der 60er Jahre wird vom Stillstand bzw. von der Umkehr dieses Institutionalisierungsprozesses gesprochen. Nicht zuletzt systemimmanente Widersprüche, wie u. a. der Lebenslauf als gleichsam standardisierter Ablauf, als offenes Projekt und individueller Anspruch auf biographische Gestaltung, legt die Abkehr von der Chronologie nahe. Dazu kommt, dass bestimmte Abläufe in diesem Kontext deutlich am chronologischen Lebensalter orientiert sind bzw. waren; für den Ruhestand traf dies in besonderer Weise zu. Dabei wurde und wird aktuell immer wieder betont, dass das „chronologische Alter“ ein schlechter Prädiktor für „funktionales Alter“, beispielsweise im Sinne beruflicher Leistungsfähigkeit, ist.

Bei aller Normierung lassen sich Ruhestandsregelungen durch eine gewisse „Reformfreudigkeit“ charakterisieren. Bereits seit den 50er Jahren haben sich eine Reihe unterschiedlicher Wege aus dem Erwerbsleben herausgebildet, die zu einem immer früherem Ausstieg aus der Berufstätigkeit und einer gesellschaftlichen Verjüngung des Alters führten. Unterschiedliche Rentenregelungen haben darüber hinaus die Entwicklung zum frühen Ruhestand geschlechtsspezifisch geprägt (vgl. u. a. Allmendinger 1992; Backes, Clemens 1998; Naegele 1992). Galt bis Anfang der 70er Jahre das Alter von 65 für Männer *und* Frauen als Regelaltersgrenze, fand seitdem faktisch eine kontinuierliche Vorverlegung in den (vorzeitigen) Ruhestand statt. So etablierten sich Rentenregelungen, die von arbeitsmarktpolitischen Instrumenten flankiert werden und zu einer stetig sinkenden

¹³³ Unter „Institutionalisierung des Lebenslaufs“ ist ein institutionelles Programm zu verstehen, das den Ablauf des Lebens im Sinne einer klaren Sequenz von Positionen und Lebensphasen sowie eines darauf gerichteten biographischen Orientierungsrahmens regelt; dies äußert sich in einer Dreiteilung des Lebenslaufs in eine Vorbereitungs- eine Erwerbs- und eine Ruhestandsphase (ebd.).

Erwerbsbeteiligung älterer Arbeitnehmer in der Bundesrepublik führ(t)en.¹³⁴ In den neuen Bundesländern hat sich zudem aufgrund der weitreichenden wirtschaftlichen Umstrukturierungen eine extreme Ausdünnung der über 55-jährigen Arbeitnehmer beiderlei Geschlechts vollzogen.

Wie sich der Übergang in den Ruhestand gestaltet, wird von Betroffenen sehr verschieden erlebt und bewältigt, wobei Faktoren, wie berufsbiographischer Verlauf, gesundheitliche Disposition, finanzielle Bedingungen, Qualifikationen und Berufsbezug, familiären und sonstigen sozialen Umstände wesentlich bestimmend sind (vgl. u.a. Clemens 1997). Dies spielt, wie bereits ausgeführt, bereits bei der Vorbereitung auf die nachberufliche Lebensphase eine entscheidende Rolle.

Für das Forschungsfeld gilt nahezu die gesamte Bandbreite der mittlerweile etablierten und gängigen Möglichkeiten, vor der gesetzlich festgelegten Altersgrenze (aktuell 65 Jahre) aus dem Beruf auszusteigen. Aufschlussreich für die Forschungsfrage sind dabei die Umstände und Bedingungen, die sowohl ost- west als auch geschlechterspezifisch sehr verschieden sind. Begründungen und Motivationen der Einzelnen, sich zu diesem Schritt entschlossen zu haben, erscheinen nach Kenntnis der Interviewerin sehr vielschichtig. Nicht zuletzt die Sensibilität des Themas setzt sehr wahrscheinlich Grenzen für ein umfassendes Verständnis individueller Begründungsmuster des Berufsaustritts und lässt breiten Deutungsspielraum.

Charakteristisch ist für einen Teil der Befragten, den vorzeitigen Austritt aus dem Erwerbsleben als wünschenswert, da selbstgewählten, Schritt anzusehen. Dies gilt deutlicher für die männlichen Befragten, die in der Regel zwischen 30 und 40 Jahren erwerbstätig waren; aber auch langfristig berufstätige Frauen ordnen sich hier mit ein. Es dominierte hier die Auffassung, den frühen Ruhestand nach den erbrachten Leistungen im Arbeitsleben als Gegenleistung „verdient“ zu haben im Verständnis eines „lebenszeitlichen Tausches“ und „gerechtfertigter Wiedergutmachungsleistung“ (Wolf 1989) nach der Pflichterbringung im Erwerbsleben.

Die nachberufliche Lebensphase war mit positiven Erwartungen verbunden, sie sollte ein neuer und aktiver Lebensabschnitt werden, verbunden mit Freiheiten und Spielräumen sowie

¹³⁴ Seit 1995 stagnieren die Erwerbsquoten der rentennahen Altersgruppen (60 bis 65 Jahre) auf niedrigem Niveau von etwa 30% bei Männern und ca. 10% bei Frauen. Bei den 55- bis unter 60-jährigen Männern schrumpfte die Erwerbsquote auf mittlerweile 77%, während sie in den neuen Bundesländern bei ca. 81% liegt (vgl. Clemens 2003).

Ideen für neue bzw. veränderte (Lebens) Projekte. Auffällig für diese Gruppe ist, dass das Lebensumfeld und die eigene Verfassung (Familie, soziale Kontakte, materielle Abgesichertheit, gesundheitlicher Zustand) nach den Aussagen weitgehend intakt erschien.

Ebenso gab es diejenigen Befragten, die ihren Berufsaustritt weniger selbst- als vielmehr fremdbestimmt erlebten. Deutlich wurde eine Art Interessenkonflikt der Art, dass ein Leben ohne berufliche Verpflichtungen durchaus erstrebenswert schien, man sich andererseits aber auch gedrängt fühlte, den eigenen Platz in absehbarer Zeit zu räumen. Diese so genannten „Push-“, und „Pull“-Faktoren (vgl. Naegele 1992; Bäcker 1999) bedingen sich wahrscheinlich gegenseitig und lassen die individuelle Motivation nur bedingt durchschaubar erscheinen. Für das Forschungsfeld scheint dies in Einzelfällen durchaus zuzutreffen.

Gekoppelt war der Schritt in der Regel mit Zukunftsängsten, z.B. vor neuen Technologien im Arbeitsprozess, außerdem befürchtete man Arbeitsplatzverlust, berufliche Abstufungen oder Karrierestopps; daneben geriet das eigene Leistungspotential (geistig, körperlich) an erwartbare Grenzen. Wieweit diese Begründungen mehr den Außenzuschreibungen („... ab 60 gehört man zu den Alten, da darf man sich dann schon mal ausruhen“/ Zitat Befragte) oder aber der persönlichen Einschätzung entsprechen, bleibt letztlich spekulativ. Wahrscheinlich ist eine Gemengelage aus persönlichen Befindlichkeiten und von außen herangetragenem Klischees/ Stigmatisierungen, die im Ergebnis den Schritt aus der Erwerbstätigkeit zumindest unterstützt haben.

Es existiert eine weitere Gruppe sowohl männlicher als auch weiblicher Befragter, die schwerwiegende Begründungen für die Beendigung der Erwerbsarbeit angegeben haben und wo eine autonome persönliche Entscheidung nahezu unmöglich war. Krisenhaftes persönliches Erleben bzw. berufliche Auseinandersetzungen oder auch Entlassung haben im Ergebnis zu einem vorzeitigen Berufsaustritt geführt, der in keinem Fall selbst gewünscht oder geplant war (s. Ausführungen zu Krisenerleben/ Krankheit). Betroffene empfanden persönliche Unzulänglichkeit und Versagen, fühlten sich unverstanden, nicht mehr gebraucht und abgeschoben. Aus diesen „Begleiterscheinungen“ resultierten nicht zuletzt wesentliche Bedingungen, die den notwendig nachfolgenden Prozess der Berufsaufgabe entscheidend geprägt haben.

Betrachten wir die hier dargestellten Gruppen, finden sich bei aller Verschiedenheit der Ausgangsbedingungen interessanterweise doch Gemeinsamkeiten für den Prozess des

Überganges. So hatten nicht nur die „nicht Vorbereiteten“ Probleme bei der Bewältigung, ebenso fanden sich diejenigen schwer in die Zeit nach dem Erwerbsleben, die sich auf diesen Schritt vorbereitet und diesen geplant hatten. Abgesehen von der charakteristischen anfänglichen Euphorie (Honeymoon Phase), gab es im Einzelfall doch deutliche Schwierigkeiten mit der neuen – nachberuflichen – Situation. Gründe hierfür sind vielschichtig; sie werden hier allerdings weniger in der Fähigkeit zur notwendigen Strukturierung des „neuen“ Lebens vermutet sondern vielmehr im Verhältnis zur Erwerbsarbeit und der Berufsrolle, die für die befragten Frauen und Männer bestimmend war.

Alle Betroffenen waren beruflich (u. a. in Führungspositionen) stark engagiert und langjährig erfolgreich gewesen. Diese beruflichen Rolle(n), mit denen in der Regel Status verbunden war, gab es plötzlich nicht mehr. Auch wenn vermehrt Freizeitaktivitäten möglich waren, so fehlten Sinn, verbunden mit dem Gefordert Sein und der Bestätigung in dem, wofür die Frauen und Männer jahrzehntelang beruflich gestanden haben.

Aufschlussreich ist in diesem Kontext die Erkenntnis, dass über die Erwerbsphase hinaus gewisse (erwerblich geprägte) Wertestandards erhalten bleiben, die ebenso für außer- und nachberufliche Tätigkeiten maßgeblich sind. Auch nachberuflich wird offenbar Identität darüber konstituiert, wie „geschäftig/ beschäftigt“ jemand ist. Damit verbunden sind Aspekte des Gebrauchtwerdens, der Leistung nützlicher Arbeit, der Anerkennung und fachlichen Herausforderung, die in der gewohnten Weise nicht mehr bzw. nicht in gewohntem Maße vorhanden sind (vgl. Kohli et al 1993).

Verbunden mit dem Schritt in die nachberufliche Phase ist die Auseinandersetzung mit dem Prozess des eigenen Alter(n)s. In den Interviews deutete sich an, wie sehr sowohl Frauen als auch Männer darum ringen, sich selbst als Alternde wahrzunehmen und in dieser neuen Rolle zu akzeptieren. Der Schritt in die Nachberuflichkeit/ den Ruhestand ist auch in dieser Hinsicht ambivalent erlebt worden; wahrscheinlich nicht zuletzt Ausdruck gesellschaftlicher Zuschreibungen einerseits und der Selbsteinschätzung des eigenen Alter(n)s andererseits.

Noch immer gilt, dass ein nicht mehr Erwerbstätiger/ (Vor)Ruheständler mit dem Prädikat „alt“ versehen wird. Betroffene reagieren darauf sehr sensibel, steht Alter partiell doch immer noch normativ für Defizite, Abbau, Verlust und Krankheit. Insbesondere Menschen, die kalendarisch als „alt“ gelten, jedoch außerordentlich aktiv, mobil und selbstständig sind

(Charakteristikum der Untersuchungsgruppe), wehren diese Zuschreibungen ab und fühlen sich persönlich getroffen. Es ist offenbar ein schwieriger Prozess, geltende Standards zum Altwerden mit der individuellen Verfassung abzugleichen, die Rolle des Älteren einerseits anzunehmen und sie andererseits im eigenen Sinne aktiv zu gestalten.¹³⁵

6.12 Ergebnisdarstellung: Aktivitäten in der nachberuflichen Lebensphase

Was tun Sie, seitdem Sie nicht mehr erwerbstätig sind?

Die Mehrheit der Befragten war zum Zeitpunkt der Interviews (Juni bis Dezember 2003) durchschnittlich seit ca. zwei bis drei Jahren nicht mehr erwerbstätig, darunter die Mehrheit im Ruhestand. Nur wenige waren erst seit relativ kurzer Zeit Ruheständler, zwischen einem halben und einem Jahr. Die Aussagen vieler haben deutlich gemacht, wie gut sie sich mittlerweile auf den veränderten Status eingestellt haben und diesen quasi als einen neuen Lebensabschnitt akzeptieren und in ihrem Sinne gestalten. Immer wieder wurde positiv betont, dass bestimmte (berufliche) Verpflichtungen nicht mehr da sind und so das Leben entspannter und freier verlief. Dazu gehört auch, mehr Zeit und Muße für die eigene Familie zu haben, z.B. für die Enkelkinder.

Dies schließt allerdings nicht aus, dass es hier nach wie vor Unsicherheiten, Suchbewegungen und auch Unzufriedenheiten gab. Dies gilt vor allem für diejenigen, deren Übergang in den Ruhestand bzw. die nachberufliche Phase noch nicht so weit zurück lag. Sie erlebten die neue Lebensphase sehr ambivalent und stärker als andere Befragte nach wie vor auf der Suche nach *ihrem* Platz.

I 05/w

„Sehen sie, jetzt, wo ich darüber rede, damals war bei mir so ein Unruhezustand. Der aber jetzt, seitdem ich in Rente bin richtig, auch nicht da ist. Das ist kein Unruhezustand, sondern ein zufriedener Zustand, den ich jetzt habe. Aber das habe ich auch erst lernen müssen. Wenn ich nachher rausgehe, und ich gehe da den /.../ entlang, dann denke ich, was hast du heute vor: du kannst da gucken, du kannst da gucken, dich drängt keiner. Und das ist bei mir eine innere Zufriedenheit, die sich bei mir aufgebaut hat.“

¹³⁵ Das Thema Alter(n) wird ausführlich im Kapitel: Altersbild der Befragten diskutiert.

I 02/ w

„So versuche ich mich jetzt überall durchzuschlagen. Und das ist manchmal recht umfangreich, aber ich versuche auch, mir Freiräume zu halten, dass ich mein ganz persönliches Leben auch gestalte. Ich reise sehr gerne, mache auch sehr weite Reisen, das nehme ich mir auch.“

I 04/ w

„Wir lesen jetzt auch sehr viel, mein Mann und ich, machen auch schönen Urlaub. Wenn man die Hobbys auch mehr ausleben kann, intensiver als vorher, das ist auch schon eine Bereicherung, des Lebensniveaus auch.“

I 04/ m

„Meine Mutter ist mittlerweile auch hoch betagt, und ich muss die Kräfte ein bisschen anders verteilen. /.../ Und dann haben wir noch zwei Enkel, die sind auch einmal in der Woche dran. Und ich kann mit großer Gelassenheit das Wachsen dieser Kinder betrachten, was da gut ist und was da weniger gut ist. Und ich kann üben, mich herauszuhalten und den Jungen ihre Räume zu lassen. /.../ Spannend ist es für mich geworden, denn jetzt habe ich eben auch die Zeit, mal darüber nachzudenken, woher komme ich, was ist da alles so passiert. Wie kam es, dass ich so geworden bin, wie ich bin.“

I 02/ m

„Als angenehm empfinde ich, dass ich sagen kann, na gut, heute nicht, morgen nicht, dann übermorgen. Und die anderen können das auch. Es steht nicht das absolute Muss dahinter. Sie können es weit gehend selber gestalten, wie sie wollen. Weil wir unabhängig sind und jetzt die entsprechenden finanziellen Grundlagen haben, können wir das vom Grundsatz völlig nach unseren Vorstellungen gestalten.“

I 01/ w

„Ich möchte nur nicht irgendwo eingesetzt sein, indem ich Kaffee trinken gehe oder betreue, oder so. Das ist nicht das, was mich ausfüllt. Und deswegen habe ich diese Ausbildung noch angefangen, ich mache jetzt eine Ausbildung zur Kunsttherapeutin, studiere noch viel an der Uni nebenbei. Was daraus nun wird, weiß ich nicht, was das für eine Mischung wird.“

Charakteristisch für das Untersuchungsfeld ist ein hohes Maß an Aktivität, welche sich in unterschiedlichsten Richtungen ausdrückt und in vielerlei Formen Gestalt annimmt. Gemeinwohl orientiertes Engagement, das auf Kompetenz und Qualifikation in der Ausübung setzt, hat außerordentlich hohen Stellenwert. Häufig ist es Engagement in der eigenen Kommune, d.h. Unterstützung und Beratung bei Problemen, Initiierung neuer oder Intensivierung bereits laufender Projekte. Dazu gehört die aktive Mitgliedschaft in Gremien, Institutionen und Vereinen usw. In der Regel sind die Befragten nicht nur in einem Bereich tätig, sondern haben vielmehr für Verschiedenes Interesse, tun Dinge parallel und probieren immer wieder Neues aus. So erschließen sie sich neue Tätigkeitsfelder und Zielgruppen, entscheiden sich auch gegen Bereiche, in denen sie über längere Zeiträume tätig waren oder pausieren, um eventuell später erneut einzusteigen.

Aktivitäten gibt es vor allem im sportlichen, kulturellen und künstlerischen sowie gesundheitlichen und (sozial)therapeutischen Feld, außerdem in den Bereichen EDV und Computer. In der Regel werden Gruppen angeleitet, neu gegründet und bereits bestehende miteinander vernetzt. Viele sind in beratender Hinsicht für Familien, Vereine, Senioren oder auch Firmen tätig und bringen besonders hier ihre Berufserfahrungen mit ein.

Engagement schließt häufig an Tätigkeitsfelder an, in denen man bereits (beruflich) erfahren ist. Begründet wird dies u. a. damit, endlich über notwendige Zeit und Freiräume zu verfügen, genau das zu tun, was im beruflichen Kontext in dem Maße nicht möglich war. Außerdem gäbe es weder Zwänge noch Vorgaben, so dass eigene Schwerpunkte gesetzt werden können. Als Beispiel mag die ehemalige Erzieherin gelten, die bereits langjährig zusätzlich beratend in der Familienhilfe tätig war und sich dieses Feld nachberuflich noch einmal völlig neu und professionell erschließt.

Daneben, zum Teil auch parallel, entscheiden sich Befragte bewusst für Bereiche, die beruflichem Tun geradezu entgegengesetzt sind. Dies resultiert laut Aussagen aus dem Wunsch, „alte“ Interessen wieder aufleben zu lassen und Potenziale auszuschöpfen, die längst in Vergessenheit geraten schienen. Der aktuelle Lebensabschnitt böte dahingehend sowohl die dafür notwendige Zeit, Freiheit und auch (finanzielle) Unabhängigkeit, Dinge aus Spaß an der Sache und auch für sich selbst zu tun.

I 07/ w

„Gut, haben wir die Gymnastikgruppe auch noch gegründet, und da hatte ich inzwischen vier Gruppen, immer dienstags und mittwochs vormittags und nachmittags. Und die waren auch so nett die Frauen, es sind eigentlich alles nette Frauen in den Gruppen. Ja, und dann ... hatte ich auch schon meine fünfte Gruppe übernommen. /.../ Und wenn wir mal bei den Kindern sind, da brauche ich erst Montag nach Hause, kann auch schon Freitag fahren, wunderschön. Aber weil ich auch Wassergymnastik machen wollte, habe ich auch die Ausbildung für die Wassergymnastik gemacht und inzwischen auch meinen Abschluss für's Tanzen – Seniorentanz.“

I 09/ w

„Und so ergab sich das eine nach dem anderen, dass ich dann in Altenheimen was gemacht habe, auch wieder in der Aidsarbeit. /.../ Und dann hatte ich ja Kontakte zum Freiwilligenzentrum zu Ehrenamtlichen. /.../ Und dann planen wir auch mit einigen „Schwungfedern“¹³⁶ hier ein Internetcafe für Ältere zu eröffnen, das ist unser nächstes Ziel. Und da sind auch Männer dabei und auch noch andere Frauen, das finde ich auch ganz wichtig, dass das gemischt ist. Und als „EFI“¹³⁷ mache ich zusammen mit dem Senioren – und Stiftungsamt, da machen wir Wohnberatung, das soll jetzt beginnen.“

I 08/ w

„/.../ es waren ja schon immer viele Eltern und auch Kollegen mit ihren Problemen zu mir gekommen /.../ und ich habe mir gesagt, es muss doch die Möglichkeit geben, wenn man nicht mehr ein noch aus weiß, dass man irgendwo hinrennen kann und jemand hört einem zu und gibt einem auch aus seiner Lebensweisheit ein paar Ratschläge. Was ich in meiner Berufstätigkeit sozusagen am Rande mit erledigt habe, das kann ich jetzt in aller Ruhe machen, kann mit den Menschen in aller Ruhe sprechen. Jetzt drängt keiner, und man kann sich die Zeit nehmen und die Gedanken entsprechend fassen, beraten, auch in andere Institutionen weisen usw.“

¹³⁶ Die „Schwungfeder“ ist eine Initiative in Bayern, mit der sich Ältere auf einen aktiven Ruhestand vorbereiten können und dabei kompetent begleitet werden.

¹³⁷ „EFI“ ist ein häufig von den Aktiven selbst benutztes Kürzel für diejenigen, die sich im Bundesmodellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“ zu *senior*-Trainern weiterbilden lassen haben.

I 10/ w

„Was allerdings mit meinem Beruf zu tun hat, ich führe etliche Kassen /.../, das ist das einzige, was mit meinem Beruf zu tun hat. Alles andere ist immer daraus entstanden, mit Menschen zusammen zu sein, und auch etwas zu tun, was Freude macht. Früher war es ja so, ich musste Geld verdienen, und darum hatte ich einen Beruf. Ich habe mir nie einen Beruf suchen können, der mir Freude gemacht hätte.“

I 05/ w

„Ich bin Kreisleiterin für Presse – und Öffentlichkeitsarbeit im Journalistenverband in /.../. Und dann bin ich im Bundesfachausschuss für Presse – und Öffentlichkeitsarbeit für das Land /.../. Das ist ehrenamtlich, aber Aufwandsentschädigung. Hm, ich würde sagen, es ist schon eine 20 bis 30 Stunden Woche, die ich habe, manchmal ein bisschen weniger, manchmal ein bisschen mehr.“

I 14/ w

„Und sie werden lachen, ich verabschiede mich jetzt von der ehrenamtlichen Arbeit. Ich habe mir gesagt, du hast dich jetzt ein Leben lang engagiert für das öffentliche Wohl, und jetzt engagierst du dich mal ganz privat. Und insofern habe ich vor, noch einmal auf eine Kunstakademie zu gehen und noch mal zu malen. Dieses sich Äußern noch einmal in Malerei und Skulptur und damit noch mal diesen emotionalen Teil in sich selbst mehr entwickeln. Weil ich ja eigentlich immer sehr rational eingesetzt war, mit der Vernunft und dem Verstand usw. /.../ Wenn jemand Rat und Hilfe haben will, dann bin ich jederzeit wieder bereit, das zur Verfügung zu stellen. /.../ Das ist ja auch ganz interessant, wenn man vielleicht sonst so leistungsbewusst gelebt hat, dass man so gut funktioniert hat, dass man sich das jetzt mal abschminkt, sozusagen. Dass man gelassener ist, es auch geschehen lässt und zulässt, dass es nicht perfekt ist, das sollte man vielleicht noch lernen.“

I 03/ m

„Und dann kam der Heimkehrerverband, hatte ich in der Zeitung gelesen, wusste vorher gar nicht, dass es den gab. Und dann bin ich da hingegangen, habe das Statut gelesen und habe gesehen, dass die sich das auf die Fahnen schreiben, als Zeitzeuge aufzutreten, und das mache ich ja. /.../ Und schon war ich da auch wieder im Vorstand. Und dann hat man mich in den Seniorenbeirat geschubst /.../ inzwischen bin ich da auch im Vorstand. Mein Prinzip ist ja

doch zu helfen, und dann haben sie mich in den Präventionsrat geschubst, und da sollte ich ja die Senioren vertreten. /.../ Ja, in das Seniorenbüro bin ich auch rein gegangen /.../ und da mache ich den Computerlehrgang mit und Digitalphotographie, und ich wollte auch noch mal bei den Philosophen reingucken.“

I 04/ m

„Und da haben wir gesagt, wir fragen einfach mal andere Menschen, die auch in dieser Situation sind, die davor sind, danach usw. Und so ist dieser Film entstanden „Werd’ ich noch jung sein, wenn ich älter bin?“ Und so ist ein Projekt entstanden /.../, und es ist ein sich weiter entwickelndes Projekt. Der Film ist fertig, wir zeigen ihn heute auch hier, wir haben ihn bei einem Gesprächsgottesdienst gezeigt, man kann ihn auch erwerben. Also, es ist eine Vernetzung insgesamt, ich habe mal nachgezählt, in den letzten drei Jahren habe ich ungefähr 200 neue Menschen kennen gelernt, wir kommunizieren, wir haben Ideen /.../ .Jetzt beabsichtigen wir, ein Buch daraus zu machen. Dann hatte ich im /.../ eine Vortragsreihe für junge Leute, da wurde ich gebeten, ob ich das nicht weiter machen könnte, und das mache ich jetzt auch noch. Und dann hat der /.../ ein Projekt aufgelegt, Senioren kümmern sich um Kinder berufstätiger Mütter und Väter im Sommer, und das habe ich zwei Sommer mitgemacht, daraus wurde dann auch Herbst, Ostern und so. /.../ Und ich bin da in der Kirche auch noch bei der Notfallseelsorge, dafür habe ich auch noch eine Ausbildung gemacht. Wir gehen zu Menschen in Krisensituationen mit einem Team.“

I 06/ m

„Ich habe da ein Projekt eingeleitet, stellen sie sich folgendes vor: Jemand kauft einen Computer, den kriegt er erklärt, schleppt ihn nach Hause und er funktioniert nicht. Er geht wieder zum Händler hin, der sagt dann, so musst du das machen. Oder er geht zur VHS, da erklärt es ihm der Dozent, aber zu Hause funktioniert es wieder nicht. Und da ist die Idee, ein Netzwerk aufzubauen, das Menschen, insbesondere Älteren, helfen kann, die das trotz dreimaligem Erklären im Kurs nicht hingekriegt haben, den Computer in Gang zu kriegen. ... Als Ehrenamt muss man natürlich auch sehen, Tourenleiter für den ADAC, das habe ich die letzte zehn Jahre gemacht, relativ intensiv. Und im Augenblick leite ich so pro Jahr vielleicht 10 bis 12 Touren für Senioren, nicht so anstrengende Touren über 20 bis 40 km.“

I 02/m

„Und ich hatte mir vorgenommen, wenn du aufhörst, musst du was anderes machen. Wobei ich bekennen muss, ich wollte was Neues machen.“

Das Argument des „etwas für sich selbst Tuns“ ist insbesondere für die Frauen ein sehr starkes, welches auch deutlich und offen ausgesprochen wird. Spaß an der Sache, Freude an Kontakten zu anderen Menschen, das Gefühl anerkannt und gebraucht zu werden und letztlich Nützliches mit Angenehmem zu verbinden, begründet zahlreiche Aktivitäten. Dies trifft sowohl für Tätigkeiten im Engagementbereich als auch für Felder zu, die ausschließlich aus persönlichem Interesse erwachsen. Häufig wird deutlich, wie viel Freude und Zufriedenheit aus den Aktivitäten erwächst, nicht selten beschrieben die befragten Frauen dies mit einem „Glücksgefühl“.

I 13/ w

„Ja, zu Anfang war es nur das, dass ich was wissen wollte über meine Krankheit. Und mittlerweile glaube ich eher, dass das zu mir kommt, ich bemühe mich da gar nicht so furchtbar groß. /.../ Ich will nicht, nur um mich zu beschäftigen oder zu verwirklichen, das machen. Ich mache das aus Interesse und Spaß. /.../ Eigentlich, wenn ich es ehrlich sagen soll, ich bin rundum zufrieden. Das hört man selten. /.../ Dadurch, dass ich so viel mache und immer was Neues kennen lerne, ich bin rundum zufrieden. Besser kann man es gar nicht haben, oder?“

I 10/ w

„Und inzwischen ist es so, dass mein Terminkalender ganz voll ist. Die ganzen Jahre gefiel mir das, denn ich war gern viel tätig und auch an allen möglichen Plätzen. Aber inzwischen merke ich, dass ich ein bisschen langsamer machen muss, dass ich auch auf mich hören muss, mir mal was Gutes tun muss. Da habe ich also auch schon wieder Ideen, wie man Ehrenamt anders machen kann und eben so machen kann, dass man auch das eigene Vergnügen damit verknüpft.“

I 02/ w

„Ich sage mir, ich habe so lange gearbeitet, ich habe 42 Jahre gearbeitet. Und ich muss heute so etwas nicht mehr machen, ich will mein Leben jetzt genießen. Ob das jetzt in meiner

sportlichen Richtung oder Reisen, oder ich mach' jetzt was Ehrenamtliches, das gehört alles dazu. Das ist eigentlich so mein Lebensinhalt.“

I 07/ w

„Ich muss sagen, ich bin glücklich. Mir macht meine Arbeit Freude, ich gehe sehr sehr gern in die Gruppen. Was ich gebe, das kriege ich auch wieder zurück, da kommt sehr viel zurück. Die Gruppen bestehen auch alle noch, es ist keine eingegangen, die kommen alle mit Freude, was will ich mehr.“

Ein knappes Drittel der Interviewten bietet neben unentgeltlichem Engagement zusätzlich Leistungen an, die finanziell vergütet werden. Vorwiegend sind dies Dienstleistungen, die aufgrund beruflich erworbener Fähigkeiten und Kompetenzen erbracht werden. Darüber hinaus gibt es diejenigen (jünger als der Durchschnitt und arbeitslos bzw. berufsunfähig), die über das Ehrenamt und mit entsprechender Zusatzqualifikation noch einmal auf einen (Teilzeit)Arbeitsplatz hoffen.

I 02/ w

„Ich hab' auch schon mal irgendwo aushilfsweise gearbeitet, wo ich was bezahlt bekommen habe, ist natürlich auch sehr angenehm. Und wenn ich heute wieder so was finden würde, wenn sich das ergeben würde, würde ich das auch machen.“

I 01/ w

„Wenn ich irgendwie im Beratungs- und Konflikttrainingsbereich irgendwann was machen kann, oder auch in ehrenamtlicher Initiative, oder auch auf 400,- € Basis, als Kunsttherapeutin arbeiten kann und ehrenamtlich dazu, dann kann ich damit vielleicht in Frieden alt werden.“

I 06/ w

„Ich will auch noch in Richtung Beruf, also auch beides. Ich bin jetzt 51, das ist ja noch kein Alter. Also deswegen auch noch beruflich etwas. Ich könnte mir auch vorstellen, noch selbstständig zu sein.“

Eine Gemeinsamkeit aller Befragten als Teilnehmer des Bundesmodellprogramms „Erfahrungswissen für Initiativen“ ist ihr (geplantes) Engagement als *senior*Trainerin ein. Die Interviews haben deutlich gemacht, dass sich die *senior*Trainerinnen Tätigkeit häufig in eine

Vielzahl anderer (ehrenamtlicher) Aktivitäten einreicht, die bereits beschrieben worden sind. Insbesondere die Weiterbildung ist von vielen geradezu als Herausforderung begriffen worden, sich im Alter und außerhalb des Berufslebens noch einmal zu qualifizieren. Im Einzelfall sind unterschiedliche Erwartungen und Ziele damit verbunden worden, wobei die folgenden Aspekte für die Mehrheit im Vordergrund standen:

Neugierde und sich ausprobieren wollen
Kennen lernen anderer Menschen, auch Gleichgesinnter und ähnlich Betroffener
Finden einer (neuen) Aufgabe
(mehr) Kompetenz im Ehrenamt/ Engagement
sich „im Alter“ noch einmal einer Lernsituation stellen

Zum Zeitpunkt der Interviews war die Weiterbildung für die meisten, bis auf zwei Befragte, bereits abgeschlossen. In Abhängigkeit vom Befragungszeitpunkt waren zwischen vier und neun Monaten vergangen. Viele waren bereits in Projekten tätig oder hatten mindestens konkrete Pläne für neue oder auf andere Schwerpunkte orientierte Aktivitäten. In Abhängigkeit von den unterschiedlichen Erwartungshaltungen, aber doch relativ übereinstimmend, wurde die Weiterbildung als persönlicher Gewinn beschrieben. Deutlich wurden Stolz sowie Genugtuung, eine herausfordernde und anspruchsvolle Lernsituation bewältigt zu haben.

I 05/ w

„ /.../ ich bin neugierig, bin ich da hingefahren, das war so nett und so. /.../ und wir haben da was vor, so ein Pilotprojekt: *senior*Trainer, ich denke, hä, was ist das denn, und dann habe ich die Unterlagen mit nach Hause bekommen. /.../ Und das habe ich dann gemacht, das war interessant, und so bin ich da reingerutscht. Ich muss sagen, ja, diese drei Seminarblöcke *senior*Trainer, ja, ganz schön happy. Das war sehr fordernd, aber hoch interessant. Und es hat mich ein bisschen stolz gemacht, dass man in dem Alter, aber das kommt mir erst im nachhinein so hoch, dass man in dem Alter noch so gebraucht wird.“

I 12/ w

„Persönlich hat es mir viel gebracht, ich bin nur schon wieder bei dem Gedanken mit dem gesellschaftlichen Zusammenhang. Das ist auch wieder ein bisschen gut gewesen für die Selbstsicherheit. Das hat mir gezeigt, dass ich angekommen bin in der Neuzeit mit den Begriffen usw. Und da hat es mir einen unheimlichen Schub gegeben, und ich denke, ich kann auch wieder besser ausstrahlen auf andere, weil ich mich sicherer fühle.“

I 09/ w

„Und dann hatte ich ja Kontakte zum Freiwilligenzentrum zu Ehrenamtlichen, und dann habe ich da nachgefragt, was das so ist mit EFI. Und dann marschierte ich dahin und bin dann aufgerückt, eigentlich wäre ich erst ein Jahr später dran gewesen. Von der Ausbildung hatte ich mir auch mehr Background erwartet, dass ich Dinge noch besser machen kann. Und ich habe viel Futter mitgekriegt während dieser drei Module. Und wir hatten eine außerordentlich interessante Gruppe, Männer und Frauen waren 50 zu 50%, und es war so eine große Vielfalt dabei, so unterschiedliche Hintergründe und Berufssparten, das war ganz interessant.“

I 03/ m

„ /.../ jetzt kommt der *senior*Trainer. Und dann war ich wohl der Älteste dort, wusste ich nicht, hat mich ein bisschen geschockt. Hat mich auch ein bisschen geschockt zuerst, dass das alles Lehrer waren und zwei Doktoren dabei. Und ich denke, na, wie kommst du hier wohl zurecht. /.../ Das ganze Verhältnis in dieser Gruppe, das hat mir so hervorragend gefallen, auch zu den Doktoren, man hat sich denn ja auch gleich geduzt und alles, das war richtig schön. Da haben sich also Menschen zusammen gefunden, die von überall her kamen und die sich gut verstanden haben. /.../ Und das war für mich ein Erlebnis, diese Schule da, und die haben mich auch freier gemacht.“

6.12.1 Interpretation

Das bereits diskutierte Konzept vom *Strukturwandel des Alters* (Tews 1990) beschreibt Alterungsprozesse u.a. im Zusammenhang mit „Verjüngung“ und „Entberuflichung“. Zum einen hat sich der Austritt aus dem Erwerbsleben in den letzten beiden Jahrzehnten stark nach vorn verlagert und dazu ist die Lebensdauer weiter gestiegen, dieser Aspekt wurde schon benannt. Mit dem immer früheren Austritt aus dem Erwerbsleben stellt sich nach wie vor aber auch immer dringlicher die Frage nach der Sinnhaftigkeit und Erfüllung der nachfolgenden Lebensphase. Das heißt, dass es immer mehr nicht mehr erwerbstätige „junge Alte“ gibt, die eine vergleichsweise lange Lebensphase von ca. 20 bis 30 Jahren weiterhin aktiv gestalten möchten. Zudem weist jede jüngere Ruhestandskohorte in der Mehrheit ein höheres Ausbildungsniveau und eine bessere Gesundheit auf; auch das bedeutet mehr Ressourcen für ein aktives und sinnerfülltes Leben (ebd.).

„Alter(n) als gesellschaftliches Problem“ (vgl. Backes 1997) wird vor diesem Hintergrund thematisiert und öffentlich diskutiert, wobei die Frage der Vergesellschaftung in einer alternden Gesellschaft im Mittelpunkt steht. Mit der Abkehr von verpflichtender Erwerbsarbeit, also dem Austritt aus dem Erwerbsleben, entsteht häufig eine „Vergesellschaftungslücke“, da die soziale Integration nicht mehr über Erwerbsarbeit erfolgt. Vergesellschaftung soll hier als Prozess verstanden werden, „... in dem Menschen durch gesellschaftliche Strukturen und Programme zum Handeln angeregt, herausgefordert und damit ‚engagiert‘ werden (Kohli et al. 1993, 89). Um die Vergesellschaftungslücke im Ruhestand zu schließen, gewinnen nachberufliche Tätigkeitsformen immer mehr an Bedeutung und werden zunehmend von Älteren nachgefragt.

Befürchtungen vom Ruhestand als ‚Danaergeschenk‘ oder ‚sozialem Tod‘ sind nicht gerechtfertigt, gleichwohl sich Art und Umfang nachberuflicher Aktivitäten im Einzelfall deutlich voneinander unterscheiden. Studien zeigen den Trend auf, dass auch für die nachberufliche Phase die „... lebenslang internalisierte Arbeitsmoral ...“ erhalten bleibt und zur sogenannten „Beschäftigungsmoral“ (busy ethics) wird (ebd.) Insofern repräsentiert der Aktivitätstyp derzeit eindeutig die Mehrheit nachberuflicher Lebens- und Freizeitstile (vgl. Naegele, Tews 1993).

Wiederum muss berücksichtigt werden, und das will die Studie an dieser Stelle noch einmal besonders betonen, dass Lebensspielräume und Entfaltung im Alter nicht per se vorhanden sind bzw. genutzt werden können. Nach wie vor geben berufliche Qualifikation, Status, Einkommen, soziale Beziehungen und gesundheitlicher Zustand vor, in welchem Maße und mit welchen Möglichkeiten die Altersphase aktiv gestaltet werden kann.

Wie sehr sich aktive und produktive Ältere verwirklichen können, *ihr* Feld finden und in diesem Erfolg und Bestätigung bekommen, hängt nicht zuletzt von gesellschaftlicher Akzeptanz, Integration und realistischen Tätigkeitsfeldern ab. Nach Riley (1991) existiert vor diesem Hintergrund zunehmend ein „structural lag“, d.h. ein Rückstand der strukturellen Möglichkeiten hinter den Anforderungen. Sinnvolle Rollen für Ältere sind nachgefragt wie wahrscheinlich nie zuvor, Tendenz steigend, und gleichfalls nehmen die individuellen Möglichkeiten und Ansprüche zu. Nachberufliches Engagement Älterer erwartet dahingehend, gesellschaftlich angenommen und anerkannt zu werden und nicht zur „Spielwiese“ oder zum „Zirkel der Selbstbestätigung“ im Kreise der Älteren zu verkommen (vgl. Zeman 2000).

Der produktive Aspekt des Lebens im Alter, der hier anschaulich wird, äußert sich in einer Vielzahl von Aktivitäten. Der Alterssurvey 2002 weist auf Tätigkeitsfelder hin, die der Aufrechterhaltung der eigenen Selbstständigkeit dienen und das Wohlbefinden steigern (Lernen, Wellness) und außerdem einen Nutzen für andere haben (Enkelbetreuung und Engagement). Produktives Altern soll und kann allerdings nicht als normative Zielsetzung für alle Älteren verstanden werden, denn nicht jeder kann und will bis ins (hohe) Alter aktiv sein und sich engagieren (Alterssurvey 2002, DZA).

Betrachten wir die Vielfalt der Aktivitäten im Forschungsfeld, so wird im Ergebnis folgendes deutlich: den Älteren geht es um ernsthafte, sie selbst fordernde und anspruchsvolle Tätigkeitsfelder. Sie sind weit davon entfernt, weder irgendeiner Art von Beschäftigung nachzugehen noch Beschäftigung als Lückenfüller zu akzeptieren. Eher gegenteilig ist festzustellen, dass insbesondere schwierige und anspruchsvolle Aufgaben reizvoll scheinen und eine Herausforderung bieten, der sich sowohl Frauen als auch Männer nur zu bereitwillig stellen.

Interessant ist die Erkenntnis, dass diese Tätigkeiten in der Regel in einem institutionalisierten Rahmen stattfinden, der immer auch Anforderungs- und Verpflichtungscharakter hat. Dies macht neben großer Ernsthaftigkeit ebenso deutlich, wie stark nachberufliche Aktivitäten in die Nähe von Erwerbsarbeit rücken (können). Damit ist in unserem Kontext allerdings weniger die strenge Verpflichtung zum tätig sein im Sinne von erwerbstätig sein gemeint, was ganz spezielle Anforderungen stellt. Genau diesen Anforderungen im Sinne klar definierter und vorgegebener Aufgabenbereiche über lange Zeiträume wollten sich die Befragten nach ihrem langen Erwerbsleben bekanntermaßen nicht mehr stellen. Dies mag zunächst als Widerspruch erscheinen; einerseits die gewonnene Freiheit genießen und auf dieser bestehen und andererseits erneut in institutionalisierten und strukturierten Feldern agieren. Dies relativiert sich jedoch mit dem Wissen, dass Strukturen im Ehrenamt und die Tätigkeit Ehrenamtlicher trotz aller Regularien und Verantwortlichkeiten nicht mit den für die Erwerbstätigkeit üblichen Bedingungen vergleichbar sind.

An ihrem neuen Status war und ist den Befragten besonders wichtig, dass sie sich ihre Felder selbst aussuchen und diese in einem Maße ausfüllen konnten, wie es ihren Interessen und ihrer momentanen Lebenssituation entsprach. So wurde immer wieder betont, dass man zu

jedem Zeitpunkt selbst entscheiden möchte, wann das eigene Aktivitätspensum verändert, eingeschränkt oder auch beenden werden soll.

Freiheit und Autonomie im nachberuflichen Engagement scheinen darüber hinaus wesentliches Kriterium dafür zu sein, dass sich Ältere überhaupt für bestimmte Tätigkeitsfelder entscheiden und diese vielleicht sogar über längere Zeiträume ausfüllen; dies zeigt die Studie. Keinesfalls steht dies im Widerspruch zur beschriebenen Ernsthaftigkeit ihres Anliegens. Eher bekommen wir hier den Hinweis darauf, dass Rollen Älterer in der Gegenwart und für die Zukunft neu entwickelt und definiert werden müssen und so genannte „bewährte“ Wege für die „neuen Alten“ nur bedingt tauglich sind. So geht es nicht um Beschäftigung um des beschäftigt sein willens sondern um gesellschaftliche Teilhabe, die individuellen Spielraum zulässt und die Akteure als Ältere wahr – und ernst nimmt ohne sie in einer bestimmten Richtung beeinflussen, festlegen und instrumentalisieren zu wollen.

Produktive und Engagementtätigkeiten in der zweiten Lebenshälfte haben neben ihrem individuellen Wert hinsichtlich Selbstverwirklichung und Lebenszufriedenheit ebenso einen hohen gesellschaftlichen und ökonomischen Wert für den Generationenzusammenhalt und die Zivilgesellschaft. Nicht zuletzt diese Erkenntnis fordert neben einem realistischen Altersbild ebenso gesellschaftliche Strukturen und Rahmenbedingungen, die in rechtlicher, finanzieller und infrastruktureller Hinsicht vernünftige Voraussetzungen für Engagement schaffen (vgl. Alterssurvey 2002, DZA).

Insbesondere bei diesem Schwerpunkt zeigt die Studie ganz deutlich, dass die Aktivitäten im Alter in ihrer Vielfalt ein sehr genauer Spiegel biografischer Verläufe und Besonderheiten der Einzelnen sind. So werden sich mit Projekten Träume und Wünsche erfüllt, die im Erwerbs- und bisherigen Leben keine realistische Chance hatten.

Wie eine Gesprächspartnerin treffend sagte: „... etwas zu tun, das mir Freude macht. Früher war es ja so, ich musste Geld verdienen, und darum hatte ich einen Beruf. Ich hatte mir nie einen Beruf suchen können, der mir Freude gemacht hätte ...“ (I/10/w). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass neben Bewährtem und Gekonntem (der EDV Fachmann berät auch weiterhin in Sachen Computer) Felder gewählt werden, die mit bisherigen Aktivitäten gar nichts mehr gemein haben. Hier eröffnen sich offenbar „völlig neue Welten“: der ehemalige Manager macht Musik mit Kindern, die PR und Werbefrau kümmert sich um

Aidskranke, und die ehemalige Architektin wird noch einmal die Kunstakademie besuchen und Malerei studieren.

Mehrheitlich sind es die befragten Frauen, die in ihren nachberuflichen Aktivitäten weit mehr erkennen lassen, als einen bloßen Anpassungs- oder Übergangsprozess in den Ruhestand, vielmehr sieht die Studie den Trend zum Aufbruch in eine Lebensphase, in der noch einmal „alles möglich scheint“. Dies bedeutet, Handlungsspielräume auszuloten, sich in neuen Feldern auszuprobieren, Beziehungen zu erhalten, zu lösen und neu zu gründen sowie vor allem Autonomie zu proben.

Die Phase der Nachberuflichkeit übt offenbar einen besonderen Reiz aus, Ziele zu verfolgen, die im bisherigen Lebensverlauf aus unterschiedlichen Gründen nicht auf der Tagesordnung gestanden haben. Es eröffnen sich Freiräume, die zum Ausprobieren einladen und vieles möglich erscheinen lassen. Es können Tätigkeitsfelder nebeneinander bestehen und sich ergänzen; vermeintlich Gegensätzliches findet plötzlich miteinander statt, und neben „Altbewährtem“ bekommt auch Neues eine Chance.

Es stellt sich jedoch nach wie vor die Frage, warum gerade die in unserer Studie Befragten als ältere und alte Menschen über ein so erstaunliches Maß an Aktivität, Experimentierfreude und unkonventionellen Ideen verfügen.

In den Biographien der Einzelnen finden wir vielerlei Begründungen, wobei jedoch ein Argument in den Vordergrund rücken soll. Die Frauen und Männer eint ihre sehr ähnliche (Generationen) Erfahrungen mit Krieg, Nachkrieg, Entbehrung und früh geforderter Verantwortlichkeit und Pflichtbewusstsein. Häufig konnten Wünsche und Ideen nicht erfüllt werden. Berufliche und Lebenspläne blieben auf lange Zeit unrealistisch und nur in Teilen unerfüllbar, nicht zuletzt aufgrund beruflicher und auch familiärer Notwendigkeiten. Folgerichtig erscheint vor diesem Hintergrund, dass die Alter(n)sphase als „späte Freiheit“ wahr- und ernst genommen wird. Sie erscheint als konsequente Fortsetzung bisherigen Lebens; insofern, als für diese Generation Neuorientierungen und -Anfänge immer wieder notwendig waren und wie selbstverständlich zum Leben dazu gehörten.

Betont werden soll allerdings auch, dass bestimmte nachberufliche Aktivitäten, wie z.B. ein Studium im Seniorenalter, nur mit den entsprechenden finanziellen Voraussetzungen möglich sind. Auch das Ehrenamt erfordert mittlerweile neben allem guten Willen und persönlichem Einsatz nicht zuletzt finanzielle Mittel vom Einzelnen, für die es in der Regel keinerlei

adäquate Erstattung (abgesehen von geringfügigen Aufwandsentschädigungen) gibt. Wir haben es hier mehrheitlich mit Älteren zu tun, deren materieller Lebensstandard als gut bis sehr gut eingeschätzt werden kann und deren Interessen und Aktivitäten dahingehend kaum finanziellen Einschränkungen unterliegen. Nur sehr wenige Befragte der Studie (mehr Frauen als Männer) leben unter vergleichsweise bescheidenen finanziellen Voraussetzungen und können lediglich in einem entsprechend „kleineren“ Rahmen aktiv sein. Dies schränkt den persönlichen Aktionsradius deutlich ein und hat unter anderem auch die Konsequenz, dass nachberufliche Aktivitäten zusätzlich auf Gelderwerb ausgerichtet sind.¹³⁸

Auch diese Erkenntnis der Studie gilt als Indiz dafür, wie sehr die Lebensphase Alter - und hier insbesondere die Art nachberuflicher Aktivitäten - im Kontext der Biographie zu verstehen sind. In Abhängigkeit vom ausgeübten Beruf (Qualifikation), der Dauer der Erwerbstätigkeit, erwerblichen Auszeiten (z.B. Familienzeit), dem Weg in die Nachberuflichkeit (Vorruhestand, Altersteilzeit, Arbeitslosigkeit) sowie innerfamiliären Verhältnissen (Einkommen des Partners), bemessen sich die finanziellen Eckdaten der Alterssicherung. Diese wiederum sind wesentlich (mit)bestimmend dafür, in welcher Art und welchem Umfang Aktivitäten im Alter möglich – da finanzierbar – sind.

Aufschlussreich ist darüber hinaus, dass Tätigkeiten und Projekte im Forschungsfeld nicht ausschließlich den Charakter haben, zum aktiven Ruhestand beizutragen bzw. den Übergang in die Nachberuflichkeit sozial abzufedern. Insbesondere die Jüngeren (Jahrgang 1945 bis 1950) verfolgen eindeutig das Ziel, auf dem ersten Arbeitsmarkt noch einmal Fuß fassen zu können.

Wir kommen vor diesem Hintergrund zu der grundlegenden Erkenntnis, das Ehrenamtliches Engagement neben hinlänglich bekannten und in der Untersuchung bereits diskutierten Funktionen aktuell offenbar eine Art Richtungswechsel erfährt. So wird es immer stärker zum „Türöffner“ zu Institutionen und Verbänden, es befördert Netzwerke und ermöglicht (professionellen) Einblick in Tätigkeiten, die potentielle Arbeitsfelder werden können. Auf diese Weise ergeben sich Chancen, aus dem Ehrenamt erneut in ein reguläres und bezahltes

¹³⁸ Untersuchungen zeigen, dass im Jahr 2000 die Erwerbstätigkeit im Alter von 65 und mehr Jahren bei Frauen und Männern bei 1,5% und 4,4% lag. Vermutet wird allerdings, dass unter Berücksichtigung der geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse der Anteil entlohnter Erwerbsarbeit im Alter deutlich höher liegen dürfte, als in der amtlichen Statistik nachgewiesen. Quelle: Statistisches Bundesamt (2002). Stand und Entwicklung der Erwerbstätigkeit.

Beschäftigungsverhältnis zurückkehren zu können; wenn als Seniorin und Senior auch nur für einen begrenzten Zeitraum.¹³⁹

Die Ergebnisse der Studie zeigen auf, dass Engagement in diesem Kontext eine zusätzliche Dimension zukommt. Neben dem Beitrag, den Engagement für ein aktives und produktives Alter(n) leisten kann, scheint es immer häufiger eine Variante darzustellen, der früheren Entberuflichung Älterer aktiv und selbst bestimmt entgegenzuwirken. Nach oder mit der Berufsaufgabe frei gewordene Potenziale werden zeitlich begrenzt Gemeinwohl orientiert genutzt, wobei die Option eines beruflichen Wiedereinstiegs Priorität hat. Dies schließt an die These von der „Flexibilisierung der Arbeit im Lebenszyklus“ an, wo es gilt, Arbeits-Bildungs- und Engagementphasen in zunehmend anderer Konstellation, Ausprägung und Dauer zu kombinieren (Liedtke 1998; Heinze/ Olk 2001).

Immer wieder stellen Erhebungen fest, dass sich ein wesentlicher Teil der Tätigkeiten im Ruhestand/ der nachberuflichen Lebensphase innerhalb der primären Beziehungsnetze von Familie, Freundschaft und Nachbarschaft vollzieht. Die Strukturen und Wirkungen dieser Beziehungsformen sind gemeinhin recht gut bekannt, gelten sie doch seit langem als typisches Tätigkeitsfeld für nachberufliche Aktivitäten (vgl. Kohli et al. 1993).

In der Tendenz gilt diese Einschätzung für diejenigen Befragten der Studie (mehrheitlich Frauen), die innerhalb der Familie pflegerische Hilfe leisten. Insbesondere betagte Familienangehörige, in aller Regel die Eltern, werden langfristig emotional und praktisch unterstützt, was von den Betroffenen hohen Einsatz und innerfamiliäre Akzeptanz verlangt.¹⁴⁰ Dieser Hilfeleistung wird im Forschungsfeld hohe persönliche Bedeutung beigemessen, gleichwohl der „Wert“ dieser Arbeit im Gespräch eher abgeschwächt und in keiner Weise als besondere persönliche Leistung hervorgehoben worden ist.

Interessant in anderer Hinsicht ist der Aspekt innerfamiliärer Unterstützung für die Untersuchungsgruppe, da die Mehrheit der Befragten nach wie vor familiär eingebunden ist und viele bereits Großeltern sind. Daneben gibt es diejenigen, die aufgrund bereits geschilderter Umstände allein und zumindest ohne nennenswerten Familienanschluss leben.

¹³⁹ Es existieren Beispiele im Forschungsfeld, wo nach Beendigung der Erwerbstätigkeit erneut vorübergehend in Teilzeit gearbeitet wurde bzw. bezahlte Tätigkeit zeitlich an ein Projekt gebunden war.

¹⁴⁰ Der Alterssurvey zeigt für das Jahr 2002, dass gut 11% aller 40- bis 85-Jährigen Betreuungsleistungen innerhalb der Familie erbringen (Eltern, Schwiegereltern Ehepartner), die von einfachen Hilfeleistungen bis zu umfassender Krankenpflege reichen (Alterssurvey 2002, DZA).

Engagement innerhalb der Familie heißt für die Mehrheit der Befragten in erster Linie, als Großeltern aktiv zu sein und damit auch den eigenen Kindern noch einmal zur Seite zu stehen. Insbesondere, wenn die Kinder beruflich stark gefordert sind, hat diese Unterstützung großen Stellenwert. Die Rolle als Großeltern bekommt damit eine ziemlich klar definierte Funktion: sie sind als praktisch Hilfeleistende wichtige Bezugspersonen sowohl für ihre Kinder als auch für ihre Enkel.¹⁴¹ Sie verknüpfen die Integration Älterer in die Familie mit der Entlastung der mittleren Generation und erbringen nicht zuletzt einen Gewinn für die Sozialisation der Enkelkinder.

Frauen und Männer der Studie sind hier in gleicher Weise aktiv und empfinden offenbar ein hohes Verantwortungsgefühl, das ausschließlich positiv kommentiert wurde. Bei einigen Männern klang an, dass das Kümmern um die Enkel und die Begleitung ihrer Entwicklung für sie im Alter noch einmal eine ganz besondere, zum Teil als neu bezeichnete Erfahrung und (positive) Herausforderung darstellt. Was verbinden männliche Befragte mit ihrer Rolle als Großvater?

Denkbar ist, dass sie ihre Vaterrolle nicht in dem Maße wahrgenommen haben und ausfüllen konnten, wie es für die eigene Familie gut und notwendig gewesen wäre; Aussagen zur beruflichen respektive familiären Entwicklung der männlichen Befragten lassen diesen Schluss zu. Es wurde geschildert, wie sehr berufliche Erfordernisse den familiären Alltag überlagert haben und wie wenig Zeit im Ergebnis für Partnerinnen und Kinder blieb. So liegt es nahe, für die Enkel das zu tun, was offenbar für die eigenen Kinder nicht ausreichend getan worden ist: an ihrer Entwicklung teilzunehmen, diese aktiv zu begleiten und dabei Verpflichtungen und Verantwortung zu übernehmen. Es hat den Anschein, dass diese Art von Großelternschaft einen enorm hohen Stellenwert vor allem für die befragten Männer besitzt. Vielleicht ist dies vor allem für sie die späte Chance, eine auch selbst als positiv und erfüllend wahrgenommene (Groß-Vater-Rolle) in der eigenen Familie zu spielen, die über die als „Versorger“ definierte Funktion hinausgeht.

Aufschlussreich ist außerdem folgende Einsicht: obgleich die Großelternschaft, wie beschrieben, als sehr bedeutungsvoll und erfüllend erlebt worden ist, entstand bei keinem der Befragten der Eindruck von Aufopferung für die Enkel und einer Nachrangigkeit anderer

¹⁴¹ Nach Aussagen des Alterssurvey 2002 ist es fast ein Fünftel der 40- bis 85-Jährigen, die Kinder betreuen, welche nicht im eigenen Haushalt leben, davon in erster Linie die eigenen Enkel. Der Zeitaufwand für die Enkelkinderbetreuung liegt im Durchschnitt bei 35 Stunden im Monat.

Lebensinhalte– und Interessen; derer es im Forschungsfeld ja außerordentlich viele gibt. Insbesondere dieses Thema verdeutlicht, dass großelterliches Engagement im Forschungsfeld *Teil* anderer Aktivitäten ist und sich in das gesamte nachberufliche Tätigkeitsfeld einfügt. Es hat demzufolge keinerlei Priorität, abgesehen von familiärer Zugehörigkeit und besonderer emotionaler Nähe, die diese Beziehungen charakterisiert. Dies wird keinesfalls als Widerspruch interpretiert sondern im Kontext der Forschungsfrage als eine Besonderheit älterer sehr engagierter Menschen verstanden.

Im Ergebnis kann festgestellt werden, dass innerfamiliäre Aktivitäten Älterer (abgesehen von biographischen Bezügen) generell auch vor dem Hintergrund ihres gesamten nachberuflichen Tätigkeitsspektrums betrachtet werden müssen. Dahingehend scheint Großelternschaft bei weitem nicht mehr den (altruistischen) Zuschreibungen zu entsprechen, die noch vor 20 und 30 Jahren gegolten haben. Großeltern in unserem Sinne, das heißt im Verständnis der Untersuchung, erscheinen als engagierte ältere Frauen und Männer, die sich ihren Familien/ Enkeln eng verbunden fühlen, praktische Unterstützung geben und dabei immer auch bestrebt sind, anderen (außerfamiliären) Interessen nachzugehen. In der Konsequenz bedeutet dies, dass Großmütter und Großväter nicht per se und grundsätzlich zur Verfügung stehen; eher fordert die Vielfalt der Aktivitäten Älterer neben einem guten Organisationstalent auch die Fähigkeit, mit den eigenen Kräften zu haushalten und selbstbewusst Prioritäten zu setzen.

Grundlage für das Zustandekommen der Studie war die Teilnahme aller befragten Älteren am Bundesmodellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“, das darauf zielte, ältere Menschen in der nachberuflichen Lebensphase auf Tätigkeiten im Engagementbereich vorzubereiten und gezielt zu qualifizieren. Dass sich Deutsche gern in Vereinen engagieren und das Ehrenamt lieben (Hummel 2003) ist hinlänglich bekannt und wiederum keine ausreichende Erklärung für Gemeinwohl orientiertes Engagement im Alter. Bekannt ist seit dem aktuellen Freiwilligensurvey (2004) allerdings auch, dass sich in Deutschland zunehmend mehr Ältere bürgerschaftlich engagieren.¹⁴²

Alle befragten Frauen und Männer der Studie haben an der Weiterbildung zur *senior*Trainerin teilgenommen, welche im Rahmen des Modellprogramms „Erfahrungswissen für Initiativen“

¹⁴² Der FWS 2004 zeigte bereits, dass ältere Menschen ab 56 Jahren immer stärker öffentlich aktiv werden und sich engagieren: so sind es bei den 56- bis 65-Jährigen 6% mehr als noch 1999; für die 66- bis 75-Jährigen sind es immerhin 5% mehr. Auf Aussagen des FWS 2006, die nicht mehr berücksichtigt werden konnten, wird hier verwiesen. (Quelle: tns infratest. FWS 1999 und 2004)

vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend initiiert wurde. Ziel des Modellprogramms war es zu zeigen, wie das Erfahrungswissen Älterer für die Gesellschaft nutzbar gemacht und nachhaltig weiterwirken kann. Für das Engagement in Initiativen, Vereinen und anderen Einrichtungen im Freiwilligenbereich ist ein Weiterbildungsprogramm entwickelt worden, das Älteren auf ihrem Weg ins Engagementfeld eine umfassende Vorbereitung und Orientierung bieten soll. Darüber hinaus war es Ziel des Programms, ein positives Altersbild und die Einbindung älterer Menschen in die Gesellschaft zu fördern, zur Weiterentwicklung der Bürgergesellschaft beizutragen sowie eine gesellschaftliche Balance zwischen Jung und Alt zu unterstützen (vgl. ISAB 2004).

Die Weiterbildung zu *senior*Trainerinnen zielt darauf, Ältere auf eine neue Rolle im nachberuflichen Leben und dabei insbesondere im Freiwilligensektor vorzubereiten und ihnen so neue Formen gesellschaftlicher Teilhabe zu eröffnen. „Es sollte ihnen ermöglicht werden, ihre Erfahrungen, Fähigkeiten und Interessen in ein Engagement für und mit anderen Menschen einzubringen, das neben seiner gemeinwohlbezogenen Ausrichtung auch persönliche Sinnstiftung, soziale Einbindungen und Anerkennung geben kann.“ (Burmeister, Heller, Stehr 2006, 8). Dies bedeutet für das konkrete Weiterbildungsangebot, die Älteren mit ihren Lebens-, Bildungs- und Berufserfahrungen ernst zu nehmen und dieses „Erfahrungswissen“ im Bildungsprozess und für die nachfolgende Tätigkeit wirksam zu machen. Angesichts der Besonderheiten sowie Gemeinsamkeiten der Zielgruppe (Ältere, die sich in der Nachberuflichkeit/ im Ruhestand befinden, freiwillig weiterlernen wollen und gemeinwohlbezogen tätig werden möchten), will die Weiterbildung vor allem Prozesse der Erfahrungs- und Selbstvergewisserung anregen (ebd.). Dabei gilt als wesentliche Grundlage der Weiterbildung, dass Reflexions- und Qualifikationsprozesse einander nicht ausschließen und „... aktive Such-, Erprobungs- und Findungsprozesse der älteren Menschen“ zur Rollenfindung und Reflexion in alle Richtungen begleitend unterstützt werden (Knopf 2002b, 117).

Welche Ziele wiederum verfolgten konkret die Frauen und Männer der Studie, die an dieser Weiterbildung teilgenommen haben; dieser Frage lohnt es sich genauer nachzugehen.

Die Mehrheit wollte die Weiterbildung nutzen, um sich im nachberuflichen Feld besser orientieren zu können und dabei vor allem den Freiwilligensektor mit seinen Möglichkeiten und Besonderheiten kennen zu lernen. Ziel war es, Kompetenzen zu erwerben, um professionell(er) und wirksam(er) im Freiwilligenbereich agieren zu können. Daneben war es

bedeutsam, „mal wieder den Kopf zu trainieren“ und sich auf diese Weise geistig fit zu halten aber auch erneut herauszufordern. Hohen Stellenwert hatten soziale Kontakte, die man sich aus dieser Weiterbildung erhoffte. Viele erwarteten Gleichgesinnte, interessante Gesprächspartner und Menschen, mit denen über die Qualifizierung hinaus dauerhafte Beziehungen möglich wären.

Bildungsaktivitäten im Alter können eine Reihe von Funktionen erfüllen, die neben den Teilnehmern auch der Gesellschaft zugute kommen können. Es wird auf der individuellen Seite argumentiert, dass produktive Potenziale freigesetzt sowie praktische und psychologische Probleme besser gelöst werden können, zum gesellschaftlichen Verständnis beigetragen wird und Selbsterfahrung und Selbstinterpretation anderen Generationen gegenüber gestärkt werden. Darüber hinaus geht es um Strukturierung von Zeit und die Einbindung in soziale Interaktion und Kommunikation (vgl. Groombridge 1982; Tews 1993; Kohli et al. 1993). Bildung im Alter kann also die allgemeine Lebensqualität und Unabhängigkeit steigern; sie ist insofern nicht nur „Konsum“, sondern ebenso Investition. Fähigkeiten und Ressourcen älterer Menschen werden so erhalten und erweitert und damit die Chancen auf ein selbstständiges Leben erhöht.¹⁴³

Auf der gesellschaftlichen Seite, insbesondere mit Bezug zur ehrenamtlichen Tätigkeit, können bestehende Kompetenzen erweitert und neue Qualifikationen erworben werden. Da die Anforderungen an ehrenamtlich Tätige im Sinne von Professionalisierung zunehmen, sind entsprechende Bildungsangebote unerlässlich (vgl. Schmidt-Scherzer et al. 1994). Studien in dieser Richtung zeigen, dass auch die Älteren selbst sich nicht mehr nur auf ihr Erfahrungswissen verlassen möchten, sondern fachliche Anleitung und Weiterbildung als persönlich bedeutsam einschätzen (vgl. Studie „Ältere Menschen im sozialen Ehrenamt“ Schumacher/ Stier 1996).

Unser Forschungsfeld spiegelt diese Erkenntnisse im Wesentlichen wieder und gibt gleichwohl Hinweise auf einen differenzierteren Zugang. Betrachtet man die Weiterbildungsteilnahme Älterer im Gesamtzusammenhang des Lebenslaufs, vor allem der Bildungs- und Arbeitserfahrungen, so wird in unserem Kontext folgendes deutlich. Zum einen

¹⁴³ Der Alterssurvey 2002 zeigt eine Bildungsbeteiligung Älterer und Alter, die stark zwischen den Altersstufen divergiert; so liegt die Bildungsbeteiligung bei den 40- bis 54- Jährigen bei 10%, bei den 55- bis 69- Jährigen bei 8% und bei den 70- 85- Jährigen bei 3% (Frauen sind dabei durchschnittlich aktiver als Männer). Auf den aktuellen Alterssurvey, dessen Aussagen nicht mehr berücksichtigt werden konnten, wird verwiesen.

setzen diejenigen, die bildungsgewohnt- und beflissen waren, diesen „Trend“ weiter unbeirrt fort. Befragte, die aus bereits dargestellten Gründen weniger an Bildung partizipieren konnten und denen es ungleich schwerer gefallen ist, Bildung *für sich* in Anspruch zu nehmen, nutzen das Alter, um aufzuholen, nachzuholen und damit zu kurz gekommene Bildungsbedürfnisse zu befriedigen. Dazu gehören im Untersuchungskontext vorrangig Frauen und da vor allem diejenigen, die lange Familienzeiten geleistet haben. Alle Befragten eint außerdem für die Zeit ihrer Erwerbstätigkeit der Anspruch hochprofessionellen und kompetenten beruflichen Handelns. Auch dies setzt sich ganz offensichtlich ungebrochen fort und gilt in gleicher Weise für nachberufliche Tätigkeitsfelder. Ehrenamtliches Tun geht mit einem hohem persönlichen Anspruch einher, der sich in unserem Fall deutlich in den Bildungsaktivitäten wieder spiegelt.

Dabei erfüllt Bildung für die befragten Frauen und Männer ganz offensichtlich weit mehr Funktionen, als nur für Ehrenamtlichkeit bzw. nachberufliche Tätigkeitsfelder zu qualifizieren und vorzubereiten. Die soziale Komponente gemeinsamen Lernens ist insbesondere für diejenigen bedeutsam, die nicht in einer Partnerschaft leben bzw. weder Kinder noch Enkel haben. Auf diese Weise sollen Anschlüsse gesucht und der drohenden Vereinsamung im Alter rechtzeitig entgegengewirkt werden, dies haben die Aussagen deutlich gemacht. Bildungsteilnahme wird so als Chance begriffen, soziale Bindungen entweder neu entstehen zu lassen oder auch bereits bestehende zu stärken und zu vertiefen und der „... Ausdünnung sozialer Beziehungen entgegenzusteuern“ (Kolland 1996, 89).

Weiterhin wurde die Teilnahme an der Qualifizierung damit begründet, sich im Alter noch einmal ganz bewusst geistiger Herausforderung stellen zu wollen. Sicherlich gilt auch an diesem Punkt wieder die Einsicht für das Forschungsfeld, dass ein hohes Bildungsniveau und kontinuierliche Bildungserfahrung im Lebenslauf Partizipation an Bildung im Alter wahrscheinlich(er) machen. Der Erwerb von Fähigkeiten und Kompetenzen, die für Aktivitäten im Freiwilligenbereich relevant sind, hatte in der Regel hohen Stellenwert. Daneben war es ebenso bedeutsam, Kenntnisse und Kulturtechniken vermittelt zu bekommen, die mittlerweile auch im täglichen Leben immer bedeutsamer werden: Dazu gehört u.a. eine Auffrischung des Wortschatzes (Fachwortschatze, Englisch), Kenntnisse zum Umgang mit dem Computer sowie aus den Bereichen Kommunikation, Pädagogik und Psychologie. Die Weiterbildungsteilnahme zielte also nicht ausschließlich auf die Verwertung als zukünftige *seniorTrainerin* im Freiwilligenbereich. Persönlich bedeutsam war offenbar ebenso, neue

Wissensbestände und Kompetenzen im Alltag nutzen zu können, um in diesem auch oder gerade als Ältere kompetent bestehen und diesen bewältigen zu können.¹⁴⁴

Nicht zuletzt dies zeigt, wie wichtig es für Ältere ist (zumindest gilt das im Forschungsfeld) mit ihren Fähigkeiten und Kenntnissen auf aktuellem Stand zu bleiben. Sie sind sich dessen durchaus bewusst, dass ihr Erfahrungswissen unerlässlich und auch wertgeschätzt ist, sie darüber hinaus jedoch geistig fit bleiben müssen, um gesellschaftlich teilhaben zu können und anerkannt zu werden. Sie wissen um die Risiken des Alter(n)s und nutzen Bildung als Investition in die Zukunft: die Lebensphase Alter so lange wie möglich selbst bestimmt (lebenswert) gestalten zu können. Bildung übernimmt hier neben der Funktion, für ein spezielles Tätigkeitsfeld zu qualifizieren die außerordentlich bedeutsame Aufgabe unmittelbarer und sehr praktischer Lebenshilfe, diese Erkenntnis gilt als grundlegend für die Untersuchungsgruppe.

7 Zum Altersbild

Es war in den Interviews nicht vorgesehen gezielt nachzufragen, welche Vorstellungen die Frauen und Männer vom Alter(n) und ihrem *persönlichen* Alterungsprozess haben. Gleichwohl sind die Befragten in den Gesprächen häufig selbst auf das Thema zu sprechen gekommen, wobei den Einzelnen neben der individuellen Sicht immer auch eine gesellschaftliche Reflexion wichtig war.

Charakteristisch für diesen Teil der Gespräche war kritisches Nachdenken über das Alter im allgemeinen sowie dessen persönliche Dimension. Erkennbar wurde, wie groß das Bedürfnis ist, sich zu diesem Thema mitzuteilen und auszutauschen. Bemerkenswert aus Sicht der Interviewerin schien in vielen Fällen ein sehr reflektierter, unsentimentaler und pragmatischer Blick auf das eigene Altern. Dies bedeutet u.a., dass sehr konkrete Vorstellungen vom Altwerden existieren und Klarheit besteht, wie man alt werden möchte und wie dieser Weg auf keinen Fall verlaufen sollte.

¹⁴⁴ „Die Frage ist, ob es in einer sich wandelnden Gesellschaft nicht über das Jugendalter hinaus so etwas wie sozialensible Lernperioden gibt, weil die Umwelt, das technologisch-soziale Milieu vom Erwachsenen bedeutsame Lernvorgänge verlangt und sein Bestehen Können, seine Adaption davon abhängt, inwieweit er umzulernen vermag.“ (Krenn/ Pfaff 1987, 132).

Die Äußerungen der Interviewpartner sind außerordentlich interessant und aufschlussreich, bieten sie doch einen weiteren Schlüssel zur Fragestellung der Untersuchung, warum sich ältere Menschen für das Gemeinwohl engagieren.

I 04/ m

„Das Altersbild von meiner Großmutter, die ja damals auch noch da war, war so sehr positiv geprägt. Ich hatte eine sehr gute Beziehung zu meiner Großmutter, die liebte ich auch sehr und fühlte mich sehr behütet und umsorgt. Aber in diesem Altersheim, da hatte ich doch ein Altersbild von, ja, der kranke Mensch, der hilflose Mensch. Aber immer wieder auch, die konnten was erzählen, das war immer sehr sehr spannend. /.../ Und da gucken wir jetzt mal, was wir überhaupt für ein Altersbild darstellen wollen, unsere Generation, diese Kriegsgeneration. Denn so mit den Vorbildern, die wir haben, so möchten wir es nicht. Jemand hat gesagt, wir sind einfach zu pubertär, und wir wollen das einfach nicht. Aber wir müssen uns ein Bild schaffen, und allein sich Gedanken darüber zu machen, das bringt mir jedenfalls Lebensspannung herein, die mir gut tut.“

I 06/ m

„Es bedeutet für mich eigentlich, nicht vom Leben abgekoppelt zu sein. Es ist das, mit Menschen zu reden auf gleicher Augenhöhe und nicht gesagt zu bekommen, ach, sie sind ja alt, sie verstehen davon nichts. Ich kann mit meinen Kindern über Computer reden, die sind zwar teilweise besser als ich, aber ich kann mitreden.“

I 01/m

„... es sind ja sehr viele Leute, die in diesem Alter ausscheiden, die noch sehr gesund sind, aktiv sind und eigentlich mehr machen könnten. Und die landen dann meistens, ja, im Sportverein, was ja auch gut ist, wenn sie sich intensiv betätigen. Aber die könnten noch viel mehr machen, da liegt sehr viel Wissen brach und Unterstützung.“

I 03/ w

„Ruhestand ist ja vielleicht auch anders zu definieren. Hinsetzen und essen und trinken und schöne Bücher lesen als Ruhestand, das reicht mir nicht, das reicht von der Lebensqualität nicht. Man ist auch noch zu neugierig und vielleicht auch noch zu fit. /.../ Wenn ich diesen Lebensabschnitt jetzt betrachte, dann ist einfach die Sache, dass man in dieser Gesellschaft

einfach begreifen muss, dass Lebensqualität für Ältere nicht Essen und Trinken ist und fünf Pfennig erlassen für eine Karte. Sondern sie einfach ein bisschen ernster zu nehmen, ihnen helfen, sich einzumischen. Oder da, wo sie sich einmischen, ihre Kraft auch nutzen, weil, es gäbe 1000, die da mitmachen würden, die haben manchmal einfach nicht diesen Tritt, dass sie sich melden oder dass sie sagen, ich mach' mit, diesen Mut. Lassen sich in dieses Gleis drängen, dass sie alt sind.“

I 12/ w

„Dass wir also auch ein bisschen ausstrahlen und anderen Älteren auch ein bisschen Mut machen, sich zu betätigen, sich selbst auch zu betätigen in eigenen Feldern. Und manchmal habe ich so das Bedürfnis, ich habe ja auch Geschwister, die noch jünger sind, habe jedenfalls das Bedürfnis zu sagen: Mensch, komm' raus aus deinem Panzer, du kannst noch jünger sein, wenn du aktiv bist.“

I 05/ w

„Und dann war das beim 60., das steht da in diesem Buch, was J. mir geschenkt hat „Aktiv im Alter“, na, erstmal weg damit. Es ist schwierig, aber so langsam fange ich an, damit umzugehen, dass ich jetzt 63 bin. Das hat auch lange gedauert, dass ich nicht älter sein wollte, dann habe ich auch mal reingeschaut in das Buch. ... Dann habe ich mir einen Computer gekauft, und da musste ich mich erstmal einfuchsen, und damit war ich wochenlang beschäftigt. /.../ Da habe ich gesagt, so, und du schaffst das auch in deinem Alter. Ich glaube, wenn viele in meinem Alter so denken würden, dann würden die auch bisschen lebendiger.“

I 06/ w

„ /.../ und dann hab' ich auch immer das Bild von meiner Mutter vor Augen. Die hat zwar immer gearbeitet, hat aber nie /.../, also, sie hat gern gesungen oder auch Gymnastik gemacht, ist aber nie im Chor gewesen. Sie hat nie so Kreise gesucht, hat die Freundinnen immer zu sich ... will im Alter nicht allein sein. /.../ Und da habe ich das erste mal gesehen, wie aktiv man ist im Alter, da hat mir eine 80jährige was vorgetanzt. Das ist erstaunlich, die Menschen sind zwar alt, aber dass man doch immer jung bleibt. Das ist nur die Hülle, die welkt, wie beim Apfel. Aber das Spritzige, das bleibt.“

„Während es für das Selbstbild der Jugend unzählige Schablonen gibt – nicht nur in der Werbung, auch im Film, in der Literatur, in der Geschichte -, ist der alternde Mensch von

einem gewissen Zeitpunkt an buchstäblich ohne Vor - Bild. Es ist eine eigentümliche Leere um ihn, die er selten auszufüllen wagt.“ (Schirmmacher 2004, 90).

Wir haben es in der Studie durchaus mit Älteren zu tun, die auf der Suche sind, da so genannte Vorbilder nach wie vor fehlen aber wahrscheinlich auch nicht das Ziel unseres Untersuchungsfeldes wären. In ihrer Suche erscheinen sie neugierig und wagemutig, bereit, zum einen ‚Leerstellen‘ auszufüllen aber noch viel mehr den eigenen Platz neu zu definieren.

Alle Befragten äußerten sich in den Gesprächen ausführlich zum Thema Alter(n). Sie dachten sowohl über ihr persönliches Altern als auch die gesellschaftlichen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen für Alter(n)sprozesse nach. Charakteristisch war ein sehr offener, kritischer und reflektierter Umgang mit dem Thema, wobei neben der eigenen Person immer auch andere Ältere aus dem Freundes- und Bekanntenkreis oder der Familie thematisiert worden sind.

Insbesondere das Vergleichen individuellen Alter(n)s mit dem der Eltern oder Großeltern verdeutlichte Unterschiede, die das aktuelle Altersbild der Befragten wesentlich prägen. Im Vordergrund standen dabei Aktivität, Mobilität, Sozialität und Selbstständigkeit sowie persönliche Ansprüche und Vorstellungen vom Altern. Eindeutig dominierte die Einschätzung, *anders* alt zu werden und vor allem *werden zu wollen*, als dies noch für die eigenen Eltern bzw. Großeltern gegolten habe. So existieren genaue Vorstellungen über diesen Prozess, wobei neben konkreten Plänen ebenso klar formuliert wird, wie man nicht alt werden möchte.

Die Befragten stimmen im Wesentlichen überein, dass es *das* Alter(n) nicht gibt, es zumindest als Prozess weit weniger beschreibbar sei, als dies noch für die eigenen Eltern gegolten habe. Alternsprozesse verlaufen demzufolge wesentlich differenzierter und entsprechen immer weniger Klischees, die nach wie vor vom Alter existieren, so stimmten die Befragten überein.

Sich selbst beschreiben die Frauen und Männer als aktive, neugierige, selbst bestimmte- und bewusste Ältere, die sich keineswegs in der Ruhephase ihres Lebens sehen. Vielmehr gestalten sie bewusst eine Lebensphase, die Raum bietet für neue Ideen und Projekte und dahingehend keineswegs als Finale betrachtet werden kann.

Klare Vorstellungen existieren dazu, welche gesellschaftliche Rahmenbedingungen nötig sind, um Alter(n) in seiner Vielfalt zu begleiten und aktiv zu fördern. Erwartet wird, als

alternder Mensch in seiner Einzigartigkeit , was insbesondere auch den individuellen Alterungsprozess betrifft, wahr- und ernst genommen zu werden. Dabei spielt Aktivität eine besondere Rolle, wobei diese deutlich über „aktiv sein, um sich die Zeit zu vertreiben“ hinausgeht. Die Befragten sind auf der Suche nach gesellschaftlichen Rollen, in denen sie sich verwirklichen und auch bzw. gerade als ältere Menschen beweisen können.

In Bezug zu den vielfältigen Aktivitäten im Forschungsfeld, bedeutet dies u. a., gesellschaftlich *relevante* Tätigkeitsfelder (z.B. Bildung, Gesundheit) zu besetzen und dort Erfahrungswissen weiterzugeben. Wichtig ist dabei die Freiwilligkeit der Entscheidung sowie ein gewisser Grad an Autonomie, die man sich im Rahmen der eigenen Fähigkeiten und Grenzen weit gehend erhalten möchte.

Es charakterisiert unser Forschungsfeld in besonderer Weise, wie intensiv sich die Betroffenen mit dem Alter auseinandersetzen. Diese Reflexion geht deutlich über die ausschließlich persönliche Ebene individueller Befindlichkeiten hinaus, wobei neben dem biologischen insbesondere das soziale Altern im Vordergrund der Betrachtung steht. Dabei wird die *Rolle* von Älteren, die diese gegenwärtig in der Gesellschaft einnehmen, in den Blick genommen und von den Frauen und Männern kritisch nachgefragt.

Das eingangs verwendete Zitat von Schirmacher weist auf ein offenkundiges Problem unserer Zeit hin: die steigende Anzahl älterer und alter Menschen, die von sich selbst ein vollständig anderes Altersbild haben bzw. dies sukzessive entwickeln, als es gesellschaftlich verbreitet und akzeptiert ist. Die Überzeugung, selbst weiterhin leistungsbereit – und fähig zu sein, stößt noch immer an Grenzen. Diese Grenzen tun sich zumindest dann auf, wenn es jenseits von Schlagworten und Sonntagsreden um konkretes Tun geht und Ältere Akzeptanz, Achtung und das Recht auf Mitbestimmung im Alltag erwarten. Das Forschungsfeld spiegelt diese Widersprüche deutlich wieder.

Auch wenn wir es bei den in unserer Studie befragten Frauen und Männer offenkundig mit Senioren zu tun haben, die bereits sehr genaue Vorstellungen vom eigenen Alter(n) haben oder zumindest konstruktiv um diese ringen, bedeutet dies keinesfalls Konfliktlosigkeit. Immerhin gehen sie vergleichsweise offensiv (auch konfrontativ) mit *ihrem Thema* um; sie suchen sich Gleichbetroffene und Gleichgesinnte, versuchen Netzwerke zu entwickeln und gesellschaftlich wirksam und anerkannt zu werden.

Konflikte finden bei den Befragten sowohl innerhalb als auch außerhalb der eigenen Person statt. Es gibt zum einen die Problematik, das eigene Altwerden als Person anzunehmen und zu akzeptieren. Andererseits existiert häufig das Empfinden, mit gesellschaftlichen Vorstellungen zum Alter(n) konfrontiert zu werden, die keineswegs die eigenen sind. Auf gesellschaftlicher Ebene wird im Verständnis des Forschungsfeldes ein Altwerden illustriert, das den eigenen Ideen und Plänen eines aktiven und selbstbestimmten Alters geradezu konträr gegenüber steht. Vor diesem Hintergrund prallen Selbst- und Fremdbild heftig aufeinander, und es kommt zur (persönlichen und öffentlichen) Auseinandersetzung mit Klischees und Stigmatisierungen.¹⁴⁵

Erkenntnisse besagen, dass sich Fremdbilder eindeutig auf das Selbstbild älterer Menschen auswirken. So bestimmt das normative Altersbild weit gehend das Selbstbild Älterer, allerdings in selektiver Weise (vgl. Niederfranke 1999). Dies lässt sich auch für die Befragten feststellen. In Abhängigkeit vom eher negativ oder positiv getönten Selbstbild werden entsprechende gleichgerichtete Elemente des Altersstereotyps übernommen. In unserem Kontext dominiert, wie bereits dargestellt, ein positives Selbstbild, das dem Altersstereotyp bewusst entgegengesetzt und betont wird. Frauen und Männer zählen sich demnach demonstrativ zum Typus der *neuen/ jungen Alten*, welcher seit Ende der 80er Jahre überwiegend als Ergebnis und Produkt der Diskussion in Medien und Werbewirtschaft entstanden ist.¹⁴⁶

Das beschriebene Konfliktpotenzial wiederum gründet sehr wahrscheinlich auf Altersbildern, die als „... Idee, Deutungsmuster und soziale Praktik die Sichtweise des Alters prägen.“ (Göckenjan 2000a, 98). Damit sind in der Regel zweierlei Vorstellungen verbunden:

- normative Überzeugungen zur allgemeinen Entwicklung des Alterns und zu alten Menschen
- selbstbezogene Überzeugungen, was man in Hinsicht auf das eigene Altern und Alter denkt und erwartet

¹⁴⁵ Eine bereits 1975 in den USA veröffentlichte Studie zum Thema Alter besagt folgendes: Alte Menschen bewerten ihre eigene Lebensposition um ein vielfaches positiver und unproblematischer als der Rest der Bevölkerung. Das gilt sowohl für die Einschätzung der ökonomischen Situation, des Gesundheitszustandes und der Wohnsituation alter Menschen, als auch für vermeintlich „altersspezifische Phänomene“ wie Vereinsamung, Langeweile etc. (Harris-Studie 1975)

¹⁴⁶ Die Darstellung der „neuen Alten“ wird dominiert von jugendlicher Lebensform: Fitness, Attraktivität, Unkonventionalität. Vertreter dieser Gruppe erscheinen demzufolge als wirtschaftlich potent, vital, aktiv, konsum- und reisebegeistert. In der Lebensrealität entspricht dieses Muster allerdings eher einer Minderheit von ca. 25% der 55- bis 70- Jährigen (vgl. Infratest Sozialforschung 2001).

Selbst bezogene Überzeugungen, die wesentlich verantwortlich für das eigene Altersbild sind, hängen sowohl mit normativen Überzeugungen als auch mit subjektiven Erfahrungen im eigenen Lebensraum zusammen. Diese differieren in der Regel stark und sind von vielfältigen Faktoren, wie z.B. Sozialisation, Bildungsgrad und Geschlecht abhängig (Frauen werden zum Beispiel früher für alt gehalten als Männer). In der Konsequenz bedeutet dies, dass auch die eigenen Vorstellungen älterer Menschen über das „Altsein“ stark zwischen dem *generalisierten* und dem *selbstbezogenen* Altersbild differieren¹⁴⁷ (vgl. Filipp/ Mayer 1999).

Insbesondere die normativen Überzeugungen orientieren sich an gesellschaftlichen Vorgaben zu Lebensereignissen, wie in unserem Kontext z.B. der Übergang in den Ruhestand. Damit verbunden sind Vorstellungen von *typischen* Entwicklungen bei Älteren und Alternden, die z.B. sinkende Leistungsfähigkeit, Vergesslichkeit oder „Altersstarrsinn“ anführen. Diese Vorstellungen, die älteren und alten Menschen entsprechende Eigenschaften generalisierend zusprechen, finden ihren Ausdruck in *Altersstereotypen*. Diese wiederum lassen die „Differenziertheit und Vielfältigkeit von Äußerungsformen des Lebens im Alter“ außer acht bzw. nehmen sie nur ungenügend zur Kenntnis (vgl. Backes/ Clemens 2003). Stereotype werden in Folge leicht zur Stigmatisierung (Goffman), wenn mit dem „kalendarischen Alter“ weitere gesellschaftlich gering bewertete Eigenschaften verbunden werden.

In diesem Sinne tut sich die Gesellschaft nach wie vor schwer, Konzepte für die neuen/ jungen Alten; das dritte und vierte Alter etc. zu entwickeln und letztlich auch zu realisieren. Der begrifflichen Vielfalt, die so quasi selbstverständlich in vieler Munde ist, steht noch immer ein von Stereotypen über das Alter geprägtes Denken und Handeln gegenüber. Dies gipfelt zum einen im „Kostenfaktor Rentner“ und zum anderen in einer „bis zur Karikatur positiven Überzeichnung vom Alter als großer Freiheit am Ende des Lebens“ (vgl. Staudinger 2003).

Ein wesentlicher Anhaltspunkt, Alter gewissermaßen festzulegen und damit „Altsein zu verordnen“ resultierte lange Zeit aus Vorstellungen zur Normalbiographie, strukturierten Lebensläufen und damit verbundenen arbeits- und sozialrechtlichen Regelungen. Auf die Erziehungs- und Ausbildungsphase folgte demnach die Phase der Erwerbs- und Familienarbeit, die in die Phase des Endes der Erwerbsarbeit (Eintritt in den Ruhestand) mündete und letztlich die Phase der Gebrechlichkeit erreichte. Alt war man demzufolge, wenn

¹⁴⁷ Bezug zu Ausführungen zu Selbst- und Fremdbild, Konfliktpotenzial innerhalb des Forschungsfeldes.

man in den Ruhestand ging, was gleichbedeutend war mit verminderter oder sogar stark eingeschränkter Leistungsfähigkeit (vgl. Prisching 2003).

Mittlerweile jedoch treffen diese vergleichsweise starren und schematischen Abgrenzungen immer weniger zu. Altersgrenzen verschieben sich, verlieren klare Konturen und scheinen nahezu in Auflösung begriffen zu sein. Wesentlichen Einfluss darauf hat u. a. die immer früher einsetzende Verrentung bzw. Ausgliederung aus dem Erwerbsleben. Sie stellt einen einschneidenden Schritt dar, der die biographische Phase des Älterwerdens maßgeblich prägt (ebd.; vgl. Clemens 1997; 1998b).

Interessant ist, wie sich das Forschungsfeld vor dieser Problematik positioniert. Umso mehr, als wir es mit Älteren zu tun haben, die keinesfalls den Klischees entsprechen (wollen) und wahrscheinlich mit zu denen gehören, die „Alter(n)“ neu definieren.

Wodurch also wird das Altersbild der befragten Frauen und Männer wesentlich geprägt? Unser Forschungsfeld eint die Erfahrung des Berufsausstieges in einem Alter, welches offenbar deutlicher denn je vom Klischee des „verdienten Ruhestandes“ entfernt ist. Nachberufliche, gesellschaftlich und persönlich sinnhafte Tätigkeitsfelder zu erschließen und in diesen für das Gemeinwesen (und sich selbst) wirksam werden zu können, wird hier als bewusster Schritt gegen Altwerden im herkömmlichen Sinne verstanden. Mit dem Einbringen eigener Lebenserfahrung, Kompetenzen und Fähigkeiten aus Beruf und Familie auch als 60jährige und Ältere entwickelt und gestaltet man dabei das Bild eines aktiven, mobilen und produktives Alter(n)s für sich selbst und für die Außenwelt.

Bedeutung hat darüber hinaus die Auseinandersetzung mit Vorstellungen vom Alter, die noch für die Großeltern- und Elterngeneration weit gehend prägend waren. Das unmittelbare Erleben des Alterungsprozesses der eigenen Eltern hat bei den Frauen und Männern bereits weit vor Eintritt in die nachberufliche Lebensphase Überlegungen ausgelöst und konkrete Planungen angeregt, das eigene Alter(n) anders gestalten zu wollen. Es existierte bereits weit voraus ein Bewusstsein darüber, wie Alter im schlimmsten Fall aussehen kann (einsam, inaktiv, gesellschaftlich isoliert) und wie man es für sich keinesfalls gestalten wollte noch akzeptieren konnte.

Nicht zuletzt diese familiären Erlebnisse und Erfahrungen haben im Forschungsfeld offenbar maßgeblich mit dazu beigetragen, ein Bild vom Alter(n) zu entwickeln, das von

Selbstständigkeit- und Verantwortlichkeit geprägt ist, Aktivität groß schreibt und vor allem die sinnerfüllte gesellschaftliche Teilhabe Älterer betont.

8 Fazit

Unsere Untersuchung hat sich das Ziel gesetzt, bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen in der nachberuflichen Phase als Teil des biografischen Prozesses zu analysieren und auf diese Weise lebensgeschichtliche Ereignisse und Erfahrungen des Einzelnen in ihrer Bedeutung für Engagementaktivitäten im Alter nachvollziehbar und verstehbar werden zu lassen.

Aus der besonderen Dichte des Materials lässt sich die außerordentlich hohe Bedeutsamkeit lebensgeschichtlicher Ereignisse für die Ausübung sozialen Engagements in unserem Forschungsfeld belegen, wobei konkrete Engagementtätigkeiten ebenso maßgeblich für die Gestaltung und Realisierung biographischer Themen und Projekte sind. Dieser Wechselwirkung nachzuspüren, hat sich insbesondere für die Zielgruppe der Älteren als lohnenswert erwiesen. Die für unsere Untersuchung relevante Lebensspanne, die im Durchschnitt 60 bis 65 Jahre beträgt, bot im Falle eines jeden Befragten eine Fülle an Lebens Erfahrung- und Ereignissen, die für die Bearbeitung der Fragestellung aufschlussreich waren.

Der aufgrund des biografischen Ansatzes gewählte Zugang über Kategorien hat sich für die vorliegende Studie bewährt, war es doch auf diese Weise möglich, die verschiedenen Lebensphasen und Entwicklungsabschnitte der Probanden differenziert wahrzunehmen und zu beschreiben: biografische Erfahrungen des Einzelnen, die sich vor dem Hintergrund historischer, gesellschaftlicher, kultureller und familialer Bedingungen aufgeschichtet haben, sind so sichtbar und für die Forschungsfrage interpretierbar geworden.

Die Untersuchung zeigt, insbesondere aus der reflexiven Betrachtung von Lebensgeschichte(n) heraus, die starken Biographisierungstendenzen, die ehrenamtlichem Tun von älteren Frauen und Männern zugrunde liegen. Dabei kommt den weiblichen und männlichen Biografien vor dem Hintergrund geschlechterrollenspezifischer Lebensführung eine besondere Schlüsselfunktion zu.

Bürgerschaftliches Engagement erscheint im Ergebnis unserer Studie als Spiegelbild unserer zunehmend individualisierten Gesellschaft insofern, als es entsprechend der Lebensverläufe

Einzelner immer weniger vorgezeichneten und vorhersehbaren Bahnen folgt. Für die Forschungsfrage ist die Erkenntnis maßgeblich, dass sich Aktivitäten im Freiwilligenbereich grundsätzlich in Abhängigkeit zur konkreten Lebenssituation gestalten und entwickeln und in diesem Kontext für die Realisierung und Bearbeitung biografischer Themen außerordentlich hohe Relevanz besitzen. Aufschlussreich in besonderer Weise sind vor diesem Hintergrund Prozesse individueller Entwicklung und Schwerpunktsetzung, welche sich in den meist langjährigen Ehrenamtskarrieren der Probanden anschaulich wieder spiegeln und vor allem in der nachberuflichen und Alternsphase einen neuen und im Einzelfall überraschenden Höhepunkt erreichen. Gemeinwohl orientiertes Engagement im Alter kann ein Weg sein, individuellen Lebenssinn, Lebensqualität und Lebensfreude (wieder) zu entdecken. Bemerkenswert dabei ist, dass die für den Einzelnen stimmigen und persönlich befriedigenden Konzepte einerseits den Charakter eines autonomen Lebensprojektes tragen, andererseits jedoch Gemeinschaft fördernd und Gemeinwohl orientiert ausgerichtet sind.

Die Studie zeigt, dass sich die Motivation für Gemeinwohl orientiertes Engagement im Alter aus vielen verschiedenen Quellen speist, die Ausdruck der Dynamik des individuellen Lebens- und biografischen Lernprozesses sind. Das Gefüge aus individueller Biographie und gesellschaftlich organisierter Lebensperspektive bedingt in seiner Wechselwirkung eine Vielfalt an Faktoren, Einflüssen und Erfahrungen, die Engagement Älterer begründen und (mit-)auslösen.

Es sollen im Folgenden die in ihrer Bedeutung für bürgerschaftliches Engagement lebensgeschichtlich relevanten Entwicklungsabschnitte und Erfahrungswelten zusammenfassend dargestellt und abschließend diskutiert werden.

Kindheit und frühe Jugend

Die Besonderheit des Forschungsfeldes, als Angehörige der Kriegs- und Nachkriegsgeneration aufgewachsen und in Kindheit und Jugend geprägt worden zu sein, bietet Aufschluss zu richtungweisenden Einflüssen für spätere Entwicklungen des Einzelnen, insbesondere auch im Feld des bürgerschaftlichen Engagements.

Das frühe kriegsbedingte Erleben von Leid und Not, tragische Verlusterfahrungen innerhalb der Familie und im vertrauten Kreis haben die Betroffenen als Kinder und Jugendliche als radikale Einschnitte in ihrer Lebenswelt wahrgenommen. Der Familie(n) Konstellation, die als primäre Sozialisationsinstanz die grundlegende Aufgabe hat, neben der personalen

Identität ebenso kollektive und soziale Identitäten eines Menschen zu begründen, kommt vor diesem Hintergrund eine ganz besondere Funktion für die Entwicklung des Einzelnen zu (vgl. Zimmermann 2003).

Ausgehend von denen für das Forschungsfeld in ähnlicher Weise bestehenden Bedingungen des Aufwachsens unter Kriegs- und Nachkriegsbedingungen existierte und funktionierte Familie nur eingeschränkt in traditioneller Weise. Konkrete und klar definierte Rollenanforderungen, wie sie die klassische Familienkonstellation kennzeichnen, waren in unserem Kontext nicht oder zumindest nicht dauerhaft existent. Die Heranwachsenden sahen sich mit Aufgaben konfrontiert, die weit über das übliche Maß an Anforderungen und Verantwortlichkeiten hinausgehen, die üblicherweise an Kinder und Jugendliche herangetragen werden. So fanden sie sich konkret in der ambivalenten Rolle des Kindes und Miternährers- und Erziehers innerhalb der Familie wieder, was sie einerseits deutlich überfordert und ihnen andererseits ein hohes Maß an Anerkennung eingebracht hat. Das Erleben und positive Verstärken eigener Bedeutung und Unverwechselbarkeit gilt als notwendige Voraussetzung für den Aufbau eines stabilen und kontinuierlichen Selbsterlebens, was wiederum über Belastbarkeit und Entfaltungsmöglichkeiten in der weiteren Entwicklung mit entscheidet (vgl. Hurrelmann 1994).

In diesem Sinne wurden Normen und Werte in der Kriegs- und Nachkriegszeit (vor) gelebt und von den Heranwachsenden erfahren, wie beispielsweise Verantwortung für sich selbst aber auch für die Gemeinschaft sowie gegenseitige Unterstützung in Notsituationen, die eigene Wert- und Moralvorstellungen grundlegend beeinflusst haben.

Folgt man Bourdieu in seiner Theorie zum Erwerb des Habitus, so wird deutlich, wie bestimmend die Position, die der Einzelne im sozialen Raum einnimmt, für den gesamten Lebensstil eines Menschen ist (vgl. Bourdieu 1992, 1993). Auch und ganz besonders für Heranwachsende gilt in diesem Zusammenhang, dass über alltägliches Handeln Wahrnehmungs-, Denk-, Urteils- und Handlungsschemata im Sinne eines Habitus ausgebildet werden. Dieser entspricht einer allgemeinen Grundhaltung als System dauerhafter Dispositionen gegenüber der Welt, bestimmt also nachfolgende Entwicklungen und Schwerpunktsetzungen im eigenen Leben maßgeblich mit (ebd.).

Die für die Mehrheit der Befragten zutreffenden Entwicklungsbesonderheiten in Kindheit und früher Jugend haben vielfältige Konsequenzen für die nachfolgende Entwicklung gehabt und

waren richtungweisend prägend. Das Aufwachsen in spezifischen Milieus ging mit Modellen und Vorbildern einher, die fruchtbaren Boden für eine Identitätsbildung boten, wo Eigenwohl und Gemeinwohl keinen Gegensatz bedeuten. Mit Blick auf Aktivitäten im bürgerschaftlichen Engagement sind hier, über die Lebensspanne betrachtet, eindeutige Dispositionen ausgeprägt und nachfolgend verstärkt worden, die für Engagement grundlegend sind.

Schule und Ausbildung in der Kriegs- und Nachkriegszeit

Das Jugendalter gewinnt seine Bedeutung als Lebensphase nicht zuletzt aus dem Umstand, dass dies eine Zeit ist, in der Entscheidungen in Bezug auf die zukünftige Position des Einzelnen im gesellschaftlichen Gefüge getroffen werden (vgl. Hurrelmann 1994). Die Situation einer ersten Weichenstellung hinsichtlich nachfolgender Entwicklungen betrifft Heranwachsende demzufolge in der Regel im Alter zwischen 14 und 18 Jahren; während der Zeit ihrer schulischen und Erstausbildung.

Die frühe Bildungsbiographie der Probanden unseres Forschungsfeldes ist maßgeblich durch die Zeit des Krieges und die Nachkriegssituation in Deutschland geprägt. Insbesondere die Schulausbildung gestaltete sich aufgrund der kriegsbedingten Einschränkungen schwierig und behinderte nachfolgende Entwicklungen. Darüber hinaus erschwerten die zur damaligen Zeit vorherrschenden traditionellen Auffassungen zur gleichberechtigten Bildungsteilnahme von Mädchen und Frauen insbesondere deren ersten Ausbildungsweg. Vor diesem Hintergrund verfügt das Forschungsfeld über zunächst vergleichsweise ungünstige Voraussetzungen und Chancen, an Bildung zu partizipieren und dabei, längerfristig betrachtet, persönliche Wünsche und Vorstellungen für eine berufliche Zukunft zu realisieren.

Aus den ersten, häufig negativ gefärbten, Bildungserfahrungen entwickelte sich beim Einzelnen recht schnell eine Einstellung zur Bildung, die darauf zielte, verpasste Chancen (erneut) wahrzunehmen und bestehende Bildungsdefizite auszugleichen sowie darüber hinaus Bildung als einen „Wert an sich“ und persönlich bereichernd zu erkennen. Die Befragten charakterisiert dahingehend eine hohe, zumeist intrinsisch begründete, Lernmotivation, deren Ausgang maßgeblich auf Defizite schulischer und Erstausbildung dieser Generation zurückgeführt werden.

Bildungsbeteiligung hat hohe biographische Relevanz innerhalb des Forschungsfeldes, insbesondere für die Frauen, und verbindet sich in der individuellen Lebensperspektive häufig mit der Realisierung biografischer Projekte. Vor diesem Hintergrund sind auch Aktivitäten im

Feld des bürgerschaftlichen Engagements von Bildungsmaßnahmen flankiert und in ihrer persönlichen Bedeutsamkeit verstärkt worden. Muster individuellen Bildungshandelns resultieren innerhalb des Forschungsfeldes aus dem Bedürfnis nach qualifiziertem und professionellem Handeln auch außerhalb des beruflichen Kontextes und nehmen ihren Ausgang nicht zuletzt in der persönlichen frühen Lernbiographie, die maßgebliche Dispositionen für nachfolgende Bildungsprozesse gesetzt hat.

Elterliches Vorbild und familiäre Prägungen

Es charakterisiert das Forschungsfeld in besonderer Weise, dass Kindheit und Jugend durch ein familiäres Umfeld geprägt waren, in welchem es selbstverständlich erschien, sich für andere und mit anderen zu engagieren, dies haben Befragte ausdrücklich betont. Gegenseitige Hilfe und Unterstützung gehörten, bedingt insbesondere durch die Kriegs- und Nachkriegszeit, zum alltäglichen Miteinander im familiären und Bekanntenkreis. Darüber hinaus sind die Frauen und Männer bereits als Heranwachsende in einem allumfassenden Sinne mit Modellen und Vorbildern in ehrenamtlichen Milieus konfrontiert worden, die ein familiär vorgelebtes und durch Erziehung vermitteltes Wertgefüge anboten, welches in der Lebensperspektive des Einzelnen Identität(s) bildend wirksam werden konnte.

Inner- und außerfamiliäre Einflüsse speisten sich nicht zuletzt aus Werten, die ihren Ursprung in der christlichen Religion haben und in der Erziehung der Heranwachsenden eine bedeutsame Rolle spielten. Da Begründungen ehrenamtlichen Tuns sowie christlicher Nächstenliebe in ihren Ursprüngen und Begründungen eng miteinander korrelieren, existierte für viele ein tragfähiges Wertgefüge, das eine weite Projektionsfläche für die Herausbildung und Entwicklung eigener Wertemaßstäbe geboten hat.

Ausnahmslos alle Befragten der Studie waren und sind in Feldern des bürgerschaftlichen Engagements aktiv, wobei allein dieser Umstand in unmittelbarem Zusammenhang zu familiären Prägungen betrachtet wird. Für den Untersuchungskontext gilt also die grundlegende Erkenntnis, dass Sinnquellen für Gemeinwohl orientierte Aktivitäten in der Regel bereits in Kindheit und früher Jugend entwickelt worden sind und die spezifischen Sozialisationsbedingungen gewissermaßen ein Schnittmuster für nachfolgende Entwicklungen im Ehrenamt angeboten haben.

Die Analyse des breiten Tätigkeitsspektrums im Feld des bürgerschaftlichen Engagements, die für das Forschungsfeld charakteristisch ist, verweist insbesondere hinsichtlich früher

Aktivitäten auf eine deutliche Orientierung am elterlichen Vorbild. Dies betrifft vor allem die inhaltliche Ausrichtung des Engagements, die im wesentlichen mit den elterlichen Tätigkeiten übereinstimmt.

Wiederum ist die aus der Lebensperspektive des Einzelnen gewonnene Erkenntnis aufschlussreich, dass die frühen Prägungen einerseits auf nahezu selbstverständliche Art und Weise Engagementtätigkeiten der nachfolgenden Generation (mit) ausgelöst haben und diese andererseits bei aller Prägung ihren eigenen unverwechselbaren Weg geht, der zunehmend der eigenen Identitätsarbeit verpflichtet ist. Dauerhaft wirksam im Sinne einer persönlich stärkenden und versichernden Grundlage waren und sind auf diesem Weg allerdings jene (Grund) Werte und Moralvorstellungen, die das eigene Aufwachsen ausmachten und Wegweisende biographische Funktion bekommen haben.

Frühe familiäre Prägungen haben ganz offensichtlich einen individuellen Habitus mit ausprägen lassen, zu dessen Grundwesen es gehört, sozial und für andere engagiert zu sein, ohne sich selbst zu vernachlässigen. Sorge(n) und Hilfe für andere steht vor diesem Hintergrund in engem Zusammenhang mit der Selbstsorge des Einzelnen im Sinne einer am Gemeinwohl orientierten Handlungsbereitschaft, die Eigeninteresse mit einschließt (vgl. Hummel 1997).

Familiengründung

Das Ereignis der Familiengründung, in der Regel verbunden mit der Geburt eigener Kinder, stellt innerhalb des Forschungsfeldes ein markantes lebensgeschichtliches Ereignis dar, das auf vielfältige und maßgebliche Weise die nachfolgende Lebensplanung- und Gestaltung beeinflusst hat, dies haben die Interviews immer wieder gezeigt. Vor dem Hintergrund des Wissens um die Bedeutung von Statuspassagen, zu denen die Familiengründung zählt, ist dieses Ereignis mit so tief greifenden Veränderungen verbunden, dass man von einer Betroffenheit nahezu aller Lebensbereiche ausgehen kann.

Was die Gründung und nachfolgende Etablierung der eigenen Familie betrifft, gelten für die Frauen und Männer der Studie im wesentlichen die für die damalige Zeit vorherrschenden Normen- und Wertvorstellungen, die aus heutiger Sicht ein eher traditionelles Verständnis von Familie begründen. Die für bestimmte Altersgruppen nachgewiesenen, (erstaunlich) synchronen, Handlungs- und Verhaltensmuster finden wir im Forschungsfeld in ebendieser

Weise wieder, was hier vor allem frühes Heiratsalter sowie frühzeitige Elternschaft betrifft (vgl. Mayer/ Brückner 1989).

Insbesondere die frühe Elternschaft hat von den „jungen Eltern“ ad hoc ein hohes Maß an Selbstständigkeit und Verantwortungsübernahme gefordert, was in der Regel damit verbunden war, die eigene Lebensgestaltung dem Familienleben „unterzuordnen“ und Prioritäten zu setzen, in deren Folge eigene Vorstellungen und Pläne zunächst nachrangig oder sogar überhaupt nicht realisierbar waren. Dies begründete, über die Lebensspanne betrachtet, insbesondere für die Frauen des Forschungsfeldes immer neue Aktivitäten, die darauf zielten, ursprüngliche Wünsche und Vorstellungen sowohl im persönlichen als auch beruflichen Feld zu verwirklichen. Hier können wir einen weiteren, die Lebensläufe der Einzelnen wie ein ‚roter Faden‘ durchziehenden Auslöser dafür benennen, Bereiche zu suchen und in diesen aktiv zu werden, die Raum für die Verwirklichung biographischer Projekte boten.

Das Feld des bürgerschaftlichen Engagements hat hier wiederum besondere Bedeutung und erscheint nachgerade prädestiniert, bot es doch eine Art „Nische“, einerseits außerhalb der privaten und familiären Sphäre sinnhaft agieren zu können und sich andererseits nicht in die festen Strukturen der Berufswelt einordnen zu müssen. Gerade dieser Aspekt hatte im Hinblick auf Familiengründung und deren Folgen besondere Bedeutung innerhalb des Forschungsfeldes, ging es doch vorrangig für die Frauen darum individuell passgenaue Modelle zu finden bzw. selbst zu entwickeln, die es ermöglichten, den Faktor Familie aktiv mit einzubeziehen.

Familienleben

Die Entscheidung für oder auch gegen Partnerschaft (Ehe) und Kinder, prägt unser Forschungsfeld grundlegend und hat für die Gesamtheit Entwicklungsprozesse (mit) begründet und ausgelöst, die eng mit Gemeinwohl orientierten Aktivitäten korrespondieren. Das familiäre Eingebundensein wiederum muss sowohl vor dem Hintergrund der Geschlechterrollen als auch der Herkunft aus den alten und neuen Bundesländern außerordentlich differenziert betrachtet werden, resultieren doch nicht zuletzt aus diesen Faktoren ganz entscheidende Maßgaben für die in ihrer Vielfalt und Verschiedenartigkeit vorliegenden Lebensmodelle.

Die Studie hat deutliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern als Mütter und Väter festgestellt, was familiäres Engagement und damit zusammen hängende Entwicklungen im ehrenamtlichen Bereich betrifft. Diese Unterschiede potenzieren sich noch einmal vor dem Hintergrund ost- bzw. westdeutscher Sozialisation und Lebensverläufe. Haben wir es bei ostdeutschen Frauen in der Regel mit einer durchgängigen Doppelkonstruktion von Familie und Berufstätigkeit zu tun, so dominiert bei Frauen aus den alten Bundesländern eine ausgedehnte Familienphase, an die sich in der Regel erneute (Teil) Erwerbstätigkeit angeschlossen hat. Gerade für den letztgenannten Fall hat sich gezeigt, dass die Familienzeit geradezu prädestiniert scheint, sich alternative Tätigkeitsfelder zu erschließen und dabei ehrenamtliche Aktivitäten in den Blick zu nehmen. Während dieser Lebensphase haben sich viele Frauen entweder erstmalig oder auch noch intensiver als zuvor im Ehrenamt engagiert und auf diese Weise persönlich sinnhafte Betätigungsfelder besetzt, die sie als befriedigende Kompensation zum familiären Alltag erlebt und geschätzt haben. So konnte eine Art „Nische“ in dem Sinne entstehen, als das ehrenamtliche Element die Funktion einer realistischen Alternative zur Familie bekommen hat und sich als (Aus) Weg aus einer mit der Familienphase traditionell einhergehenden Familienzentrierung etablieren konnte.

Für Frauen aus der ehemaligen DDR kommt die Studie in Bezug auf einen möglichen Zusammenhang zwischen Familie und Ehrenamt zu anderen Erkenntnissen. Die dauerhafte Doppelung von Familie und Beruf ließ zum einen deutlich weniger Freiraum für zusätzliche Aktivitäten und bot zum anderen insbesondere durch das Eingebundensein in die Arbeitswelt Sinnerfüllung und Bestätigung in außerfamiliären Feldern. Zudem war ehrenamtliche (gesellschaftliche) Arbeit in der Regel an die berufliche Tätigkeit gebunden. Gleichwohl hat dies nicht ausgeschlossen, dass die Befragten außerhalb ihres beruflichen und familiären Eingebundenseins engagiert waren, jedoch wurde dem zumindest während der Zeit der Berufstätigkeit kein vergleichbarer persönlicher Stellenwert zugemessen, wie dies für die Frauen aus den alten Bundesländern zutreffend ist.

In Bezug auf die männlichen Befragten ergibt sich ein komplett anderes Bild in dem Sinne, als keinerlei Zusammenhang erkennbar ist, der darauf schließen lässt, dass aus Familiengründung- und Leben Auslöser oder Anstöße für ehrenamtliche Aktivitäten resultiert haben. Einerseits waren die Männer im Vergleich zu den Frauen weniger familiär involviert, dafür umso mehr beruflich eingebunden. Berufliche Aufgaben und Verantwortlichkeiten gingen häufig mit ehrenamtlichem Engagement einher, welches darüber hinaus auch außerhalb des beruflichen Kontextes erheblichen Raum eingenommen hat.

Familiengründung und Familienleben gelten für unsere Forschungsfrage vor dem Hintergrund der gewonnenen Erkenntnisse als bedeutsame Indikatoren, wenn es darum geht, individuelle Begründungen für Aktivitäten im Engagementbereich zu ergründen. Insbesondere hier finden sich darüber hinaus wesentliche Anhaltspunkte dafür, in welchem Ausmaß geschlechterrollenspezifische Verhaltensmuster biographisch wirksam werden und die verschiedenen Lebensbereiche durchdringen.

Qualifikation und Weiterbildung

Für die Probanden haben Qualifikation und Weiterbildung, über die Lebensspanne betrachtet, außerordentlich hohe Bedeutung, dies wurde von den Einzelnen wiederholt betont. Die Studie kommt zu der Erkenntnis, dass die Kriegs- und nachkriegsbedingten deutlich schlechteren Start- und Bildungschancen, Prägungen durch bildungsnahe Elternhäuser sowie berufliche und persönliche Entwicklungen das Bildungsverhalten im Forschungsfeld maßgeblich beeinflussten. Wiederum haben Lern- und Bildungsprozesse die Funktion (gehabt), individuelle Lebensbewältigung zu flankieren und biographische Erfahrungsaufschichtung zu strukturieren.

Die Partizipation an und Verwertung von Bildungsangeboten weist deutliche Unterschiede auf, betrachtet man diese aus der geschlechtertypisch geprägten Perspektive von Frauen und Männern. Begründete sich Bildungsteilnahme bei männlichen Befragten vorrangig aus beruflichen Notwendigkeiten, so sind bei den befragten Frauen weitaus vielschichtiger Begründungsmuster identifizierbar geworden, wobei die Suche nach umfassender Lebensorientierung und persönlicher Stabilität im Vordergrund standen.

Auch mit Hinblick auf die gängige (Weiter-) Bildungspraxis in den alten und neuen Bundesländern, ergibt sich ein facettenreiches Bild, das nachfolgende individuelle Bildungsprozesse einsichtiger macht. So wie die Weiterbildungslandschaft in der ehemaligen DDR überschaubar und aufgrund der betrieblichen Verquickung zumeist verpflichtend organisiert war, existierte in den alten Bundesländern eine vielfältige Angebotspalette, die potenziellen Nutzern uneingeschränkt zur Verfügung stand. Nicht zuletzt aus diesen unterschiedlichen Zugängen zu Bildung und Weiterbildung werden besonders für Befragte aus den neuen Bundesländern Beweggründe einsichtig, Bildungsangebote zunehmend vor dem Hintergrund eigener biographischer Entwicklungen zu prüfen.

Lebensweltlich begründete Motive und Hoffnungen Einzelner, insbesondere von Frauen, wurden mit zunehmendem Alter verstärkt ins Bildungsgeschehen eingebracht. Es ging nicht mehr vordergründig darum, Wissen für konkrete, zumeist berufliche, Verwertungssituationen aufzuschichten und verfügbar zu haben. Vielmehr sind Handlungsmuster in dem Sinne erprobt und entwickelt worden, als es immer bedeutsamen wurde, individuell passgenaue Bildungsangebote ausfindig zu machen und sie für die aktuell anstehenden Entwicklungsaufgaben zu nutzen. In dem Maße, in dem sich von außen vorgegebene Verwendungssituationen verminderten oder auch an Bedeutung verloren, haben intrinsisch begründete Bildungsmotivationen zugenommen, die die subjektive Relevanz von Bildungsangeboten betonen.

Für unsere Forschungsfrage ist insbesondere die Erkenntnis bedeutsam, dass ein offensichtlicher Zusammenhang zwischen Bildungsaktivitäten und deren Verwertung im ehrenamtlichen Kontext besteht. War es für die Mehrheit charakteristisch, Qualifizierung auch für dieses Tätigkeitsfeld bereits frühzeitig genutzt zu haben, so wurde eine Minderheit mit dem Beginn der nachberuflichen Phase besonders aktiv. Neben der auch hier relevanten Funktion von Bildung, biographische Entwicklungen als Orientierungshilfe zu begleiten, ging es im ehrenamtlichen Feld darum, kompetent und professionell agieren zu können. Dieser Anspruch steigerte sich mit dem Übergang in die nachberufliche Phase und führte dazu, im Alter an institutionalisierter Bildung teilzunehmen.

Krisenhafte Lebensereignisse

Das Erleben und Bewältigen krisenhafter Lebensereignisse charakterisiert unser Forschungsfeld in ganz besonderer Weise. Beginnend in Kindheit und Jugend sind die Probanden lebensgeschichtlich mit einer Vielzahl von Ereignissen konfrontiert worden, die die aktuelle Lebenssituation in der Regel dramatisch veränderten und darüber hinaus weit reichende Konsequenzen für die weitere Lebensführung ergeben haben.

Die befragten Frauen und Männer sahen sich Krisen ausgesetzt, die sie sowohl in privater und familiärer Hinsicht als auch im beruflichen und zeitgeschichtlich - gesellschaftlichen Kontext betroffen haben. Die Einzelnen waren gefordert, Strategien zu entwickeln und immer wieder neu zu erproben, um krisenhafte Situationen bewältigen zu können.

Krisen gehen gewöhnlich mit einem erhöhten „Orientierungs- und Handlungsbedarf“ einher, in dessen Folge Lebenspläne neu bedacht und entworfen werden müssen (Opitz 1994, 47).

Inbesondere zeitgeschichtliche Ereignisse, wie der Zweite Weltkrieg und die Politische Wende in der ehemaligen DDR, die innerhalb der Studie als Generationenerfahrungen prägend waren, haben individuelle Lebensentwürfe ad hoc zur Disposition gestellt und eine überaus hohes Maß an konstruktiven Bewältigungsstrategien erfordert.

Vor diesem Hintergrund finden wir in der Studie nahezu ausschließlich Betroffene vor, die in der Lage waren und sind, Krisen aktiv zu bearbeiten und sie als Chance zu begreifen, für das eigenen Leben Richtungswechsel vorzunehmen. Krisenhafte Ereignisse sind in diesem Sinne nur allzu oft Auslöser dafür gewesen, neue biografische Projekte zu erschließen oder zumindest veränderte Schwerpunkte in der individuellen Lebensführung zu setzen.

Betrachten wir unter dieser Maßgabe weibliche und männliche Befragte der Studie, so charakterisiert sie neben ähnlichen krisenhaften Erfahrungen doch eine unterschiedliche Herangehensweise, mit diesen Ereignissen umzugehen. Waren die Männer tendenziell mehr bestrebt, sich innerhalb bereits bestehender Strukturen und personeller Netzwerke selbst zu helfen oder auch Hilfe zu holen, so bevorzugten die Frauen des Feldes andere Strategien. Sie suchten nach Anschlussmöglichkeiten, die häufig außerhalb gewohnter Kreise existierten oder die sie selbst neu initiiert haben. In diesem Zusammenhang waren eher die Frauen diejenigen, die vorgegebene Muster verließen und vielmehr Herausforderungen annahmen, welche ihnen autonomes Handeln und biographische Neuorientierungen ermöglichten.

Für unsere Forschungsfrage wiederum ist besonders bedeutsam, wie sich ein Zusammenhang zwischen individuellem Krisenerleben, den Verarbeitungs- und Bewältigungsstrategien und Aktivitäten im Engagementbereich gestaltet. Das Feld bietet hier umfassenden Aufschluss insofern, als die persönliche Bereitschaft, sich für andere und das Gemeinwesen zu engagieren, ganz vordergründig aus persönlichen Krisen resultierte und hier seinen Ausgang nahm.

Sowohl Frauen als auch Männer waren in Krisensituationen bestrebt, mit ähnlich Betroffenen auf der Basis gegenseitigen Verständnisses zu agieren und auf diese Weise gleichsam Hilfeleistungen zu ermöglichen. Aus der eigenen Hilfebedürftigkeit heraus entwickelte sich in der Regel das Bedürfnis, anderen zu helfen und in diesem Rahmen tragfähige Netzwerke für gemeinsame Aktivitäten zu entwickeln. Das Feld des bürgerschaftlichen Engagements bot mit dem zur Verfügung stehenden Gestaltungsspielraum und innovativem Potenzial Strukturen, welche für den Einzelnen vielfältige Wirkungsspielräume erschlossen. Diese ermöglichten

neben einem biographisch relevanten Anschluss ebenso die Plattform, jenseits vertrauter Handlungsmuster neue Lebensbezüge zu finden und diese individuell sinnhaft gestalten zu können.

In außerordentlicher Vielfalt und nachhaltiger Wirksamkeit haben Krisen innerhalb des Forschungsfeldes persönliche Potenziale und Ressourcen herausgefordert, die Aktivitäten im Engagementbereich maßgeblich begründet haben.

Übergang in die nachberufliche Lebensphase

Der Abschnitt des Überganges in die nachberufliche Lebensphase verbunden mit der Vorbereitung, die diesen Schritt häufig einleitet, stellte für das Forschungsfeld in seiner Gesamtheit einen markanten lebensgeschichtlichen Einschnitt dar. Neben dem persönlich geplanten und planbaren Ereignis hatte der Übergang ebenso den Charakter, die Betroffenen unvorbereitet und überraschend zu treffen. Insbesondere diese Situation barg in der Regel Problempotential in sich, wurden doch Lebensentwürfe, die zumindest für eine gewisse Zeitspanne weiterhin mit Erwerbstätigkeit gekoppelt waren, unmittelbar aufgebrochen.

Zudem hat es sich für die Frauen und Männer in besonderer Weise gezeigt, dass sie bereits in der Phase des Überganges keinerlei Neigung entwickelt haben, sich auf die nach wie vor in traditioneller Weise besetzte Phase des nachberuflichen Ruhestandes einzulassen und diesen Weg als persönliche Zielgebung zu akzeptieren. Vielmehr charakterisiert es die Befragten, bereits frühzeitig aktiv geworden zu sein, um mögliche nachberufliche Tätigkeitsfelder zu erkunden und auf persönliche Passung zu prüfen. Gleichsam dominierte diese Phase des Überganges (je nach Planbarkeit des Schrittes) eine vergleichsweise Zieloffenheit in dem Sinne, als zunächst alle denkbaren Tätigkeitsfelder in Erwägung gezogen worden sind, die gangbare Alternativen zum klassischen Ruhestandsmodell darstellten. Die Mehrheit nutzte in diesem Zusammenhang Bildungsangebote, um nachberuflichen Ziele zu klären und darüber hinaus Mittel, Wege und Gleichgesinnte zu finden, um diese Ziele realisieren zu können.

Aktivitäten im Feld des bürgerschaftlichen Engagements sind bereits frühzeitig für die nachberufliche Lebensphase in den Blick genommen worden. Bereits erfahrene Ehrenamtler knüpften an Erfahrungen an, und andere näherten sich diesem Bereich als interessanter, herausfordernder und persönlich sinnhafter Alternative.

Die konkrete Situation des Austritts aus dem Erwerbsleben und der unmittelbar einsetzende Status des „Ruheständlers“ gestaltete sich innerhalb des Faktorengefüges aus beruflicher Karriere, familiären Gegebenheiten, gesundheitlicher Verfassung und finanziellen Voraussetzungen außerordentlich vielschichtig und sensibel und forderte vom Einzelnen in aller Regel umfassende Bewältigungsstrategien. Die gesamtgesellschaftlich wahrnehmbare Tendenz zur biographischen Diskontinuität und Destandardisierung zeigt sich für das Forschungsfeld in besonderer Weise in diesem Zusammenhang, wo das Individuum als Gestalter der eigenen (nachberuflichen) Biographie geradezu herausgefordert wird.

Neben dem Besetzen veränderter Tätigkeitsfelder ging es insbesondere auch darum, die eigene Identität neu zu konstituieren und geltende Standards zum Altwerden mit der individuellen Verfassung abzugleichen. Das Feld präsentiert hier eine überraschende Vielfalt sowohl an konsequent veränderten als auch neu gestalteten Lebensmodellen, die vorrangig für Frauen hohe biographische Relevanz besitzen.

Aktivitäten in der nachberuflichen Lebensphase

Wie bereits die Phase der Vorbereitung und des Überganges in die Nachberuflichkeit für unser Forschungsfeld verdeutlicht hat, charakterisiert alle Probanden ein außerordentlich hohes Aktivitätspotential, welches die nachberufliche Lebensphase für den Einzelnen zu einem Abschnitt anspruchsvoller und persönlich herausfordernder Aufgaben macht. Insofern haben wir es in der Studie weniger mit dem klassischen Ruhestandsmodell als vielmehr mit einer Lebensphase ‚im Aufbruch‘ zu tun.

Bemerkenswert in diesem Kontext ist zum einen die Vielfältigkeit der besetzten nachberuflichen Tätigkeitsfelder und andererseits die konsequente Ausrichtung auf Gemeinwohl orientiertes bürgerschaftliches Engagement. In der Regel zeigen die Aktivitäten biographische Kontinuität auf, indem sie zumeist inhaltlich an bereits bearbeitete Felder anschließen. Dies schließt wiederum nicht aus, dass bewusst Bereiche gesucht bzw. selbst entwickelt und entdeckt werden, die Neues ermöglichen und häufig nahezu konträr dem gegenüberstehen, was ein Leben lang (beruflich) geprägt hat. Bedeutsam ist den Einzelnen neben Sinn und Freude ebenso ein hoher Autonomieanspruch im Tätigsein, der individuellen Spielraum im Sinne nachberuflicher Freiheit zulässt.

Vor diesem Hintergrund verstehen sich auch die innerfamiliären Aktivitäten im Sinne von Unterstützungsleistungen vorrangig für Kinder und Enkelkinder. Großelternschaft ist

dahingehend ein bedeutsamer Aspekt, was wiederum in keiner Weise Aufopferung und uneingeschränkte Verfügbarkeit für familiäre Belange bedeutet. Vielmehr wird auch dieser Bereich selbstbestimmt und autonom gestaltet insofern, als dass die enge Familie ein, aber keinesfalls der zentrale, Bestandteil der vielfältigen Aktivitäten der Älteren darstellt.

Es eint alle befragten Frauen und Männer, dass sie sich außerordentlich aktiv bürgerschaftlich engagieren. Neben Bereichen mit ausschließlich persönlicher Bedeutung, haben Gemeinwesen orientierte Aktivitäten hohe Relevanz. Es ist den Einzelnen besonders wichtig, auch und gerade als ältere und alte Menschen gesellschaftlich teilzuhaben, Verantwortung zu tragen und in dieser nachberuflichen Rolle wahr- und ernst genommen zu werden. Um in diesem kompetent agieren und wirksam werden zu können, ist der Qualifizierungsaspekt für das Feld außerordentlich bedeutsam, was sich in der Teilnahme an einer Weiterbildung für bürgerschaftlich Engagierte niederschlägt.

Insbesondere bürgerschaftliches Engagement verfügt innerhalb des Forschungsfeldes über eine bedeutsame zweite Komponente. Stellt es für die einen das ausschließlich nachberuflich besetzte Feld dar, so soll es für andere (jüngere) Ältere zumindest die Option bieten, erneut den Zugang zum ersten Arbeitsmarkt und damit einem regulären und bezahlten Arbeitsverhältnis zu ermöglichen. Diesbezüglich erscheint bürgerschaftliches Engagement einerseits in seiner Funktion, zu einem produktiven und aktiven Alter(n) beizutragen und darüber hinaus der immer früheren Entberuflichung Älterer entgegenzuwirken.

Das Altersbild

Ein grundlegender Schlüssel zum Verständnis älterer Menschen liegt im Nachspüren ihrer sehr persönlichen Sichtweise, wie sie das eigene Alter(n) erleben, darüber nachdenken und sich äußern, auf welche Weise sie sich zu anderen Älteren in Beziehung setzen, dabei Ähnlichkeiten und Unterschiede feststellen, und wie sie sich innerhalb gesellschaftlicher Strukturen und Wandlungsprozesse wahrnehmen. Diese Einsicht hat für die Studie im Verlaufe der Datenerhebung und Auswertung einen immer größeren Stellenwert bekommen und die Interpretation maßgeblich beeinflusst.

Besonders interessant vor diesem Hintergrund sind Erkenntnisse, die erklären helfen, warum sich ältere und alte Menschen selbstbewusst für aktives Alter(n) fernab jedes Klischee besetzten Ruhestandmodells entscheiden.

Die Phase des Alter(n)s wird gemeinhin innerhalb zweier Pole charakterisiert; zum einen dominieren Einschränkungen und die immer geringer werdende Teilhabe am öffentlichen und gesellschaftlichen Leben den Diskurs, andererseits werden Aktivität und individueller Sinnerfüllung besondere Bedeutung beigemessen. Das eigene Leben und sich selbst zu akzeptieren, gilt nach Erikson als letzte psychosoziale Entwicklungsaufgabe im Lebenszyklus, wobei das Konzept von (aktueller) Lebensbewältigung und Zufriedenheit im Vordergrund steht.

Betrachten wir die Gestaltung des Alltags vor diesem Hintergrund, so kommt eben diesem Prozess „... als ein Forschen nach der Richtung vergangener Zeitläufe und deren Inhalten, bezogen auf die eigene Person in ihrer Gegenwart ...“ die Bedeutung der Sinnggebung zu (Schmidt-Scherzer 1994, 37). Es geht den Betroffenen darum, vergangenes Leben zu verarbeiten und zu verstehen und daraus Anhaltspunkte im Sinne von Wegweisern zu gewinnen, die Gegenwart sinnvoll auszurichten.

Wir haben es in der Studie mit älteren und alten Menschen zu tun, deren Auffassung vom Alter als ein lebenslanger Prozess verstanden werden soll. Erfahrungen und Erlebnisse zum Prozess des Alter(n)s, die bereits als Heranwachsende gemacht worden sind, bekommen im Kontext der eigenen Betroffenheit vom Alter(n) hohe Relevanz. Das eigene Altersbild entsteht folglich in der aktiven, sowohl zeitlich vorausschauenden als auch rückschauenden, Auseinandersetzung mit persönlich Erfahrenem und gesellschaftlich vermittelten Vorgaben. Biographische Erfahrungen fungieren dabei als Wissensbestände und Ressourcen Potential, das für die aktuelle Lebenssituation produktiv wird.

9 Ausblick

Die 21 Frauen und Männer unserer Studie weisen sich biographisch in vielfältiger Weise aus, wobei folgende Aspekte als besonders bedeutsam gelten:

- Sie haben als Heranwachsende während der Kriegs- und Nachkriegszeit früh Verantwortung übertragen bekommen und diese sowohl in der Familie als auch außerhalb wahrgenommen.
- Das elterliche und familiäre Vorbild hinsichtlich vorgelebter und vermittelter Haltungen zu Werten und Normen des Zusammenlebens und Engagements in der und für die Gemeinschaft war für den Einzelnen nachhaltig prägend und lebensbestimmend.

- Das Familienleben forderte insbesondere Frauen heraus und bot ihnen Anlass, das eigene Lebenskonzept zu verändern und durch Aktivitäten im Ehrenamt neue Schwerpunkte zu setzen.
- Bildungsprozesse und Qualifikation, insbesondere auch für ehrenamtliche und Engagementtätigkeiten, spielen für unser Forschungsfeld eine bis ins (hohe) Alter ungebrochen bedeutsame Rolle.
- Krisenhafte Ereignisse mit Auslösern sowohl auf der individuell biographischen als auch auf der kollektiv historischen Ebene, sind für die Lebensverläufe der Einzelnen nachhaltig wirksam geworden, wobei Aktivitäten im ehrenamtlichen Feld Orientierung, (neuen) Lebensmut und sinnhafte Tätigkeitsfelder geboten haben und bieten.
- Den Übergang in die nachberufliche Lebensphase sowie das Ausfüllen dieses neuen Lebensabschnittes gestalten die Frauen und Männer außerordentlich aktiv und selbst bestimmt, häufig flankieren Bildungsmaßnahmen diesen Prozess.
- Engagement für das Gemeinwesen prägt die nachberufliche Lebensphase der Einzelnen in besonderer Weise.

Was bedeutet dies für die Antizipation bürgerschaftlichen Engagements älterer Menschen mit Blick auf deren nachberuflichen Lebensweg?

Wenn ältere Menschen in der nachberuflichen Lebensphase für das Gemeinwesen aktiv werden, dann speisen sich Bereitschaft und Motivation dazu in erster Linie aus der eigenen Biographie, das weist unsere Studie eindeutig nach. Bürgerschaftliches Engagement greift lebensgeschichtliche Erfahrungen auf und setzt diese in individuellen Vorhaben und Projekten um. Bedeutsam ist dabei die Einsicht, dass es in der Regel weniger darum geht, Bekanntes und Bewährtes kontinuierlich fortzusetzen sondern vielmehr bedeutsam ist, neue Räume und Themenfelder zu erschließen und sich in diesen in einer *neuen* Lebensphase auszuprobieren.

Allzu oft verengt sich das Bild der ‚jungen und aktiven Alten‘ auf deren beruflichen Werdegang und Karrierewege und sucht explizit vor diesem Hintergrund nachberufliche Aktivitäten im Sinne von Kontinuität zu begründen. Daraus resultieren in der Praxis häufig Erwartungshaltungen und Angebotsstrukturen im Freiwilligensektor, die zwar Raum für Bewährtes aber weniger für Neues bieten.

Erwartungen und Vorstellungen für eigene Engagementaktivitäten korrelieren eng mit dem Altersbild, das für unser Forschungsfeld, wie bereits dargestellt, dominiert. Als ältere Menschen, die sich selbst u. a. mit den Attributen ‚jung‘, ‚aktiv‘ und ‚selbst bestimmt‘ versehen, fassen sie das Alter als eine herausfordernde und chancenreiche Phase ihres Lebens auf. Ihr eigenes Altern gestalten sie bewusst als einen Prozess, in welchem sie häufig

biografische Themen (wieder) aufnehmen und Vorhaben verwirklichen, die in ihrem bisherigen Leben aus verschiedenen Gründen wenig aussichtsreich und nicht oder nur eingeschränkt realisierbar waren. Aus verpassten Bildungschancen, gelebten Rollenklischees, beruflichen Sackgassen und krisenhaftem Erleben resultieren Beweggründe für Engagement ebenso wie aus elterlichem Vorbild, zu eigen gemachten Wert- und Moralvorstellungen und persönlicher ehrenamtlicher Tradition. All diese Erfahrungen finden sich in den konkreten Aktivitäten der Einzelnen im Freiwilligensektor wieder und prägen diese.

Vor diesem Hintergrund spielt der Selbst- und Sinnbezug für den einzelnen Engagierten eine außerordentlich große Rolle und wird häufig ganz bewusst gegen die Auffassung von aufopferungsvollem Dienst und langjähriger Pflichterfüllung im Ehrenamt gesetzt. Dies bedeutet keineswegs, dass Ältere ihr Engagement nicht verantwortungsvoll und mit hohem persönlichen Einsatz ausfüllen würden. Eher konstatieren wir einen deutlichen Wandel im Selbstverständnis der engagierten Älteren; sie verstehen sich nicht mehr ausschließlich als Helfende für andere sondern formulieren selbst bewusst ihren eigenen Anspruch. Ihr Engagement soll ihnen den Freiraum bieten zur Selbstthematisierung und eigenen Entfaltung, auf diese Weise können sich Fremd- und Selbsthilfe miteinander verschränken.

Von engagementbereiten und engagierten Älteren, so wie wir sie in unserer Untersuchung kennen gelernt haben, kann kaum erwartet werden, dass sie bereits bestehende Felder besetzen und diese in alt bewährter Weise ausfüllen. Vielmehr werden sie bestrebt sein, ihre aktuellen oder auch vergangenen Lebensthemen so zu bearbeiten, dass sie selbst Sinn, Erfüllung und Bestätigung finden und darüber hinaus für andere hilfreich und unterstützend sein können. Sie wollen sich in neuen Rollen ausprobieren und die Freiheit haben, ihr Engagement inhaltlich und mit Blick auf Ausmaß und Aufwand selbst zu bestimmen. Hier besteht ein Anspruch, der institutionelle und verbandliche Strukturen im Freiwilligensektor aber auch die gesamte Gesellschaft herausfordert.

Wie kann dieser Herausforderung begegnet werden?

Institutionen und Verbände bieten älteren Menschen Voraussetzungen, ihr Engagement thematisch selbst zu bestimmen, eigene Schwerpunkte zu setzen und diese innerhalb eines selbst gewählten (zeitlichen) Rahmens zu realisieren.

Außerhalb bereits bestehender Strukturen sind Rahmenbedingungen gefragt, die neue Formen von Engagement Älterer zulassen, dies ermöglichen und unterstützen.

Ältere bauen und pflegen ihre eigenen Netzwerke, die jenseits konventioneller Strukturen im Freiwilligensektor wirksam werden.

Engagementbereite Bürger bekommen bereits während ihrer Erwerbstätigkeit die Möglichkeit, sich auf die nachberufliche Lebensphase vorzubereiten und den Freiwilligenbereich kennen zu lernen.

Bürgerschaftlich engagierte Ältere, die sich bereits in der nachberuflichen Phase befinden, nutzen qualifizierte Bildungsangebote, um ihr eigenes Engagement reflektieren zu können und professionell begleiten zu lassen.

Bildungsangebote, die sowohl auf Bürgerschaftliches Engagement Älterer vorbereiten als auch dieses begleiten, umfassen neben dem notwendigen Kenntnis- und Kompetenzerwerb ebenso die Thematisierung biografischer Themen und Erfahrungen.

Gleichwohl das Potenzial älterer Menschen in unserer Gesellschaft politisch ‚beschworen‘ und nachgerade für den Freiwilligenbereich eingefordert wird, fehlt es an Bedingungen und Strukturen, die genau das Potenzial aufnehmen, ermutigen und unterstützen, das Ältere, wie wir sie in unserer Studie erlebt haben, mitbringen. Die Arbeit bietet eine Vielzahl von Ansatzpunkten für weiterführende und systematische wissenschaftliche Untersuchungen, die diese Problematik verfolgen und einen differenzierten Zugang sowie ein ebensolches Verständnis von Alter(n)sprozessen befördern.

Anhang

Anhang 1

Interviewleitfaden

Wie sind Sie in Ihrer Familie als Kind und Jugendlicher aufgewachsen?
Was hat Sie geprägt, was war wichtig für Sie?
Hat sich aus Ihrer Familie jemand für andere engagiert, war in Verbänden oder Vereinen gemeinnützig aktiv?

Ihre Schulzeit/ Ausbildung fiel in die Kriegs- und Nachkriegszeit?
Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit?
Gab es hier Ereignisse, die Ihre Entwicklung (Ausbildung) anders als geplant haben verlaufen lassen?
Was war in dieser Phase wichtig für Sie? Gab es besondere Erlebnisse?

Haben Sie eine Familie gegründet, geheiratet, Kinder bekommen?
Wann war das?
Hat sich daraufhin für Sie etwas verändert?
Gab es neue Herausforderungen?
Wenn Sie berufstätig waren, hatte die Familie Auswirkungen auf Ihre Berufstätigkeit?
Haben Sie sich bereits während dieser Zeit andere/ zusätzliche Betätigungsfelder gesucht?
Welche und warum?
Haben Sie sich in dieser Zeit für andere engagiert?

Haben Sie, abgesehen von Ihrer Berufsausbildung/ Ihrem Studium zusätzliche Bildungsangebote genutzt?
Haben Sie sich beruflich qualifiziert, weitergebildet oder andere Angebote wahrgenommen?
Sehen Sie hier einen Zusammenhang zu Ihrem Engagement?

Gab es in Ihrem persönlichen Leben Ereignisse, die Sie als schwierig oder sogar bedrohlich erlebt haben?
Wie sind Sie damit umgegangen?
Wer oder was hat Ihnen in dieser Situation geholfen?
Hat sich in Ihrem Leben daraufhin etwas verändert?
Haben Sie andere/ neue Schwerpunkte gesetzt?
Sehen Sie hier einen Zusammenhang zu Ihrem Engagement?

Gab es in Ihrem Arbeitsleben Veränderungen, z.B. Stellenwechsel?
Wie waren diese begründet?
Waren Sie jemals arbeitslos, haben Teilzeit/ Kurzzeit gearbeitet?
Wie haben Sie dies empfunden und sind damit umgegangen?
Sehen Sie hier einen Zusammenhang zu Ihrem Engagement?

Abhängig vom Status

Wann haben Sie aufgehört zu arbeiten?
Wollten Sie aufhören zu arbeiten?

Wie haben Sie den Übergang in die Nachberuflichkeit erlebt?
Was hat sich für Sie geändert?
Hatte/ hat diese Phase Auswirkungen auf Ihr Engagement?

Sie waren beruflich tätig als ...?
Wofür engagieren Sie sich aktuell?
Sehen Sie Parallelen zu Ihrer beruflichen Tätigkeit oder zu früherem Engagement?

Nur Personen aus den neuen Bundesländern

Sie haben die Wende erlebt, wie alt waren Sie zu der Zeit und in welcher persönlichen und beruflichen Situation haben Sie sich befunden?
Was hat sich für Sie durch die Wende verändert?
Haben Sie danach begonnen, sich zu engagieren? Wenn ja, wofür?
Gab es, wenn Sie bereits vorher engagiert waren, andere Schwerpunkte?

Anhang 2

Biographiebogen¹⁴⁸

Bitte füllen Sie den vorliegenden Biographiebogen vollständig aus.
Vielen Dank für Ihre Mitarbeit!

Name, Vorname:
Geburtsdatum, Geburtsort:
Familienstand/ Kinder:
Wohnort:
Höchster Schulabschluss:
Berufsabschluss:
Berufliche/ ausgeübte Tätigkeit:
Nicht mehr erwerbstätig seit:
Vorruhestand seit:
Ruhestand seit:
Arbeitslosigkeit seit:
Ehrenamt/ Bürgerschaftliches Engagement:

¹⁴⁸ Alle hier gemachten Angaben werden vertraulich behandelt und ausschließlich für die interne Statistik der Interviewerin zu wissenschaftlichen Zwecken genutzt.

Literatur

- Alber, Jens; Schölkopf, Martin (1999): Seniorenpolitik. Die soziale Lage älterer Menschen in Deutschland und Europa. G + B Verlag Fakultas.
- Aleman, Ulrich v.; Heinze, Rolf G.; Wehrhöfer, Ulrich (Hrsg.) (1999): Bürgergesellschaft und Gemeinwohl. Analyse. Diskussion. Praxis. Opladen.
- Alheit, Peter; Hoerning, Erika M. (Hrsg.) (1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung. Frankfurt Main.
- Atchley, R. C. (1976): The process of retirement: Comparing women and men. In: M. Szinowacz (Ed.) Women's retirement. Beverly Hills, p. 153-168.
- Baacke, Dieter (1983): Die 13- bis 16 Jährigen. Einführung in Probleme des Jugendalters. Weinheim.
- Baacke, Dieter (1992): Die 6- bis 12 Jährigen. Einführung in Probleme des Kindesalters. Weinheim.
- Backes, Gertrud (1987): Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe. Augsburg.
- Backes, Gertrud M. (1997): Alter(n) als gesellschaftliches Problem? Opladen.
- Backes, Gertrud M; Clemens, Wolfgang (1998): Lebensphase Alter. München.
- Backes, Gertrud M.; Clemens, Wolfgang (Hrsg.) (2000): Lebenslagen im Alter. Gesellschaftliche Bedingungen und Grenzen. Opladen.
- Backes, Gertrud M. (2003): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. Weinheim.
- Backhaus-Maul, Holger et al. (Hrsg.) (2000): Bürgerschaftliches Engagement in Ostdeutschland. Potenziale und Perspektiven. Opladen.
- Balluseck von, Hilde (1984): Private und öffentliche Erziehung: die Arbeit von Frauen in Familie und Kindertagesstätte. Berlin.
- Baltes, Margret; Montada, Leo (Hrsg.) (1996): Produktives Leben im Alter. Frankfurt Main.
- Barkholdt, Corinna (2001): Prekärer Übergang in den Ruhestand. Wiesbaden.
- Baur, Jürgen (1997): Freiwilliges Engagement und Partizipation in ostdeutschen Sportvereinen. Köln.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt Main.
- Beck, Ulrich (1992): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt Main.
- Beck - Gernsheim, Elisabeth (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf, Frauenwelt Familie. Frankfurt Main.
- Beck - Gernsheim, Elisabeth (1994): Auf dem Weg in die postfamiliale Familien. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandschaft. In: Beck, Ulrich; Beck - Gernsheim,

- Elisabeth(Hrsg.): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften. Frankfurt Main.
- Beck - Gernsheim, Elisabeth (1994): Familienangelegenheiten. Wie Familien leben und (besser) leben können. Bonn.
- Becker; Rudolph (1994): Handlungsorientierte Seniorenbildung. Modellprojekte. Konzeptionelle Überlegungen. Praktische Beispiele. Opladen.
- Becker; Veelken; Wallraven (1999): Handbuch Altenbildung. Theorien und Konzepte für Gegenwart und Zukunft. Opladen.
- Becker, Rolf (Hrsg.) (1997): Generationen und sozialer Wandel. Opladen.
- Becker - Schmidt, Regina (1991): Forschungsprojekt. Erarbeitung eines Konzeptes zur Förderung von Frauen und Frauenforschung. Abschlussbericht. Hannover.
- Behr, Karin et al. (2000): Strukturwandel des Ehrenamts. Gemeinwohlorientierung im Modernisierungsprozess. München.
- Behr, Karin; Liebig, Reinhard; Rauschenbach, Thomas (1999): Das Ehrenamt in empirischen Studien: ein sekundäranalytischer Vergleich. Stuttgart.
- Behnken, Imbke; Schulze, Theodor (Hrsg.) (1997): Tatort Biographie. Spuren. Zugänge. Orte. Ereignisse. Opladen.
- Berger, Peter L. et al.(1979): Das Unbehagen in der Modernität. Frankfurt Main.
- Berger, Peter A.; Sopp, Peter (Hrsg.) (1995): Sozialstruktur und Lebenslauf. Opladen.
- Bilden, Helga; Keupp, Heiner (1991): Verunsicherungen: das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel. Münchener Beiträge zur Sozialpsychologie. Hogreve.
- Blossfeld, Hans-Peter (1989): Kohortendifferenzierung und Karriereprozess: eine Längsschnittstudie über die Veränderung der bildungs- und Berufschancen im Lebenslauf. Frankfurt Main.
- Bock, Thomas (1986): Ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich. In: DV (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt Main, S. 223-225.
- Bock, Karin (2001): Umbruch in Ostdeutschland: Politik, Utopie und Biographie im Übergang. Wiesbaden.
- Böhnisch, Lothar (1993): Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung. Weinheim.
- Bohnsack, Ralf; Marotzki, Winfried (Hrsg.)(1998): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen.
- Born, Claudia; Krüger, Helga (Hrsg.) (2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime. Weinheim.
- Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg.
- Bourdieu, Pierre (1993): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt Main.

- Brandenburg, Hartmut (1995): Neues Ehrenamt. Herausforderungen und Perspektiven. In: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit. H2, 107-119.
- Brandstätter, Hermann (1983): Sozialpsychologie: Psychologie sozialer Erfahrung. Stuttgart.
- Braun, Joachim; Burmeister, Joachim; Engels, Dietrich (Hrsg.) (2004): seniorTrainerinnen. Neue Verantwortungsrolle und Engagement in Kommunen. Bundesmodellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“. Bericht zur ersten Programmphase. ISAB - Schriftenreihe: Berichte aus Forschung und Praxis Nr.84. Leipzig, Köln.
- Braun, Joachim; Bischoff, Stefan (1999): Bürgerschaftliches Engagement älterer Menschen: Motive und Aktivitäten. Engagementförderung in Kommunen - Paradigmenwechsel in der offenen Altenarbeit. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 184. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Braun, J.; Claussen, F. (1997): Freiwilliges Engagement im Alter. Nutzen und Leistungen von Seniorenbüros. BfSFJ Schriftenreihe. Bd. 194.3. Stuttgart.
- Brückner, Hannah (1989): Lebensverläufe und gesellschaftlicher Wandel. Berlin.
- Bubolz-Lutz, Elisabeth (1984): Bildung im Alter. Freiburg.
- Bude, Heinz (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktion sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt/Main.
- Bude, Heinz (1992): Die Soziologie der Bundesrepublik. Merkur 46, 569-580.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1993): Erster Altenbericht der Bundesregierung: die Lebenssituation älterer Menschen in Deutschland. Bonn.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1997): Nachberufliche Tätigkeitsfelder. Konzepte, Forschungslage, Empirie. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1999): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung 1999 zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Ergebnisse der Repräsentativerhebung 2004 zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und bürgerschaftlichem Engagement. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Burmeister et al. (2005): Weiterbildung älterer Menschen für bürgerschaftliches Engagement als senior Trainerinnen. Ein Kurskonzept für lokale Netzwerke. In: ISAB Schriftenreihe – Berichte aus Forschung und Praxis Nr. 91. Köln.
- Coleman, J. S. (1991): Grundlagen der Sozialtheorie. München.
- Corsa, M. (1997): Jugendliche, das Ehrenamt und die gesellschaftliche Dimension. In: Recht der Jugend und des Bildungswesens. H3, S. 24-344.
- Clemens, Wolfgang (1997): Frauen zwischen Arbeit und Rente. Lebenslagen in späterer Erwerbstätigkeit und frühem Ruhestand. Opladen.
- Clemens, Wolfgang (1998b): Späte Erwerbstätigkeit, Verrentung und Ruhestands Anpassung von Frauen. Opladen.

- Dahrendorf, Ralf (1992): Der moderne soziale Konflikt: Essay zur Politik der Freiheit. Stuttgart.
- Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht: zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen.
- Denzien, Norman K. (1970): Handbook of qualitative research. Thousand Oaks/Calif.
- Dettbarn - Reggentin, Jürgen; Reggentin, Heike (Hrsg.) (1992): Neue Wege in der Bildung Älterer. Bd. 1/ 2. Freiburg i. Breisgau.
- Dettling, Warnfried (1998): Ehrenamt in der Bürgergesellschaft. Robert Bosch Stiftung, Stuttgart.
- Dewe, Bernd (1999): Lernen zwischen Vergewisserung und Ungewissheit: reflexives Handeln in der Erwachsenenbildung. Opladen.
- Diekmann, Andreas (1987): Methoden zur Analyse von Zeitverläufen. Stuttgart.
- Diewald, Martin (1996): Zwischenbilanz der Wiedervereinigung: Strukturwandel und Mobilität im Transformationsprozess. Opladen.
- Dilthey, Wilhelm (1981). Der Aufbau der geschichtlichen Welt in der Geisteswissenschaft. Frankfurt Main.
- Dittmann – Kohli, Freya; Kohli, Martin; Kühnemund, Harald (1991): Lebenszusammenhänge, Selbstkonzepte und Lebensentwürfe. Die Konzeption des deutschen Alters Survey. Berlin FU. Forschungsbericht 47 der Forschungsgruppe Altern und Lebenslauf.
- Die Zeit: Thema Alter(n). Ausgaben Januar bis Juni 2003.
- Ehmer, Josef (1990): Sozialgeschichte des Alterns. Frankfurt M.
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2002): Bürgerschaftliches Engagement und Zivilgesellschaft. Schriftenreihe Band 1. Opladen.
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2002): Bürgerschaftliches Engagement: auf dem Weg in eine zukunftsfähige Bürgergesellschaft. Schriftenreihe Band 4. Opladen.
- Enquete-Kommission „Zukunft des Bürgerschaftlichen Engagements“ Deutscher Bundestag (Hrsg.) (2003): Politik des Bürgerschaftlichen Engagements in den Bundesländern. Schriftenreihe Band 7. Opladen.
- Erikson, Erik H. (1973): Identität und Lebenszyklus. 3 Aufsätze. Frankfurt Main.
- Evers, Adalbert; Olk, Thomas (Hrsg.) (1996): Wohlfahrtspluralismus. Vom Wohlfahrtsstaat zur Wohlfahrtsgesellschaft. Opladen.
- Evers, Adalbert (1998): Soziales Engagement. Zwischen Selbstverpflichtung und Bürgerpflicht. In: Transit, 15, 187-200.
- Evers, Adalbert (2001): Soziales Engagement zwischen Selbstverwirklichung und Bürgerpflicht. In: Transit, 15.

- Faulstich-Wieland, Hannelore (1996): Individuum und Gesellschaft: Sozialisationstheorie und Sozialisationsforschung. München.
- Fend, Helmut (1991): Entwicklungspsychologie. Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Frankfurt M.
- Fend, Helmut (1992): Entwicklungspsychologie. Vom Kid zum Jugendlichen. Der Übergang und seine Risiken. Frankfurt Main.
- Fiedler, Peter (1989): Persönlichkeitsstörungen. Weinheim.
- Filipp, Sigrun – Heide (1990): Kritische Lebensereignisse. München
- Filipp, Sigrun – Heide; Mayer, Anne – Kathrin (1999): Bilder des Alters. Altersstereotype und die Beziehung zwischen den Generationen. Stuttgart.
- Friebertshäuser, Barbara (1997): Handbuch qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim.
- Gaskin, Katharine et al. (1996): Ein neues bürgerschaftliches Europa. Eine Untersuchung zur Verbreitung und Rolle von Volunteering in zehn Ländern. Freiburg im Breisgau.
- Gass, Gerald (1996): Betriebliche Arbeitskräftenachfrage und Strukturierung der Arbeitslosigkeit. Frankfurt Main.
- Geisler, Birgit; Oechsle, Mechthild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe. Weinheim.
- Gensicke, Thomas (2000): Die neuen Bundesbürger: eine Transformation ohne Integration. Opladen.
- Gensicke, Thomas (2006): Freiwilliges Engagement in Deutschland 1999 – 2004. Wiesbaden.
- Geo-Magazin: Generation Grau. Mai 2004.
- Glaser, Barney G. (1979): Grounded theory: Strategien qualitativer Sozialforschung. Bern.
- Gloger-Tippelt, Gabriele (1987): Schwangerschaft und erste Geburt: psychologische Veränderungen der Eltern. Stuttgart.
- Goekenjahn, Gerd (2000a): Das Alter würdigen. Altersbilder und Bedeutungswandel des Alters. Frankfurt Main.
- Goekenjahn, Gerd (2000b): Altersbilder und die Regulierung der Generationenbeziehungen. Einige systematische Überlegungen. In: Ehm/ Gutschner (Hrsg.)
- Goekenjan, Gerd; v. Kondratowitz, Hans-Joachim (1988): Alter und Alltag. Frankfurt Main.
- Goffman, Irving (1977): Stigma. Über Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt Main.
- Göschel, Albrecht (1991): Die Ungleichzeitigkeit der Kultur. Wandel des Kulturbegriffs in vier Generationen. Stuttgart.
- Griese, Birgit (1998): Biographische Fallarbeit: Theorie, Methoden und Praxisrelevanz. Wiesbaden.

- Haan, Norma (1977): Coping and defending. Processes of self-environment organization. New York. Academic Press.
- Habermas, Jürgen (1985): Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt Main.
- Harris Interactive (1975): The painful Truth Survey. Washington.
- Hartge, Thomas (1989): Das andere Denken: Hermeneutische Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Autobiografieforschung. Wiesbaden.
- Häußermann, Hartmut; Gerdes, Johann (2000): Gewinner und Verlierer auf dem Arbeitsmarkt. In: Esser, Hartmut (Hrsg.) Der Wandel nach der Wende. Wiesbaden.
- Havighurst, R. J. (1972): Developmental tasks and education. New York.
- Hedtke-Becker, Astrid (1994): Angehörige pflegebedürftiger alter Menschen – Experten im System häuslicher Pflege. Weinheim.
- Hein; Olbertz (1997): Bildung zwischen Staat und Markt. Opladen.
- Heinz, Walter, R. (2000) (Hrsg.): Statuspassagen und Lebenslauf. Weinheim.
- Heinze, Rolf G.; Bucksteeg, Matthias (1996): Freiwilliges soziales Engagement in NRW: Potentiale und Fördermöglichkeiten. In: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (Hrsg.): Zukunft des Sozialstaats. Düsseldorf.
- Heinze, Rolf G.; Olk, Thomas (Hrsg.) (1999): Bürgerengagement in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven. Opladen.
- Helberger, Christof (1982): Bildug und Arbeit in Ostdeutschland. Berlin.
- Hoerning, Erika M. (1991): Biographieforschung und Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn.
- Hoerning, Erika M. (1992): Zwischen den Fronten. Berliner Grenzgänger und Grenzhändler 1948-1968. Köln.
- Hoerning, Erika M.; Corsten, Michael (Hrsg.)(1995): Institution und Biographie: die Ordnung des Lebens. Pfaffenweiler.
- Huinink, Johannes (1993): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach. Berlin.
- Hummel, Konrad (1995a): Das bürgerschaftliche Engagement als Lernprojekt des Sozialstaates. Freiburg i. Breisgau.
- Hummel, Konrad (2003): Perspektiven der Bürgergesellschaft. Redemanuskript Augsburgsburger Freiwilligenzentrum.
- Hurrelmann, Klaus et al (1985): Sozialisation und Gesundheit: somatische, psychische und soziale Risikofaktoren im Lebenslauf. Weinheim.
- Hurrelmann, Klaus (1994): Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung. Weinheim, München.
- Hurrelmann, Klaus (2001): Einführung in die Sozialisationstheorie über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit. Weinheim.
- Hurrelmann, Klaus (2003): Einführung in die Kindheitsforschung. Weinheim.

- ISAB (Hrsg.) (2001): Die Freiwilligen: das Sozialkapital des neuen Jahrtausends. Förderpolitische Konsequenzen aus dem Freiwilligenurvey 1999. Berichte aus Forschung und Praxis Nr. 17. Köln, Leipzig.
- ISAB (2004): seniorTrainerin: Neue Verantwortungsrolle und Engagement in Kommunen.
- Bundesmodellprogramm „Erfahrungswissen für Initiativen“ Bericht zur ersten Programmphase. ISAB-Schriftenreihe: Berichte aus Forschung und Praxis Nr. 84. Köln.
- Jahrbuch des DZA: 1996, 1997, 1998; 1999, 2000, 2001, 2002, 2003
- Jakob, Gisela (1993): Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements. Opladen.
- Kade, Jochen (1996): Lebenslanges Lernen - Mögliche Bildungswelten in Erwachsenenbildung, Biographie und Alltag. Opladen.
- Kade, Jochen; Seitter, Jochen (1996b): Lebenslanges Lernen - Mögliche Bildungswelten. Opladen.
- Kade, Jochen (1997b): Riskante Biographien und das Risiko lebenslangen Lernens. In: Report Nr.39.
- Kade, Sylvia (Hrsg.) (1994): Individualisierung und Älterwerden. Bad Heilbrunn.
- Kade, Sylvia (1994): Altersbildung. Lebenssituation und Lernbedarf. Frankfurt Main.
- Kade, Sylvia (2001): Selbstorganisiertes Alter. Frankfurt/ Main.
- Kade, Sylvia (2001): Selbstorganisiertes Alter. Lernen in reflexiven Milieus. Bielefeld.
- Karl, Fred (1992): Bildung und Freizeit im Alter: Lebensplanung, Seniorenstudium, Soziales Ehrenamt – Beispiele und Modelle. Bern.
- Kast, Verena (1989): Trauer, Phasen und Chancen des psychischen Prozesses. Stuttgart.
- Kelle, Udo (1999): Vom Einzelfall zum Typus: Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen.
- Kemper, Herwart (1984): Politisierung der Erziehung und Pädagogisierung der Schule. Weinheim.
- Klages, Helmut (1996a): Freiwilliges soziales Engagement und Weiterbildung. Bad Honnef.
- Klages, Helmut (2001): Engagement und Engagementpotenzial in Deutschland. Erkenntnisse der empirischen Forschung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 38/98.
- Klages, Helmut; Gensicke, Thomas (1999): Wertewandel und bürgerschaftliches Engagement an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Speyer.
- Klingenberger, H. (1992): Ganzheitliche Geragogik. Bad Heilbrunn.
- Klingenberger, H. (1996): Handbuch Altenpädagogik. Bad Heilbrunn.
- Klose, Hans Ulrich (Hrsg.) (1993): Altern der Gesellschaft. Antworten auf den demographischen Wandel. Köln.

Knoll, Joachim H. (1974): Lebenslanges lernen. Erwachsenenbildung in Theorie und Praxis. Hamburg.

Knopf, Detlef (1989): Produktivität des Alters. Berlin.

Knopf, Detlef; Schäffter, Ortfried; Schmidt, Roland (Hrsg.) (1995): Produktivität des Alters. Berlin.

Knopf, Detlef (2000): Menschen im Übergang von der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand. Eine Herausforderung für die Erwachsenenbildung. Bonn.

Kocka, Jürgen (1994): Eine durchherrschte Gesellschaft. In: Kaeble, Hartmut et al. (Hrsg.) Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart.

Kohli, Martin (1978): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt.

Kohli, Martin (1980): Antizipation, Bilanzierung, Irreversibilität. Dimensionen der Auseinandersetzung mit beruflichen Problemen im mittleren Erwachsenenalter. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie. Heft 1.

Kohli, Martin et al. (Hrsg.) (1989): Je früher - desto besser? Die Verkürzung des Erwerbslebens am Beispiel des Vorruhestands in der chemischen Industrie. Berlin.

Kohli, Martin et al. (1993): Engagement im Ruhestand. Rentner zwischen Erwerb, Ehrenamt und Hobby. Opladen.

Kohli, Martin; Künemund, Harald (2000) (Hrsg.): Die zweite Lebenshälfte. Opladen.

Kohli, Martin; Künemund, Harald (1996): Geben und Nehmen. Die Älteren im Generationenverhältnis. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Nr. 4, 511-515.

Kolland, Franz (1996): Bildungschancen für ältere Menschen. Ansprüche an ein gelungenes Leben. Münster.

Kondratowitz, R.-J. (1983) (Hrsg.): Die gesellschaftliche Gestaltbarkeit von Altersverläufen. Berlin.

Kramer, D.; Wagner, S.; Billeb, K. (1998): Soziale Bürgerinitiative in den neuen Bundesländern. Untersuchung zu einem Förderprogramm 1993-1997. Stuttgart.

Kraul, Margret; Marotzki, Winfried (2002): Biographische Arbeit. Opladen.

Krippendorf, Jost (2004): Der Übergang – eine andere Welt ist möglich. Bern.

Krüger, Heinz Hermann; Marotzki, Winfried (Hrsg.) (1995): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Opladen.

Langfeld, Gabriele; Wezel, Hannes; Wolf, Guido (2001): Bürgergesellschaft konkret. Bertelsmann Stiftung.

Lau, Viktor (1999): Erzählen und Verstehen: historische Perspektiven der Hermeneutik. Würzburg.

Laslett, Peter (1995): Das dritte Alter: historische Soziologie des Alterns. Weinheim.

Lazarus, Richard S. (1978): Stress, appraisal and coping. New York.

Lebendige Seelsorge 3/ 2006

- Lehr, Ursula (1987): Zur Situation der älter werdenden Frau. München.
- Lehr, Ursula (1987): Formen seelischen Alterns. Stuttgart.
- Liebig, Rudolf (1999): „Wovon reden wir eigentlich?“ Die Dimensionen des bürgerschaftlichen Engagements. In: Rundbrief des Verbands für soziokulturelle Arbeit. H1, 20-29.
- Lisch, Ralf; Kriz, Jürgen (1988): Methodenlexikon für Humanwissenschaft und Sozialwissenschaft. Frankfurt Main.
- Luhman, Niklas (1986): Systeme verstehen Systeme. Frankfurt Main.
- Mader, Wilhelm (1995): Weiterbildung und Gesellschaft: Grundlagenwissen und berufliche Praxis in der Bundesrepublik. Bremen.
- Malwitz - Schütte (2000): Selbstgesteuerte Lernprozesse älterer Erwachsener. (DIE)
- Marotzki, Winfried (1990): Entwurf einer strukturalen Bildungstheorie. Biographietheoretische Auslegung von Bildungsprozessen. Weinheim.
- Mayer, Karl Ulrich (Hrsg.): Lebensverläufe und sozialer Wandel. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. Sonderheft 31/ 1990.
- Mayring, Philipp (1997): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim.
- Meckl, Ulrike (1996): Bildungsbedürfnisse von Familienfrauen in der Erwachsenenbildung. Aachen.
- Meuschel, Sigrid (1992): Legitimation und Parteiherrschaft: Zum Paradox von Stabilität und Revolution in der DDR 1949-1989. Frankfurt Main.
- Mollenhauer, Klaus (1977): Methoden der Erziehungswissenschaft. München.
- Münkler, Herfried (1999a) (Hrsg.): Gemeinwohl und Gemeinsinn. Rhetorik und Perspektiven sozialmoralischer Orientierung. Bd. 2. Berlin.
- Mutz, G. (1995): Institutionalisierung reflexiver Erwerbsverläufe in West- und Ostdeutschland. Erwerbsbiographische Stabilität und Kontinuität. In: Corsten, Hoerning 1994.
- Naegele, Gerhard; Tews, Hans Peter (Hrsg.) (1993): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Opladen.
- Nährlich, Stefan (2000): Bürgerstiftungen in Deutschland – Bilanz und Perspektiven. Wiesbaden.
- Neckel, Sighard (1992): Status und Scham: zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt Main.
- Negt, Oskar (2001): Arbeit und menschliche Würde. Berlin.
- Neubauer, Erika (1999): Fakten und Felder der freien Seniorenarbeit. Bonn.
- Neue Praxis 4 (1999)
- Niederfranke, Annette et al. (1992): Die Farben des Herbstes. Die vielen Gesichter des Alters heute. München.

- Oerter, Rolf (1985): Lebensbewältigung im Jugendalter. Weinheim.
- Oerter, Rolf; Montada, Leo (Hrsg.) (2002): Entwicklungspsychologie. Weinheim.
- Offe, Claus; Fuchs, Susanne (2002): Schwund des Sozialkapitals? Der Fall Deutschland. In: Putnam, Robert D. (Hrsg.): Gesellschaft und Gemeinsinn. Sozialkapital im internationalen Vergleich. Gütersloh, 417-514.
- Olk, Thomas (1987): Das soziale Ehrenamt. In: Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 14.
- Olk, Thomas (1989): Vom „alten“ zum „neuen“ Ehrenamt. Ehrenamtliches Engagement außerhalb etablierter Träger. In: Blätter der Wohlfahrtspflege.
- Olk, Thomas (1996): Wohlfahrtsverbände im Transformationsprozess Ostdeutschlands. In: Kollmorgen, Rainer et al. (Hrsg.): Sozialer Wandel und Akteure in Ostdeutschland. Empirische Befunde und theoretische Ansätze. Opladen, 179-216.
- Olk, Thomas (2004): Soziale Arbeit als Dienstleistung: Grundlegungen, Entwürfe und Modelle. München.
- Opitz, Hanne (1998): Biographie – Arbeit im Alter. Würzburg.
- Pankoke, Erik (1988): Freies Engagement. Steuerung und Selbststeuerung selbstaktiver Felder. In: Strachwitz, 251-270.
- Papastefanou, Georgios (1987): Familiengründung im Lebensverlauf: eine empirische Analyse sozialstruktureller Bedingungen der Familiengründung bei den Kohorten 1929-31, 1939-41 und 1949-51. Berlin.
- Pfaff, Holger (1989): Stressbewältigung und soziale Unterstützung: zur sozialen Regulierung individuellen Wohlbefindens. Weinheim.
- Pfau, Gudrun (1998): „Alles wird besser, nichts wird gut“ Frauenerwerbstätigkeit als gesellschaftliches Problem nach dem 1. Und 2. Weltkrieg. Wien.
- Pinquart, Martin (1998): Das Selbstkonzept im Seniorenalter. Weinheim.
- Pollack, Detlef (1990): Ostdeutsche Identität - ein multidimensionales Phänomen. In: Meulemann, Heiner (Hrsg.): Werte und nationale Identität im vereinten Deutschland. Erklärungsansätze und Umfrageforschung. Opladen. 301-318.
- Prahl, Hans Werner; Schroeter, Klaus R. (1996): Soziologie des Alterns. München.
- Preuss-Lausitz, Ulf (1995): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder: zur Sozialisationsgeschichte seit dem Zweiten Weltkrieg. Weinheim.
- Priller, Eckhard (1996): Veränderungen in der politischen und sozialen Beteiligung in Ostdeutschland. In: Zapf, Wolfgang; Habich, Roland (Hrsg.): Wohlfahrtsentwicklung im vereinten Deutschland. Sozialstruktur, sozialer Wandel und Lebensqualität. Berlin.
- Priller, Eckhard; Zimmer, Anette (Hrsg.) (2002): Der dritte Sektor international: mehr Markt - weniger Staat? Berlin.
- Prisching, Manfred (2003): Alter heute - ein Mosaik mit Widersprüchen. In: Rosenmayr, Leopold; Böhmer, Franz (Hrsg.) Hoffnung Alter. Wien.

- Rauschenbach, Thomas.; Möller, S.; Otto, U. (1988): Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamts. In: Möller; Rauschenbach, 223-242.
- Reichwein, Roland (1992): Umbrüche in der Privatsphäre: Familie und Haushalt zwischen Politik, Ökonomie und sozialen Netzen. Bielefeld.
- Roller, Edeltraut (1996): Abbau des Sozialstaats. Einstellungen der Bundesbürger zu Kürzungen von Sozialleistungen in den 90er Jahren. Berlin. WZB FS, 96-205.
- Roloff, Juliane (1997): Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre. Opladen.
- Rosch – Inglehart, M (1988): Kritische Lebensereignisse. Eine sozialpsychologische Analyse. Stuttgart.
- Rosenblatt, Bernhard v. (Hrsg.) (2001): Freiwilliges Engagement in Deutschland - Freiwilligensurvey 1999- Ergebnisse einer Repräsentativerhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und Bürgerschaftlichem Engagement. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Band 194.1. Stuttgart, Berlin, Köln.
- Rosenmayr, Leopold (1978): Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen. München.
- Rosenmayr, Leopold (1979): Der alte Mensch in der Gesellschaft. Reinbek b. Hamburg.
- Rosenmayr, Leopold; Böhmer, Franz (Hrsg.) (2003): Hoffnung Alter. Forschung, Theorie, Praxis. Wien.
- Rosenow, Joachim (1993): Die Regulierung von Altersgrenzen: Strategien von Unternehmen und die Politik des Staates. Berlin.
- Rosenthal, Gabriele (1990): Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun. Zur Gegenwärtigkeit des Dritten Reiches in erzählter Lebensgeschichte. Opladen.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Geschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung. Frankfurt Main.
- Roth, R. (2000): Bürgerschaftliches Engagement – Formen, Bedingungen, Perspektiven. In: Zimmer, A.; Nährlich, S. (Hrsg.): Engagierte Bürgerschaft – Traditionen und Perspektiven, 25-48.
- Sachse, Christian (1998): Aktive Jugend – wohlgezogen und diszipliniert. Münster.
- Schäfer, Katrin (2000): Die Verdopplung der Ungleichheit. Sozialstruktur und Geschlechterverhältnisse in der Bundesrepublik und in der DDR. Opladen.
- Schäuble, Gerhard (1995): Sozialisation und Bildung der jungen Alten vor und nach der Berufsaufgabe. Stuttgart.
- Schenk, B; Schlegel, C. (1993): Politische Einstellungen ostdeutscher Frauen. Berlin.
- Scherf, Henning (2006): Grau ist bunt. Was im Alter möglich ist. Freiburg 2006.
- Schmidt, R. (1991): Altenhilfe – (k)ein Geschäft für Profis. Berlin.
- Schulze, Theodor (1995): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Anfänge, Fortschritte, Ausblicke. Bonn.

- Schulze, Theodor (1997): Interpretation von autobiographischen Texten. In: Friebertshäuser, Barbara; Pringel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitativer Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim.
- Schumacher, Jürgen; Stier, Karin (1996): Ältere Menschen – soziales Ehrenamt: Exemplarische Bestandsaufnahme und Handlungsempfehlungen. Stuttgart.
- Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas (1979): Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt M.
- Schirmacher, Frank (2004): Das Methusalemkomplott. München.
- Schimany, Peter (2003): Die Alterung der Gesellschaft. Ursachen und Folgen des demographischen Umbruchs. Frankfurt Main.
- Schlutz/Tews (1992): Perspektiven zur Bildung Älterer. Frankfurt.
- Schmidt-Scherzer, Reinhard et al. (1994): Ressourcen älterer und alter Menschen. Stuttgart.
- Schwitzer, Klaus-Peter (1992) in: Schmidt, Udo-Jürgen (Hrsg.): Altern in der sozialistischen Gesellschaft. Jena.
- Seibel, Wolfgang (1997): Erfolgreich gescheiterter Institutionentransfer: Eine politische Analyse des Dritten Sektors in den neuen Bundesländern. In: Anheier, Helmut K. et al. (Hrsg.) 127-149.
- Silver, R.L.; Wortman, C.B. (1980): Coping with undesirable life events. In: Garber, J. (Eds.) Human helplessness: Theory and Applications. New York.
- Sozialer Fortschritt (4/2002): Unabhängige Zeitung für Sozialpolitik. hg. von der Gesellschaft für sozialen Fortschritt e.V.
- Stadelhofer, Carmen (1996): Kompetenz und Produktivität im dritten Lebensalter. Bielefeld.
- Statistisches Bundesamt (2004) (Hrsg.): Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland.
- Statistisches Jahrbuch für die Bundesrepublik Deutschland 2003. Statistisches Bundesamt. Wiesbaden.
- Steiger, H. (1994): Altenbildung. Regensburg.
- Strohmeier, K.P. et al. (1987): Lebenslagen und Alltagsorganisation junger Familien in Nordrhein – Westfalen. IBS-Materialien, Bd. 25, Bielefeld.
- Tesch-Römer, C. et al. (2002): Alterssurvey. Berlin.
- Tews, Hans Peter (1993): Soziologie des Alterns. Heidelberg.
- Thomae, Hans (1983): Alternsstile und Altersschicksale. Ein Beitrag zur Differentiellen Gerontologie. Wien.
- Tidl, Georg (1984): Die Frau im Nationalsozialismus. Wien.
- Tillmann, Klaus Jürgen (2004): Sozialisierungstheorien. Eine Einführung in den Zusammenhang von Gesellschaft, Institution und Subjektwerdung. Reinbek.
- Tippelt, Rudolf (1998): Handbuch Erwachsenenbildung, Weiterbildung. Opladen.

- TNS infratest (2005): Freiwilligensurvey 2004.
- Tölke, Angelika (1989): Lebensverläufe von Frauen. Familiäre Ereignisse, Ausbildungs- und Erwerbsverhalten. Weinheim.
- Turnwald, Hilde (1948): Gegenwartsprobleme Berliner Familien: eine soziologische Untersuchung an 498 Familien. Berlin.
- Ulich, Dieter (1987): Krise und Entwicklung. Zur Psychologie der seelischen Gesundheit. München.
- Veelken, Ludger (1990): Neues Lernen im Alter. Opladen.
- Veelken, Ludger (1992): Fortbildung für ehrenamtliche Tätigkeit im Bereich der Altenarbeit. Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein – Westfalen. Opladen.
- Voges, Wolfgang (Hrsg.) (1987): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen
- Vortmann, M. (2001): Freiwilliges Engagement älterer Menschen als Instrument der gesellschaftlichen Partizipation – Handlungsbedarf und Förderstrategien. Münster.
- Watzlawick, Paul (1969): Menschliche Kommunikation: Formen, Störungen, Paradoxien. Bern.
- Weißbuch: Lehren und Lernen. Auf dem Weg zur kognitiven Gesellschaft. Europäische Kommission 1995.
- Wensierski von, Hans-Jürgen (1994): Mit uns zieht die alte Zeit. Biografie und Lebenswelt junger DDR Bürger im gesellschaftlichen Umbruch. Opladen.
- Weymann, Ansgar (1989): Handlungsspielräume: Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart.
- Wittrahm, Andreas (1995): Psychologische Grundlagen der Altenarbeit. Bonn.
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung: Überblick und Alternativen. Frankfurt Main.
- Zander, M.; Notz, Gisela (1997): Ehrenamtliche soziale Arbeit und bürgerschaftliches Engagement in Thüringen. Forschungsprojekt im Auftrag der Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e.V. Erfurt.
- Zeller-Forster, (2001): Phänomene im Erleben von Krankheit und Umfeld. Göttingen.
- Zeman, Peter (Hrsg.) (2000): Selbsthilfe und Engagement im nachberuflichen Leben. Weichenstellungen, Strukturen, Bildungskonzepte. Regensburg.
- Zimmermann, Peter (2003): Grundwissen Sozialisation. Wiesbaden.
- Zinnecker, Jürgen (1985): Jugendkulturen 1949 – 1985. Opladen.